

Ami McKay

Der verbotene Garten



Roman

*Aus dem Englischen
von Astrid Mania*

btb

1871: Das Mädchen Moth wächst in Manhattans Lower East Side auf. Die ersten Wörter, die sie lernt, sind jene, die die handgemalten Schilder ihrer Mutter, der Wahrsagerin, zieren: »Salomonring«, »Venusberg«, »Kopf«, »Herz«, »Schicksal«, »Glück« und »Leben«. Sehnsüchtig blickt sie oft in die verbotenen Gärten der großen herrschaftlichen Gebäude, bevor sie sich abends mit der Mutter auf ihr Lager legt. Als sie zwölf wird, erhält sie als Hausmädchen Zutritt in diese Welt. Doch ihre Hausherrin pflegt seltsame Gewohnheiten, und bald erkennt Moth, dass sie selbst ein Gut besitzt, das manch einer höher erachtet als allen Schmuck und Besitz...

AMI MCKAY wurde im amerikanischen Bundesstaat Indiana geboren. Sie hat Musikwissenschaft und Musikerziehung studiert und einige Zeit als Lehrerin in Chicago gelebt, bevor sie im Jahr 2000 nach Kanada zog. Ihr erster Roman »In Mondnächten« stand wochenlang auf Platz eins der kanadischen Bestsellerlisten. Ihr neuer Roman »Der verbotene Garten« ist inspiriert von der Lebensgeschichte ihrer Ur-Urgroßmutter Dr. Sarah Fonda Mackintosh, die im 19. Jahrhundert als Ärztin in New York praktizierte. Ami McKay lebt mit ihrem Mann und zwei Söhnen in der Fundy Bucht an der Küste von Nova Scotia.

AMI MCKAY BEI BTB

In Mondnächten. Roman (73556)

Die kanadische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »The Virgin Cure« bei Alfred A. Knopf,
a division of Random House Canada Limited, Toronto.

Der Auszug aus »Gedicht des Gedenkens für ein Mädchen oder
einen Burschen aus diesen Staaten« von Walt Whitman, Seite 8.
Zitiert nach: *Grasblätter*. Nach der Ausgabe von 1891–92 erstmals
vollständig übertragen und herausgegeben von Jürgen Bröcan,
München 2009 (Ausgesonderte Gedichte)

Der Liedtext vor Kapitel XXX stammt von: Stephen Collins Foster (1826–1864).

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung März 2013

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Ami McKay Copyright © der
deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random
House GmbH, München Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: © iStockphoto / ranplett; © Spiderplay / iStockphoto;
© Getty Images / Botanica / Lisa Hubbard

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

SL · Herstellung: sc

ISBN 978-3-641-08400-4

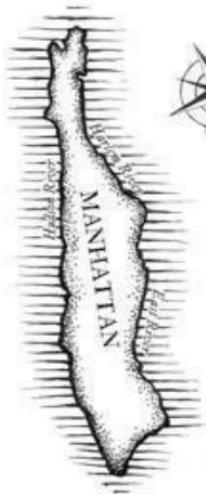
www.btbverlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de



Für Sarah Fonda Mackintosh – Ärztin, Mutter, Rebellin.
Und für meine Mutter, die mich nie vergessen ließ,
dass all das mein Erbe ist.



Fifth Avenue Hotel



Gramercy Park



Tiffany's



Pear Tree Corner/
Birnbaum



Brunswick Apotheke



Anwesen von
Miss Keteltas



Miss Everett's Haus



Spital der Stadt
New York für Bedürftige
Kinder und Frauen



Dink's Museum und
Palast der Illusionen



Dr. Sadies Mansarde



Die Bowery
Concert Hall

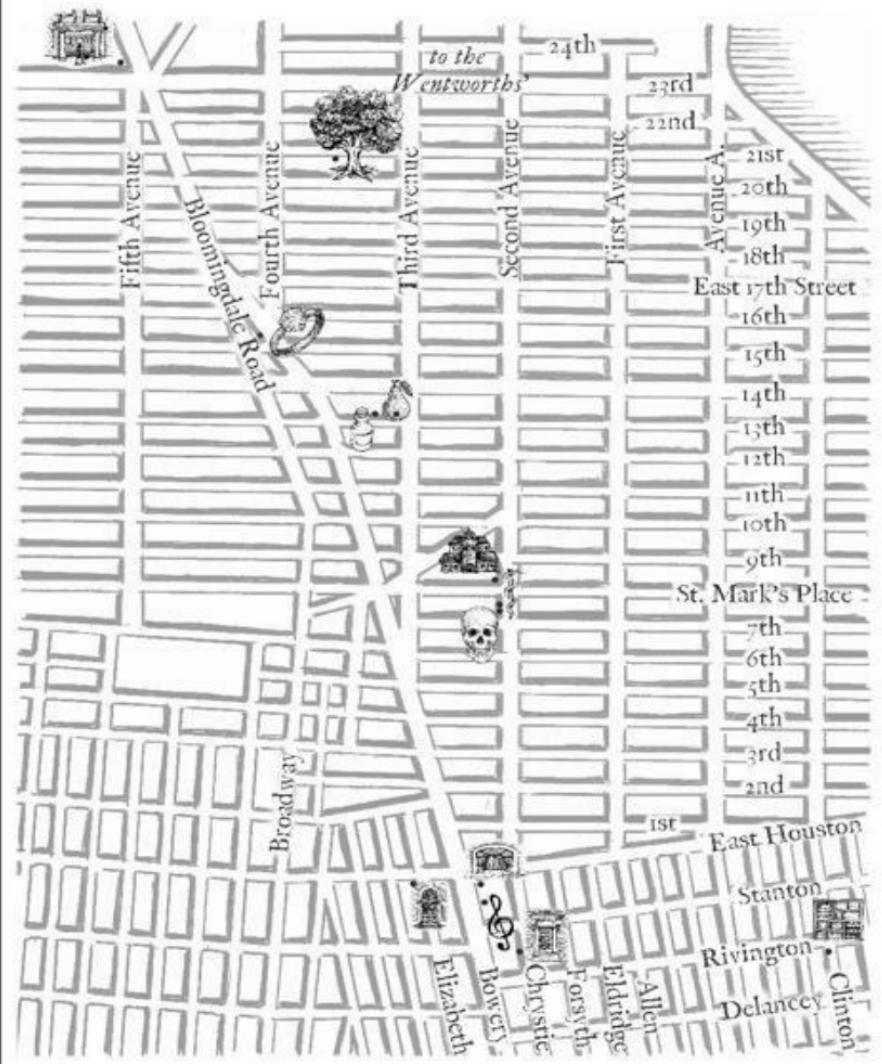


Unser Zuhause



Birnbaums
Kurzwarenladen





AN DEN LESER:

Im Sommer 1871 war ich als Ärztin am Spital der Stadt New York für Bedürftige Frauen und Kinder tätig und sorgte mich zudem um die Gesundheit und das Wohlergehen der Lower East Side. Hier begegnete ich auch der zwölfjährigen Moth.

Das Folgende gibt ihre Geschichte wieder, verfasst in ihren eigenen Worten, begleitet von der einen oder anderen Randbemerkung meinerseits. Ich hatte mich gemäß der Tradition meines Berufsstandes auf wissenschaftliche Annotationen beschränken wollen. Dennoch habe ich die Erzählung dort, wo es mir geboten schien, um einige persönliche Betrachtungen und Erinnerungen ergänzt. Dies geschah mit bestem Willen und mit bester Absicht.

OKTOBER 1880

S. F. H., DOKTOR DER MEDIZIN



Erinnere dich an die Zeiten – Eine Zeit ist bloß ein Teil –
Zeitalter sind bloß Teile; Erinnere dich an den Aberglauben, das
Gezänk, die Täuschungen, den Zorn über die Idee der Kaste,
Erinnere dich an die blutigen Grausamkeiten und Verbrechen.

Erahne die besten Frauen; Ich sage, ein zahlloses neues
Geschlecht kühner wohlumrissener Frauen wird sich über alle
Staaten verbreiten, Ich sage, ein Mädchen, das in diese
Staaten paßt, muß frei, fähig, furchtlos sein wie ein Junge.

WALT WHITMAN

Gerissenheit, großes Geld und Geschäftssinn, all dies wird
eingesetzt, wenn es gilt, auf gesetzlose Weise den mächtigen
Geschlechtstrieb aufzurühen.

DR. ELIZABETH BLACKWELL,
Gründerin des Spitals der Stadt New York
für Bedürftige Frauen und Kinder

PROLOG



Ich heiße Moth und stamme aus den Slums der Chrystie Street. Meine Mutter war die Wahrsagerin unseres Elendsviertels, mein Vater der Mann, der ihr das Herz brach.

Als er davonlief, war ich drei Jahre alt. Er hatte das Mietgeld aus der Keksdose und unser einziges Silbergefäß mitgenommen – eine angelaufene Zuckerschale, die meine Mutter aus den rauchenden Trümmern eines Hauses an der Third Avenue geborgen hatte.

»Geh nicht ...!« Wie oft flehte Mama das im Schlaf und zerrte an unserer gemeinsamen Decke, als wäre es seine Jacke. In solchen Momenten sehnte ich den Morgen herbei, wenn sie sich auf ihren Hass besann. Wenn die Bitterkeit in ihr wieder wach war und sie aufrecht hielt.

Nie nahm sie meine Hand. Nicht einmal einen Wangenkuss ließ sie zu. Wenn ich mich auf ihren Schoß setzen wollte, zog sie ein Gesicht und schob mich weg. »Ich habe dich als Baby in den Armen gehalten, bis sie mir fast abgefallen sind. Das, mein Kind, sollte genügen.«

Es machte nichts. Ich liebte sie.

Ich liebte die Art, wie sie sich ihr Seidentuch um den Kopf wickelte und die Enden seitlich herabhängen ließ. Ich liebte die Art, wie sie beim täglichen Blick in den Spiegel grinste, dabei

Zähne und sogar das Zahnfleisch entblößte, ihr Tuch nach hinten über die Schulter warf und über dessen schwarzen Besatz fuhr, ehe sie das Schild, das von ihrer Tätigkeit kündete, in unser Fenster stellte. Auf dem Schild war eine elegante Hand mit langen Fingern zu sehen, über die Handfläche zogen sich allerlei Linien, Pfeile und Worte: *Salomonring*, *Venusberg*. *Kopf*, *Herz*, *Schicksal*, *Glück*, *Leben*. Dies waren die ersten Worte, die ich lesen konnte.

Meinen Namen hatte mir mein Vater gegeben. Mama sagte, er sei ihm an einem Ort namens Pear Tree Corner in den Sinn gekommen – »als Einflüsterung eines uralten Birnbaums, der noch sämtliche Geheimnisse dieser Stadt kannte«. Der Apotheker, dem Haus und Laden gehörten, hatte meinem Vater gesagt, er könne den Baum alles fragen, und wenn er nur aufmerksam genug lausche, dann würde er auch eine Antwort erhalten. Das hatte mein Vater geglaubt.

»Nenne das Kind *Moth*«, hatte der knotige Baum mit tief gesenkten Zweigen, die Blätter am Ohr meines Vaters, geraunt. Mama war damals dabei gewesen, schwerfällig, mit rundem Gesicht, mit mir im Bauch, sie aber hatte es nicht vernommen.

»Es war seltsam und zauberhaft«, hatte es ihr mein Vater geschildert. »So, als ob ein schönes Mädchen dir zum ersten Mal von Liebe spricht. Ich schwöre bei Gott.«

Mama hatte mich eigentlich Ada nennen wollen, nach der reichen Ada St. Clair, die ihr einmal begegnet war, doch das hatte mein Vater nicht erlaubt. Ihm war es einerlei, dass Miss St. Clair an jedem einzelnen Finger einen funkelnden Diamanten trug und zu ihren Füßen zwei Möpse keuchten. Er war fest davon überzeugt, es würde Unglück bringen, die Weisung des Baums zu missachten.

Später, nachdem er uns verlassen hatte, hatte meine Mutter

noch versucht, mich Ada zu rufen, doch es war längst zu spät.
Ich hörte nur auf Moth.

»Wo ist Papa?«, fragte ich immer wieder. »Warum ist er nicht da?«

»Das wüsste ich selbst gern. Geh doch zu dem Baum und frage den.«

»Und wenn ich mich verlaufe?«

»Dann sieh zu, dass du nicht weinst. Wildschweine streifen nachts durch die Stadt, und die fressen nichts lieber als furchtsame Mädchen wie dich.«

Mein Vater hatte noch Kohle in den Ofen gelegt, bevor er einfach fortging. Mama klammerte sich derart an diese letzte kleine Aufmerksamkeit, dass es sie fast in den Wahnsinn trieb. »Tut so was jemand, der nicht vorhat wiederzukommen?«, murmelte sie jedes Mal vor sich hin, wenn sie den Rost anhob und die alte Asche aus dem Ofen kehrte.

Sie wusste genau, was mit ihm geschehen war, doch es war so alltäglich und grausam, dass sie es nicht glauben wollte.

Mein Vater hatte ein Auge auf Katie Adams aus der Mott Street geworfen. Katie war sechzehn, ohne Kind und ohne Hemmungen. Mrs. Riordan, die im Hinterhaus wohnte, hatte einige Male beobachtet, wie die beiden es in der Gasse trieben.

»Sie lügen doch!«, hatte Mama geschrien, als Mrs. Riordan ihr das erzählte, doch die Alte hatte nur den Kopf geschüttelt und erwidert: »Warum sollte ich denn lügen? Lügen bringen nichts ein.«

Oft hatte Mama zum Fenster des Mädchens hinaufgebrüllt: »Katie Adams, du Hure, gib mir meinen Ehemann zurück!«

Wenn sich die Nachbarn über den Tumult beschwerten, ging

mein Vater hinunter auf die Straße, um Mama zu beruhigen. Er küsste sie, bis sie ihre Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, aber er kam nie mehr nach Hause.

»Der ist endgültig weg«, hatte Mrs. Riordan zu Mama gesagt.
»Ihr Mann ist ein Mann, der nur das Erste will, und solche Männer brechen einer Frau das Herz.«

Sie meinte damit, dass ihn an jedem Mädchen nur das Erste interessierte – das erste Lächeln, der erste Kuss, das erste Mal, wenn er es ins Bett locken konnte. Bei Mama gab es nichts, was ihn gehalten hätte. Ihre ersten Male waren längst vorbei.

»Diese gottverdammte Katie Adams ...«, murmelte Mama, wann immer etwas schiefging.

Das zu hören, war schrecklich. Lieber hörte ich Mama Worte wie *Mist, Pisse* oder *Scheiße* gebrauchen.

An dem Tag, als mein Vater fortging, ertönte auf der Straße »Sieg bei Shiloh!« An jeder Ecke riefen es die Zeitungsjungen, und ich stand auf der Treppe und sah meinem Vater nach. Als er den Gehweg erreichte, lüftete er den Hut und lächelte. Zucker rieselte aus der durchlöcherten Tasche, in der er Mamas silberne Dose verbarg, und sammelte sich weiß auf den Pflastersteinen. Manchen Menschen sind große, bedeutende Erinnerungen an die Jahre des Krieges geblieben – die glückliche Heimkehr eines Bruders, Geliebten oder Ehemanns, der Anblick des Leichenwagens von Präsident Lincoln, den all die schönen schwarzen Pferde mit ihrem Federputz über den Broadway ziehen. Mir blieben »Sieg bei Shiloh!« und ein rasches Lächeln.

Unser Zuhause waren zwei Zimmer in den sogenannten »Schlachthäusern«. Der Komplex bestand aus sechs Gebäuden mit je vier Geschossen – drei Häuser lagen ohne

eine Lücke dazwischen direkt an der Straße, drei auf dem Grundstück dahinter. Wer dort lebte, konnte sicher sein, auch dort zu sterben. Im Sommer erstickte man an der Hitze, im Winter erfroren. Andere fielen Krankheit und Hunger, dem Zorn eines Nachbarn oder der eigenen Hand zum Opfer.

Manche Mutter darbte tagelang mit leerem Magen vor sich hin, damit sie genügend Geld hatte, um wenigstens den Kindern etwas Essbares zu kaufen. Wer mehr zusammenkratzen konnte, setzte eine Anzeige in den *Evening Star*.

MEIN LIEBSTER JOHN, komm bitte nach Hause.
Wir warten auf Dich.

Gesucht wird FORREST LAWLOR,
zuletzt gesehen an der Kreuzung Grand und Bowery.
Er ist Vater von vier Kindern und von
Beruf Kupferschmied.

An STEPHEN KNAPP, kriegsversehrt.
Ich werde Dich mit offenen Armen willkommen heißen.
Deine Dich liebende Gattin Elizabeth.

Sie versammelten sich in den Hinterhöfen, rieben Kleidungsstücke mit Steinen über die Waschbretter und klagten ihren verlorenen Männern nach. Eine neben der anderen hängten sie ihre Wäsche auf Leinen, die sich wie ein Fadenspiel durch das dunkle, enge Geviert der Höfe zogen.

Unser Hinterhof war besondersdürftig, denn er hatte nur drei und nicht vier Seiten. Seine Hauptattraktionen waren eine leckende Pumpe und die fünf Plumpsklos ihr gegenüber. Die Toilettenhäuschen stützten einander wie betrunkene Huren, und so schwankten, nässten und stanken sie auch. Nur eine einzige Tür ließ sich schließen, die anderen hingen halb aus den Angeln. Mr. Cowan, der Mann unserer Vermieterin, kümmerte sich weder um Reparaturen noch um den Müll, und so türmte

sich auf dem Hof das, wofür niemand mehr Verwendung hatte: verfaulter Abfall, verkrüppelte Hocker, zerbrochenes Porzellan, eine magere, maunzende Katze mit ihren hungrigen Jungen.

Die Frauen tratschten und murnten, wenn sie vor der Pumpe Schlange standen, um sie herum krabbelten Heerscharen von Fliegen und Kindern. Die Kleinsten bettelten nach der Brust ihrer Mutter, die älteren Kinder wühlten und spielten mit Brettern und Ziegeln, bauten sich in den dreckigen Höfen Brücken und Trittsteine über die Rinnale aus Unrat. So verbrachten die Kinder den Tag, während die Mütter kamen und gingen und ständig die Türen zu diesem kleinen Gefängnis schlugen.

Aus den Jungen wurden Gossenkinder, dann Taschendiebe, dann Schläger. Sie streunten durch die Straßen, die Augen auf die seltenen, faustgroßen Kohleklumpen in fremden Aschetonnen gerichtet, die Ohren auf das betörende Prasseln der Bohnen, in deren Säcke sie auf dem Tompkins-Markt ihre Messer stachen. Sie bettelten Damen um Almosen an, bedrängten Männer wegen Uhren und Ketten.

Kid Yaller, Pie-Eater, Bag o' Bones, Slobbery Tom, Four-Fingered Nick. Ihre Spitznamen leiteten sich ab von Narben und fehlenden Körperteilen, von Großtuerei und Pech. Jack the Rake, Paper-Collar Jack, One-Lung Jack, Jack the Oyster, Crazy Jack. Sie trugen das Haar kurz geschnitten und hefteten die ausgefransten Jackenärmel an ihre Manschetten. Die wütende Hand eines Verkäufers sollte nichts festhalten, nicht einmal eine Laus sollte sich irgendwo einnisten können.

Die Mädchen verkauften Streichhölzer oder auch Nadeln, später Blumen oder geröstete Maiskolben, schließlich sich selbst.

Mit neun, zehn oder elf Jahren spürte man, wie es nahte, das Leben der Mutter, die Entbehrungen – und die ständige Frage,

wovon man sich trennen, welches Kinkerlitzchen man verkaufen, welchen Traum man als Nächstes begraben musste.

Der wertvollste Besitz eines Mädchens verbarg sich zwischen den Beinen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er an den Meistbietenden oder den Schnellsten veräußert wurde – nie aber eine Frage von Ja oder Nein.

Wir bildeten eine Stadt in der Stadt, wir, die wir auf Dächern, unter Stiegen, hinter Heustapeln und zwischen Kisten voll alter Schuhe und Äpfel lebten. Wir Lumpensammler, Maismädchen und Laufmädel.

Wir schlügen uns irgendwie durch, mit den Pennys aus der Geldbörse einer mildtätigen Dame und dem Nickel eines fremden Herrn, der sich dafür unsere Fußknöchel oder den bloßen Nacken »nur noch ein klein wenig länger« anschauen durfte. Manche von uns waren tatsächlich Waisenkinder, doch im Grunde waren wir alle irgendwie verwaist. Für Mr. Alsop, den Fischhändler, waren wir nur »Abschaum«. Er erwartete uns schon mit seinem langen dünnen Stock, doch sein Stand war von Fässern voller Salzheringe umgeben – voller getrockneter, zäher Kostbarkeiten mit traurigen kleinen Augen.

Im Sommer schliefen wir auf Feuertreppen. Im Winter flüchteten wir in verkommene Stallungen und kämpften mit Ratten und Bettlern um jeden freien Platz.

Wir kamen aus Hinterhöfen und Kellern, aus Armut und Stolz. Wir hatten lange Finger und flinke Beine, und wer es aus unserer Mitte schaffte und älter als dreizehn, vierzehn oder fünfzehn wurde, wem das Leben glückte – aus dem und uns allen wurde New York.

1871



LOGIS FÜR JUNGES FRÄULEIN GESUCHT

Suche für meine Tochter Logis in
einem Privathaus von gutem Leumund,
wo man ihr eine angemessene Erziehung
und strenge Aufsicht angedeihen lässt.



Mama verkaufte mich, da war ich zwölf.

In jenem Sommer war alles so klebrig wie Maishaar – mein Kleid, die Pfiffe der Schuhputzer, die Schulden, die Mama im Umkreis von fünf Blocks bei jedem Mann hatte, der einen »Mister« vor dem Namen trug. Gleich nach der Erdbeerzeit gab es Unruhen, und viele verloren in der Hitze, die den Juni, Juli und August über dauerte, den Verstand. Mr. Striech, der Metzger, stach Lydia Worth, der Näherin von nebenan, mit dem Messer ins Gesicht, weil sie seinen Heiratsantrag abwies. Die Nachbarin über uns, Mrs. Glendenning, versteckte aus lauter Verzweiflung ihr Baby nach dessen Tod in einem Ofenrohr. Als die Polizei sie holte, horchte ich an der Tür. Mrs. Glendenning hatte sich nur die minderwertigste Milch leisten können und war überzeugt, dass dies schuld am Tod ihres Kindes war. Sie weinte und klagte, ihre schmerzerfüllten Schreie hallten durch das düstere Treppenhaus wie das Heulen eines sterbenden Hundes.

Abends, wenn es im Haus vor lauter Hitze nicht mehr zu ertragen war, ließ ich die Chrystie Street hinter mir und ging zur Second Avenue. Ich wagte mich durch das Getümmel aus Schubkarren und Passanten immer nur so weit vor, wie mein Mut reichte. Dabei waren diese Ausflüge, selbst für ein

unbegleitetes Mädchen, recht sicher, nur an Gassen und dunklen Ecken hieß es, vorsichtig zu sein. Doch wenn ich die Houston Street erst einmal überquert hatte, zog sich mein Herz zusammen. Nicht, weil es von dort an gefährlich gewesen wäre oder Mama mir den Weg verboten hätte, sondern weil ich auf der anderen Straßenseite immer das Gefühl hatte, ich würde meinem eigentlichen Heim entgegengehen.

Ich schaute in hell erleuchtete Häuser, die Gaslampen und auch sonst alles hatten, was ich für mich selbst begehrte. In der Second Avenue Nr. 110 stand ein attraktiver Gentleman beim Kamin, den Arm auf den Sims gestützt, den Mund jedes Mal zu einem zufriedenen »O« gerundet, wenn er an seiner Zigarre paffte. Im Salon von Haus Nummer 114 lagen drei kleine Buben bäuchlings auf einem geblümten Teppich und ließen Murmeln über dessen Blüten und Blätter kullern. Im Haus Nummer 116 saß ein Liebespaar auf einer Polsterbank und berührte sich kaum merklich an den Ellbogen. Eine dünnlippige Frau wachte über das Paar, die Arme vor der Brust verschränkt, als wollte sie sagen: *Wagt es ja nicht.* Ich leckte mir die Lippen nach so viel Licht und Leichtigkeit, meine Zunge brannte vor Sehnsucht nach einem solchen Leben wie nach einer seltenen Zuckerschleckerei.

Geschäftsmänner paradierten in ihren maßgefertigten, vornehmen Anzügen und schwarz glänzenden Schuhen an mir vorüber. Straßenverkäufer schoben oder zogen Karren, auf denen die Ware auch bei Tagesende noch appetitlich und frisch war. Der Taubenmann, die Vögel in Paaren auf den Rücken gebunden, blies seine Pfeife. Ladeninhaber kurbelten ihre Markisen hoch, fegten Treppen, wirbelten Staubwolken auf und schauten missbilligend zu, wie sich der Dreck wieder in die Ritzen legte, so als müsste sich der Schmutz dafür schämen, diesen Häusern nahezukommen. Wenn ich von Mrs. Riordan

nicht gewusst hätte, dass man erst den East River überqueren musste, ich hätte geschworen, ich wäre an jenem fernen schönen Ort, den sie Brooklyn nannte.

Miss Keteltas hatte ihre Pfauen zwei Monate nach deren Erwerb in einer großzügigen Geste der Menagerie des Central Park überlassen. Dies war üblich bei Damen, die es irrtümlich nach Pfauen, zwelundvierzig weißen Schwänen, einem Bärenjungen oder drei Äffchen mit niedlichen Gesichtchen verlangt hatte. So wurde der New Yorker Zoo geboren, und die vornehmen Damen der Stadt wurden von unpassenden Haustieren und schlechtem Gewissen befreit.

An der Kreuzung St. Mark's Place und Second Avenue lag ein gewaltiges Grundstück, auf dem sich ein imposantes Haus fünf Stockwerke über die Straße erhob. Die Häuser ringsum waren alle in A und B unterteilt, um der wachsenden Zahl an Händlern Herr zu werden, die dort ihre

Läden eröffnen wollten. Dieses Haus aber mit seinen blutroten Ziegeln und den weißen Marmorgesimsen gehörte nur einer Person, Alice Keteltas.

Das Eigentümliche an diesem Haus und seinem Garten waren die zahlreichen Schilder, die Miss Keteltas auf dem Rasen aufgestellt hatte, um ungebetene Gäste fernzuhalten.

Vorsicht, ich bin weder tot, noch ist dieses Haus zu verkaufen. Alice Keteltas.

Kein Empfang für unangemeldete Besucher (mildtätige Kleriker inbegriffen). Alice Keteltas.

Schaulustige werden mit Stock und Argwohn empfangen. Alice Keteltas.

Die Pfauen bitte nicht füttern. Alice Keteltas.

Die Pfauen waren längst fort, das hohe Eisengitter mit seinen schwarzen Metallspitzen hingegen, das die Tiere an der Flucht hindern sollte, zog sich immer noch rings um den Garten. Nun richtete es seine Bajonette gegen alle anderen, die ihre Triebe gemeinhin kaum beherrschen – Aufrührer, Lausbuben und Hunde.

Ich ließ im Vorübergehen jedes Mal die Hand an den Stäben entlangfahren, bis sie metallisch summten. Fasste ich einen der Stäbe an, während er noch sang, kitzelte das so schön an den Lippen, so als würde man auf einem Kamm oder einem Grashalm blasen. Dabei stellte ich mir vor, dass ich nicht nur das Gitter, sondern auch das ganze Haus in Schwingung versetzte, und Miss Keteltas an ihrem Esstisch oder in ihrem Bett von köstlichem Gelächter befallen wurde, ohne den Grund dafür zu kennen.

An der Rückseite des Hauses fehlte dem Gitter ein Stab. Ich hätte mich durch diese Lücke vermutlich hindurchzwängen

können. *Ich bin ihr also willkommen*, hatte ich mir gesagt, als ich den Durchlass entdeckte. *Das ist ein Zeichen.*

Mama sprach zu den Frauen, die sie aufsuchten und ihre Zukunft wissen wollten, immer von Zeichen. Ich lauerte hinter den Vorhängen, wenn sie mit einer Frau, die Fragen hatte, an ihrem runden Tisch saß. Mama legte stets einen Finger auf den kleinen, herzförmigen Leberfleck an ihrer rechten Wange und schaute in ihre Kristallkugel oder in die Hand der Frau; dann überbrachte sie die Kunde. Manchmal war es gute, manchmal war es schlechte.

Am aufregendsten fand ich es, wenn eine Besucherin Mama Geld gab, um mit den Geistern zu sprechen. Dafür mussten beide, Mama und die Frau, die Fingerspitzen an ein umgestülptes Glas legen. Mama stimmte ein Summen und Seufzen an, und bald schon bewegte sich das Glas über den Tisch, über Buchstaben und Zahlen, die Mama geschrieben hatte, damit die Geister das Schicksal leichter buchstabieren konnten. Obwohl die Geister stets das Gleiche sagten, war es jedes Mal ein Erlebnis. »Sie werden jung sterben«, übermittelte Mama allen Frauen, deren Gelenke geschwollen waren. »Aber seien Sie unbesorgt. Zu Ihrer Beerdigung werden Blumen gebracht, und niemand wird ein böses Wort über Sie verlieren.« Tränen schimmerten in Mamas Augen, wenn sie dieser Frau die Hand drückte. »Ach, würde doch uns allen so ein Glück zuteil.«

Als ich mich an jenem Abend schließlich in Miss Keteltas' Garten schllich, kam aus einem großen Fenster Licht. Nie hatte sich jemand gezeigt und mir verboten, den Zaun zu berühren, nie hatte ich auch nur eine Spur von Miss Keteltas oder ihrem Stock erblickt. *Alles gute Zeichen, das soll so kommen.* Ich hatte gar nicht vor zu lügen. Ich wollte einfach sagen: »In Ihrem

Zaun ist ein Loch, Miss Keteltas. Das sollten Sie dringend reparieren lassen.«

Durch das Fenster konnte ich in den Salon für die Dame des Hauses schauen. Miss Keteltas selbst war nicht dort, aber gleich neben dem Fenster stand ein Käfig mit einem Vogelpaar. Die Federn der Vögelchen leuchteten so grün wie die ersten Blätter im Frühling, nur die Gesichter waren tiefrosa, als wären die Vögel errötet.

Einer der Vögel nahm ein einzelnes Körnchen aus einer Schüssel und fütterte seinen Partner damit. Dann senkte der andere Vogel artig den Kopf und erwiderte die Aufmerksamkeit. Das taten sie in einem fort, sie pickten und knusperten, bis das Schälchen leer war. Dann putzten sie sich gegenseitig das Gefieder und beschnäbelten sich, hielten dabei aber immer wieder inne und plusterten sich vor Vergnügen auf. Wie kleine Federbälle tanzten sie über die Stange, wackelten voneinander weg und aufeinander zu, bis der größere Vogel müde wurde und die Augen schloss. Seine Partnerin neigte den Kopf und schaute ihm beim Schlafen zu, die Flügel hinter dem Rücken zusammengelegt. Mrs. Riordan sah auch immer so aus, wenn sie mich nicht verstehen konnte.

Unzertrennliche bleiben ein Leben lang beieinander. Daher sollte man auch, wie der Name besagt, ein Paar niemals trennen. Einsame Vögel neigen zu selbstzerstörerischem Verhalten, fressen vor lauter Sehnsucht nicht mehr, beißen und reißen sich selbst die Federn aus. Hat man es dennoch mit einem einzelnen Tierchen zu schaffen, muss man dem Vogel ersetzen, was er vermisst, und viel Aufmerksamkeit darauf richten, dass er nicht angriffslustig wird.

Bald darauf trat ein Dienstmädchen ins Zimmer. Ich bückte mich augenblicklich und kauerte mich ganz still unter das Fenster. Ich glaubte schon, ich wäre ertappt worden, dann aber ging das Licht aus, und der Garten wurde dunkel, sodass ich mich davonstehlen konnte.

Ich machte mir überhaupt keine Gedanken darüber, wie spät es war. Auf dem Heimweg hatte ich bloß einen Gedanken: wie gern ich in Miss Keteltas' Salon gesessen und ihre entzückenden Vögelchen beobachtet hätte. *Hatten sich je zwei*

menschliche Wesen derart rührend umeinander gekümmert? Meine Mutter und mein Vater jedenfalls nicht. Wenn überhaupt, dann vielleicht Mrs. Riordan und ihr Mann.

Mr. Riordan war lange vor meiner Geburt gestorben, doch Mrs. Riordan sprach ständig von ihm, und wenn sie seinen Namen nannte, dann mit belegter Stimme. »Zwanzig Jahre ohne Zähne und ohne Ehemann, und immer noch ist es mein Johnny, den ich mehr vermisste.«

Als ich nach Hause kam, saß Mama draußen auf der Treppe und fächelte sich mit einer Zeitung Luft zu. »In der Dunkelheit hast du da draußen nichts zu suchen«, schimpfte sie und funkelte mich an. »Geh rein, und leg dich schlafen.«

Als sie zu mir unter die Decke kroch, sagte sie kein Wort. Sie fragte nicht, wo ich gewesen war, doch das Schweigen neben mir erschien mir wissend. Vielleicht hatten das Glas und der Tisch es ihr verraten. *M-o-t-h-w-i-l-l-f-o-r-t-l-a-u-f-e-n.*

Am nächsten Morgen waren meine Stiefel verschwunden.

»Im Sommer sind Schuhe sowieso überflüssig«, sagte Mama, als ich unter das Bett robbte und danach suchte.

Es war nicht das schönste Paar Stiefel der Welt gewesen. Das Leder wurde vorn schon rissig, und außerdem waren sie mir inzwischen fast zu klein. Doch es waren meine. Ich hatte Mrs. Riordan fünf Cent für die Stiefel gegeben. Sie stammten von einem toten Mädchen, das sie für die Beerdigung hergerichtet hatte. Das Mädchen war an der Tuberkulose gestorben, und seine Mutter hatte zu Mrs. Riordan gesagt, sie solle die Stiefel behalten, das sei das Mindeste, was sie ihr schulde.

Ein Mädchen mit Schuhen kann den Kopf ein klein wenig höher tragen. Es kann fortlaufen.

»Wo sind sie denn?«, fragte ich Mama.

»Weg.«

»Wo?«

»Bei Mr. Piers ... Aber du brauchst ihn gar nicht erst zu fragen. Er hat sie auf der Stelle zerlegt.«

Mr. Piers war Messerschleifer und rollte mit seinem Handkarren die Chrystie Street hinauf und hinunter. Er hatte immer glänzende Hände – nicht von Speck, wie die eines Metzgers, sondern von dem Öl, mit dem er die Klingen polierte und schärfte. Mr. Piers trug das Haar in zwei langen Zöpfen, seine Augen waren beinahe schwarz. Unter den Frauen unseres Viertels galt er als der stattlichste Mann weit und breit. Ich hatte das ebenso gesehen. Bis jetzt.

Mr. Piers rasierte auch die verlausten Köpfe und verkaufte flaschenweise Dr. Godfrey's Cordial. Abends saß er auf der Straße und betätigte das Schleifrad mit den Füßen, bis die Funken flogen. Er sah aus wie der Teufel in Menschengestalt, wenn er dort auf die Frauen wartete, die nach seinem »Besten« gierten.

Unter Müttern hieß der Trunk nur »Ruhe und Frieden«, weil ihre zahnenden Babys mit dem Geschrei aufhörten, sobald man es ihnen auf den rohen, roten Gaumen rieb. Einige Tropfen unter die Zunge, und das Kind fiel in tiefen Schlaf. Mama sagte, auf sie habe der Trunk die gleiche Wirkung, und so leerte sie jedes Mal, wenn sie des Lebens überdrüssig war, eine halbe Flasche. Ich sah es etwas anders. In meinen Augen bestand die Wirkung allein darin, dass Mama sich dann in unserem kleinen Zimmer nicht mehr zurechtfand. Ich hasste die eckigen Flaschen und ihre vollmundigen, aufdringlichen Etiketten.

Auch Mamas Geschäft litt unter der sommerlichen Hitze. »Je heißer es wird, umso geringer die Bereitschaft, eine womöglich schlechte Nachricht anzuhören«, sagte Mama an jedem Tag,

der ohne Kundschaft verging. »Wenn der September erst mal kommt, ist auch wieder mehr los. Du wirst sehen.«

Dr. Godfrey's Cordial –
»ein beruhigender Sirup
aus besten und reins-
ten Ingredienzien!«
*(Sassafras, Kümmel-
melasse, Opium- und
Brandytinktur)* »Gegen
jede Art von Schmerzen
der Eingeweide, Aus-
fluss, Fieber, Blattern,
Masern, Rheumatismus,
Husten, Erkältung, Un-
ruhe beim Manne, der
Frau und dem Kinde,
besonders hilfreich bei
diversen Leiden von
Frauen in anderen Um-
ständen und zur Lin-
derung bei zahnenden
Kindern.«

Als sich unsere Vorratsschränke leereten, wanderte alles, was wir nicht dringend brauchten, zu Mr. Piers. Im Juli ging Mama schon alle paar Tage zu ihm und tauschte irgendetwas gegen ein wenig Geld oder, öfter noch, eine Flasche Dr. Godfrey's ein. Meine Stiefel wurden dem Trank geopfert, ebenso wie Mamas Schildpattkämme und das Amulett, das sie zum Schutz gegen den bösen Blick um den

Hals getragen hatte.

»Ich besorg dir ein neues Paar«, versprach sie. »Wenn der September erst mal kommt.«

Bald darauf begann sie von Müttern zu sprechen, die eine Anstellung für ihre Tochter gefunden hätten, als Hausmädchen oder Küchenhilfe, als Näherin oder Wäscherin. Sie erging sich dabei in allen Einzelheiten und machte aus den Dienstmädchen die reinsten Heiligen. »Die Familie stand kurz vor dem Ende – kein Essen im Spind, kein Geld, nirgends.« Dann seufzte sie voll tiefer Bewunderung. »Doch dann wurde die Tochter zur Rettung. Wenn sie nichts getan hätte, wären alle tot.«

Die Geschichten waren immer die gleichen. Zunächst kratzte eine verzweifelte, abgerackerte Mutter genügend Pennys für ein Stellengesuch im *Evening Star* zusammen. Dann, eine Woche später (auf den Tag), wurde die Tochter besagter Frau, »ein helles und fügsames Mädchen, wahlgemerkt«, wie durch ein Wunder aus dem Slum geholt und in eine Stellung befördert, die so einträglich war, dass es die Familie mehr als vor dem Verhungern rettete. »Das Mädchen lebt bei einer vornehmen, gesitteten Dame, weit oben am Gramercy Park. Sie habe über ein Dutzend Dienstmädchen beschäftigt, sagt die Mutter, und das Haus sei so groß, dass die Zimmer nicht zu zählen sind. Kannst du dir so etwas vorstellen?«

Konnte ich nicht. Zumindest nicht so, wie es sich Mama erhoffte.

Wenn ich mir ein derart prachtvolles Heim vorstellte, dann war es das Anwesen von Miss Keteltas, und mich sah ich nicht als Dienstmädchen oder Köchin darin, sondern als Dame des Hauses. In einem Kleid aus feinster Seide schwebte ich durch den Ballsaal und den Wintergarten. Manchmal war das Kleid ein Vergissmeinnichtblau, manchmal ein züchtiges Flieder,

meistens aber war es blütenrosa, und um seinen Saum wanden sich ellenlange Bänder aus tiefschwarzem Samt. Doch welche Farbe ich dem Kleid auch gab, mein Tagtraum endete immer in einem Federbett. Lächelnd und nackt lag ich auf einer Matratze, die so dick und weich war, dass man fast darin versank. Mama ahnte nicht, dass ihr Anwesen beim Park, in dem man die Zimmer nicht zählen konnte, nur dann in meinem Denken war, wenn das Haus und sein gesamter Inhalt mir gehörten.

Dreizehn, sagte ich mir, wenn Mama ihre Rede von Dienstbotenquartieren und dem Lohn der Hausmädchen begann. *Ich bleibe bei Mama, bis ich dreizehn bin.* Bis dahin, hoffte ich, würde sich eine Möglichkeit ergeben, aus eigener Kraft etwas aus mir zu machen, etwas, das jenseits von Mamas Erwartungen lag.

Sie kam zu mir im Schlaf und rüttelte an meiner Schulter. Ich drehte mich um und rollte mich auf meiner Hälfte unserer durchgelegenen Strohmatratze ein.

»Wach werden, Moth«, drängte Mama. »Raus aus dem Bett, zieh deine Sachen an.«

Der Klang ihrer Stimme war falsch, sie war dünn und seltsam angespannt, doch all das konnte nur eines bedeuten: dass es irgendwo brannte.

Für Mama gab es nichts Schöneres, als zuzusehen, wie ein Haus in Flammen aufging. Ihre Leidenschaft äußerte sich in dem verrußten Krimskram, der sich auf der Fensterbank des vorderen Zimmers sammelte und von allen möglichen Brandstätten stammte: eine zerborstene Rasierschale, ein geschwärzter Türstopper in Form eines Hundes, unzählige Scherben geschmolzenen Glases – in Braun, Grün und Blau –, sogar ein winziger Toilettentopf aus Porzellan, auf dem *Mach schon* stand. Mama hatte sich an dem Ding böse verbrannt und

immer noch eine Narbe an der rechten Hand.

»Geh ohne mich«, lallte ich mit schlafschwerer Zunge. »Ich muss das nicht unbedingt sehen.«

»Steh auf«, beharrte sie und zwirbelte an den feinen Härchen in meinem Nacken, bis ich mich vor Schmerz aufsetzen und die Augen öffnen musste.

Ihre Ohrringe, die sie auch nachts trug, zwinkerten mir im Kerzenschimmer zu. Mama nahm mein Kleid vom Bettpfosten und warf es mir hin. Dann holte sie nach und nach meine Sachen aus unserer Kommode und warf auch sie auf das Bett: ein Paar Strümpfe mit durchgewetzten Zehen, meinen alten Unterrock, die Stoffpuppe, die ich als Kind überall mit hingetragen und Miss Sweet getauft hatte. Unter Mamas Griff löste sich ein Arm, und der Rest von Miss Sweet fiel zu Boden. Mama hob den dünnen, schlaffen Körper auf und sah mich an.

»Willst du die noch?«, fragte sie.

»Ja, ja«, murmelte ich, während ich mir das Kleid über den Kopf zog.

Mama nahm Puppe und Arm und stopfte beides in einen leeren Kissenbezug. Dann hielt sie mir das Bündel hin und sah zu dem Haufen auf unserem Bett. »Pack deine übrigen Sachen auch da rein.«

»Was ist denn?«, fragte ich, als sie an meine Taille fasste, um mir die Schärpe zuzubinden. »Brennt es? Sind wir in Gefahr?«

»Es brennt nicht, und es gibt auch nichts, weswegen du dir Sorgen machen müsstest«, erwiderte sie und flocht mir das Haar im Rücken zu einem lockeren Zopf. Ich hörte das Rascheln, als das Band in eine Schleife gewunden wurde, spürte das Ziehen, als sie stramm zugezogen wurde. Mama drehte mich um und strich mir eine Strähne aus der Stirn. »Du unternimmst einen kleinen Ausflug, weiter nichts. Ich habe eine

hervorragende Stellung für dich gefunden, aber du musst heute Nacht noch aufbrechen.« Dann drückte sie mir die ausgebeulte Kissenhülle in die Hand, nahm mich am Arm und führte mich in das vordere Zimmer.

Neben Mamas Wahrsagetisch, in unserem Samtschaukelstuhl, einem der wenigen Dinge von Wert, die Mama noch nicht verkauft hatte, saß eine Frau. Sie trug ein elegantes, dunkles Kleid mit einem passenden Umhang, der sich über den Sessel ergoss. Ihr Gesicht wirkte weich, die Augen waren feucht und glänzten. Ihr Hut war mit einer großen Schleife unter dem Kinn geschlossen, ihr fleischiger Hals wölbte sich darum herum, als ob er Butter und Sahne wäre. Bei meinem Anblick hob sie ihre Röcke vorn ein wenig hoch und änderte die Sitzhaltung. Ich konnte die Schuhe erkennen – schwarze Lederstiefel, die bis weit über die Knöchel reichten, mit umstickten Knopflöchern.

»Das ist Mrs. Wentworth«, stellte Mama mir die fremde Frau vor und schob mich zu ihr hin. »Sag Guten Tag.«

Ich starrte noch immer auf ihre Stiefel, stolperte und wäre ihr beinah in den Schoß gefallen.

Mama lächelte entschuldigend. »Sie braucht eine Weile, bis sie mit Fremden warm wird. Sie verstehen.«

Mrs. Wentworth stand auf und streckte mir die Hand entgegen. »Sehr erfreut, Miss ...?«

Bevor ich etwas erwidern konnte, sagte Mama: »Miss Fenwick genügt.« Dann schaute sie mich an und nickte so zufrieden, als hätte sie einem streunenden Hund einen Namen verpasst.

Niemand aus unserer Familie hieß Fenwick, weder mein Vater noch meine Mutter. Es war der Name auf dem Schild, das sich von einer alten Keksdose abrollte, einem von Mamas Brandsouvenirs. Die Dose tat, als wäre sie aus echtem Gold, und sah man nicht genauer hin, konnte man auch glauben, sie

enthalte einen Schatz. Bei näherer Betrachtung jedoch war sie eine Enttäuschung. Durch den Boden fraß sich der Rost, und der verbeulte Deckel schloss auch nicht richtig. *Gebrüder Fenwick – wir backen das Besondere.*

Mrs. Wentworth ergriff meine Hand. »Es freut mich, Sie kennenzulernen, Miss Fenwick«, sagte sie, musterte mich mit ihren großen wässrigen Augen und fügte hinzu: »Wir werden uns gewiss sehr gut verstehen.«

In Mamas Blick lag keine Traurigkeit, nur ein Flehen. Sie war dünner, als ich hatte sehen wollen, sie wirkte schon gar nicht mehr weiblich, eher wie ein Kind. Ich wollte glauben, dass sie das Beste für mich im Sinn hatte. Ich wollte glauben, dass sie wie jede andere Mutter war und mich viel mehr liebte als ich sie. Und ich hoffte, wenn ich ihre Wünsche erfüllte, würde ich sie vielleicht eines Tages glücklich machen.

Es gab keine Tränen bei unserem Abschied. Das hätte Mama nie geduldet. Tränen waren für sie die denkbar größte Beleidigung. »Das reicht!«, schimpfte sie immer und stampfte mit dem Absatz auf, sobald sich über meine Augen auch nur der kleinste Film legte. »Ein amerikanisches Mädchen wimmert nicht.«

Nachdem mich Mrs. Wentworth aus dem Haus geführt hatte, hörte ich, wie Mama hinter uns die Tür schloss und verriegelte.

»Hier entlang, Miss Fenwick«, sagte Mrs. Wentworth, nahm meine Hand und zog mich die Stufen hinunter.

Als ich mich umwandte, sah ich Mamas Arm, der die Vorhänge zuzog, dahinter ihre Gestalt, die zur Silhouette wurde. Mit einem von Erschöpfung gebeugten Nacken löschte sie das Licht und hüllte den Raum in Dunkelheit.

Dreizehn, hatte ich gedacht, wäre das Alter zu gehen.

Mama dachte, zwölf.

*Mutter, wenn du sie liebst –
Mutter, wenn du sie liebst, so halte sie rein.
Mutter, wenn du sie liebst, so halte sie –*



Ich hatte immer das Gefühl gehabt, meine Zukunft würde an einem anderen Ort auf mich warten, auf der anderen Seite Manhattans. Sie rief nach mir im *Klipp-Klapp* der Pferdebahn, sie drängte mich, ihr zu folgen. Wie hieß es in dem alten Kinderlied: *Up on my back, off in a crack; Child, tell your mother that you won't be back.* (Spring auf, mein Kind, fort geht's geschwind; sag deiner Mutter, du folgst dem Wind.)

Die Überzeugung, dass meine Bestimmung außerhalb der Slums lag, hatte sich etwa zeitgleich mit meinem ersten Herzschlag in mir eingenistet. Für mich stand ein Leben voller Verheißung bereit, dessen war ich ganz sicher, aber den Weg dorthin zu finden, das war eine andere Sache.

Wenige Tage, bevor mich Mrs. Wentworth zu sich holte, hatte ich all meinen Mut zusammengenommen und heimlich Mamas Kristallkugel befragt. Mama hatte geschlafen, und ich hatte die Kugel gewiegt, gestreichelt, ihr geschmeichelt; ihre Macht, so hatte ich der Sphäre blauen Glases gesagt, übertreffe die meiner Mutter. Doch als ich die Kugel bat, mir zu enthüllen, was auf mich wartete, hatte sie nur still dagelegen und meine forschenden Augen gespiegelt – aus Angst vor Mamas Zorn hatte sie nichts preisgegeben.

Ich wusste sehr wohl, wenn mich Mama erwischt hätte, hätte sie einen Tobsuchtsanfall bekommen. *Was kannst du schon für Fragen haben? In das Haus einer wahren Dame zu kommen, das wirst du dir wünschen – selbst wenn du dort nur ihre*

Strümpfe wäschst und ihr den Tee servierst. Allerdings, das nenne ich ein glückliches Los.

Während mich die Kutsche von Mrs. Wentworth fort aus der Chrystie Street trug, fragte ich mich, was mir die Kristallkugel wohl gezeigt hätte, wenn sie mutiger gewesen wäre. Hätte ich Mrs. Wentworth in unserem Sessel gesehen? Die Erleichterung auf Mamas Gesicht, als Mrs. Wentworth mich wegbrachte? Ich sehnte Antworten herbei. Wie viele Mädchen standen bereits in Mrs. Wentworths Diensten? War sie gut zu ihnen? Würden sie zu Freundinnen oder Feindinnen?

Die Samtvorhänge im Innern der Kutsche waren zugezogen, und so hatte ich keine rechte Vorstellung davon, wohin es ging. Ich versuchte, mir die Abzweigungen zu merken, nach rechts oder links, nach Ost oder West, und zählte die Hufschläge, doch schon bald verlor ich die Orientierung. Je weiter ich mich von der Chrystie Street entfernte, umso schwieriger wurde die Entscheidung: Was war größer – meine Angst vor dem, was vor mir lag, oder meine Reue darüber, dass ich so lange bei Mama ausgehalten hatte?

Am Ende schob ich das alles beiseite und versetzte mich in einen schönen Traum. Ich schloss die Augen und stellte mir die Nacht noch einmal vor, von dem Moment an, als mich Mama aus dem Schlaf gerüttelt hatte, bis zu diesem Augenblick, wo ich im Dunkel der Kutsche einer schweigenden, unheimlichen Mrs. Wentworth gegenüber saß. Ich redete mir ein, dass mir das Schicksal lediglich einen Streich spielte. In meinem Wunschtraum hieß diese Frau auch nicht Mrs. Wentworth. Nein, es war Alice Keteltas, die endlich gekommen war, mich heimzuholen. Sie hatte sogar eine Willkommensfeier zu meinen Ehren arrangiert, nun, zu dieser späten Stunde. Die Damen erwarteten mich in Abendkleidern und die Herren im Frack, alle

standen sie aufgereiht da, um das Mädchen zu empfangen, dessen Taufpate ein Birnbaum war, das Mädchen, das wusste, wie man ein Haus mit Freude und Leben füllte.

»Sie werden gleich zu Bett gehen«, verkündete eine scharfe Stimme, als die Kutsche zum Stehen kam. »Ich will, dass Sie morgen ausgeruht sind.«

»Ja, Ma'am«, schreckte ich aus meinen Träumen auf.

Als die Kutschentür geöffnet wurde, rauschte kalte Nachtluft heran und legte ihren Klammergriff auf meine Haut. Ich nahm meine Kissenhülle und folgte der Stimme. Das Haus von Mrs. Wentworth wirkte verschlossen und dunkel, so gar nicht wie das Anwesen von Miss Keteltas. Dies hier war ganz sicher kein Heim mit heiteren Gärten und einem Paar rotwangiger Unzertrennlicher.

Das Innere war schwach erleuchtet, nur wenige Lampen flackerten neben der Treppe und in der Eingangshalle. Dennoch konnte ich erkennen, dass ich ein reiches Haus betrat: Der Boden des Vestibüls war mit Marmor gefliest, die Decke, voller Girlanden und Rosen aus Stuck, erhob sich über jedes vernünftige Maß.

Wir wurden von einem Mann in perfekt sitzendem Frack und edlem Seidenbinder empfangen. Er wirkte wie der makellose Gentleman, bis auf die entsetzliche Narbe, die sich über die linke Wange zog. Sie wand sich durch sein Gesicht wie eine Sorgenfalte, und das, was sie verursacht hatte, hätte beinah auch die Lippen durchschnitten. Dieses Wundmal, weiß schimmernd im Licht, sprach von einem anderen Leben, von Messerkämpfen und blutigen Ohren. Die Schlägertypen in der Gegend rings um die Chrystie Street hatten alle einen Höcker, eine »Bullenbeule«, auf der Nase. Sie plusterten sich mächtig damit auf, denn die Beulen stammten aus Kämpfen mit der

Polizei.

Ich verbeugte mich vor dem Herrn, denn dies konnte wohl nur Mr. Wentworth sein.

Als ich den Blick auf seine Schuhe heftete, räusperte er sich und winkte mich auf.

Mein Gesicht wurde rot vor Scham. Der Gedanke, dass Mrs. Wentworth einen Butler haben könnte, war mir nicht gekommen.

»Nestor«, sagte Mrs. Wentworth, während sie ihm bedeutete, ihr mit dem Umhang behilflich zu sein, »das ist Miss Fenwick. Zeigen Sie ihr bitte das Dienstbotenquartier und sorgen Sie dafür, dass sie alles Nötige hat.«

»Ja, Ma'am«, erwiederte er.

Er nahm ihr, mit höflichem Abstand zum ausladenden Schwung ihrer Röcke, den Umhang genau in dem Moment von den Schultern, als sie sich auf die breite gewundene Treppe ins Obergeschoss zubewegte.

Das Geländer war aus poliertem Holz geschnitten, und auf jedem Absatz standen zwei Putti würdevoll Wache und schulterten matte, kugelförmige Gasleuchten. Es kostete mich große Beherrschung, nicht die pummelige Engelsfigur in meiner Nähe zu berühren, nicht über ihre sanften, vollkommenen Zehen zu streicheln. Jedes Mal, wenn Mrs. Wentworth zwischen einem Paar hindurchschritt, glühte ihr müdes Gesicht gelb im Lampenschein.

Als sie fort war, war es ganz still, bis auf das Ticken einer großen Standuhr. Das Pendel schimmerte bei jedem Schwung. Die Uhr zeigte Viertel nach eins. Bestimmt schlief irgendwo unter dem Dach schon eine ganze Schar von Dienstmädchen, und ich freute mich darauf, es ihnen gleichzutun.

»Folgen Sie mir, Miss Fenwick«, wies mich Nestor an und entzündete eine Öllampe auf einem Marmortisch. »Es ist an der

Zeit, dass Sie schlafen gehen.« Die Lampe, nun in seinen Händen, spuckte und qualmte fettig vor sich hin.

Ich folgte dem Butler durch einen endlosen Korridor und bemühte mich sehr, nicht an einen der zahlreichen dünnbeinigen Ständer oder muschelförmigen Tische zu stoßen, die sich entlang des Gangs zogen. Auf jedem ruhte eine zarte Vase oder ein anderes wertvolles Ding, von Glaskuppeln geschützt. An den Wänden hingen Gemälde vornehmer Damen und Herren aus früheren Zeiten, ihre Mienen schauten so mürrisch auf mich herab, als würde ich über ihre Gräber spazieren.

»Geben Sie acht«, warnte Nestor, als wir am Ende des Gangs zu einer zweiten Treppe gelangten, diese jedoch war schmucklos, steil und eng. Beim Hinaufgehen hielt Nestor die Lampe zur Seite, damit ich die Stufen besser sah.

Neben uns kroch sein Schatten entlang – sein drohendes, gesichtsloses Anderes. Mir fielen all die Abscheulichkeiten ein, die ich in jenem Sommer auf den Vordertreppen und in den Hinterhöfen gehört hatte, von Mädchen, die von Fremden gepackt und fortgeschleppt wurden. So etwas geschah tatsächlich, im Herzen der Stadt, es stand in den Zeitungen und den Wochenjournalen, wo es jeder lesen konnte. Doch nur die hellhaarigen Mädchen aus gutem Hause schafften es im Vermisstenfall auf die Titelseite der *New York Times* oder des *Evening Star*, dabei verschwanden auch zahlreiche Mädchen aus Armut und Immigration. Dann hieß es *nicht-amerikanisierter Herkunft*, wenn die Zeitungen sie in die engen, hinteren Spalten des *Polizeireports* oder der *Meldungen aus den Stadtvierteln* verbannten.

Selbst heute noch wird leidenschaftlich darüber debattiert, was ein »amerikanisches Mädchen« ausmacht. Ein bekannter englischer Autor charakterisierte es so: »Die Körpergröße leicht unter dem Durchschnitt, das Haar ein leuchtendes Gold bis Goldbraun, die Augen veilchenblau, Wangen und Lippen rosig, die Zähne weißer und strahlender noch als Perlen, die Gliedmaßen ausgesprochen zart und wohlgeformt, die Figur zierlich, aber von exquisiten Proportionen, die Toilette der Dernier Cri aus Paris. Vor allem hat das amerikanische Mädchen dieses wundervoll Frische in seinem Gesicht, das man nur bei einem Schmetterling, einer Rose, einem Pfirsich oder einer Traube findet und das keiner anderen Frau auf der Welt eignet.«

Eine derartig bezeugte Bewunderung mag ja schmeichelhaft sein, doch befeuert so etwas auch die Verunglimpfung manch einer Immigrantentochter. Sind diese etwa keine Amerikanerinnen?

Eliza Adler war dreizehn Jahre alt und hatte nur zwei Häuser von uns entfernt gelebt. Sie wurde drei Tage lang vermisst, da entdeckte man ihre Leiche im East River. Zunächst wurde vermutet, sie wäre ins Wasser gegangen, aber ihre Mutter schwor, sie sei ein fröhliches Mädchen gewesen und hätte sich nie weit von ihrem Zuhause fortgewagt. Als die Polizei die Leiche näher besah, fielen ihr die Spuren auf. Das Mädchen war erschlagen und erwürgt worden. Eine Woche später fand man die sterblichen Überreste eines anderen Opfers, unter

einem Heustapel in den Stallungen des Central Park. Dieses Mädchen war wegen einer Stelle als Zofe auf der Fifth Avenue aus einer Kleinstadt in Pennsylvania gekommen, und nun war es tot.

In beiden Fällen hatte es Hinweise darauf gegeben, dass die Mädchen vor ihrem Tod von einem Mann geschändet worden waren. Verräterische Risse, Prellungen und Blut bestärkten den Verdacht.

»Alles in Ordnung?«, fragte Nestor auf halber Treppe, woraufhin ich beinahe eine Stufe übersehen hätte. »Sie sind so furchtbar still da hinten.«

»Alles bestens.« Hoffentlich hatte er meinen Schreck nicht bemerkt.

Es war allgemein bekannt, dass ein neues Dienstmädchen oft zum persönlichen Vergnügen beiseitegenommen wurde – sei es vom Butler, Diener oder Hausherrn selbst. So etwas galt als deren Recht, als Selbstverständlichkeit in einem großen Haushalt. Ich hatte aber noch niemals etwas von mir preisgegeben. Ich hatte noch nicht einmal geblutet und auch noch nicht geküsst, und wie ich die Erwartungen eines Mannes erfüllen sollte, dazu wusste ich nur, was Mama mir einmal erklärt hatte. »Über die Männer brauchst du nur eines zu wissen – die wollen ihren Schwanz in so viele passende Löcher wie möglich stecken. Je reifer du wirst, umso weniger wird es wehtun. Also, halte dich davon fern, bis du so weit bist.«

Ich kann ihn notfalls wegschubsen, die Treppe hinunterstoßen. Davonlaufen.

Mama würde mir das nie verzeihen.

Im August 1871 wurde ein Mann bei dem Versuch gefasst, ein junges Mädchen in der Nähe seines Elternhauses auf der Delancey Street mit sich zu zerren. Er gestand später, schon vier Mädchen ermordet zu haben, darunter auch Eliza Adler.

Ich hatte immer deutlicher wahrgenommen, wie mich die Männer ansahen, sich die Lippen leckten, wenn sie dachten, sie könnten mich allein abfangen. Mr. Goodwin, der Gemüsehändler, machte gar keinen Hehl aus seiner Vorliebe für junge Mädchen. Mr. Cowan nannte mich jedes Mal beim Kassieren der Miete »Prinzessin«. Nur Peter Rutledge war stets freundlich und hatte ein dröhnendes Lachen, aber er war ja auch dreiunddreißig und hatte wegen des Krieges weder Beine noch Zukunft.

Solcherlei Aufmerksamkeit war fraglos verstörend, doch ich hatte daraus auch gelernt (wie die meisten Mädchen aus meinen Verhältnissen), dass ich mit der entsprechenden Umsicht sehr viel von einem Mann bekommen konnte, bevor ich selbst etwas hergeben musste. Ein Blick, ein Wort, ein Nicken, und das Spiel war eröffnet. *Was springt dabei für mich raus?*, war zu meiner ständigen Frage geworden. *Wie weit kann ich's treiben?*

Und so hatte ich Mr. Goodwin angelächelt und ihm gestattet,

mir mit dem Rücken seiner rauen Hand über die Wange zu fahren, damit er mir ein halbes Dutzend Eier statt der drei oder vier gab, die ich eigentlich für Mamas Pennys nur bekam. Bei einer anderen Gelegenheit hatten mir ein reizendes Lächeln und ein längeres Verweilen meiner Schulter an seinem Arm eine neue Haarschleife eingebracht. Natürlich bargen diese Spielchen Gefahren – eine falsche Bewegung, und ich konnte entehrt werden oder, schlimmer noch, wie die arme Eliza enden –, doch die Verlockung des möglichen Gewinns, solange man nur vorsichtig blieb, war einfach zu groß.

Auf diese Weise war Francine Grossman nach London gelangt, von dort nach Paris und wieder zurück nach New York. Nun war das einstige Mädchen aus der Chrystie Street unter dem Namen Baroness de Battue bekannt. Sie hatte ihre Karten richtig ausgespielt und war zur *Kurtisane* und nicht zur Hure geworden, zur Lady und nicht zur Leiche. Jedes Mädchen aus den Armenvierteln zwischen Five Points und Rag Pickers Row hatte sich irgendwann einmal ein Collier aus Austernschalen um den Hals gelegt und mit einem Besenstiel durch den Schmutz getanzt und Duchess gespielt. Jede Zehn-Cent-Hure auf der Lower East Side verfluchte das glückliche Los von Francine Grossman: *Mich hätte es treffen sollen.* Eliza hatte in Francines Fußstapfen treten wollen, doch sie war in die Irre gegangen. Das würde mir bestimmt nicht passieren.

Nestors Stimme war sanft, und er war mir vom ersten Augenblick an als ein bedächtiger Mann erschienen, ein wenig wie Reverend Osgood, der sonntags nachmittags in die Slums kam und mit den notleidenden Seelen betete. War Nestor in jungen Jahren sein eigener Herr gewesen, und hatte ihn auf seinem Lebensweg irgendwo ein Unglück ereilt? Musste er deshalb nun anderen zu Diensten sein?

Sein Blick war milde geworden, als er sich zu mir umgedreht hatte, Mitgefühl hatte aus seinem fragenden Stirnrunzeln geleuchtet. Mit Glück gehörte er zu den Männern, deren Herz sich durch Flehen erweichen ließ. *Bitte, Sir, nicht jetzt* – würde ich betteln, falls er sich mir nähern sollte. *Ich bin zu jung.*

Am Ende der Treppe hielt er die Lampe in das Dunkel einer kleinen Kammer. Dort zeichnete sich die Gestalt einer Frau ab, die auf einer Matratze mitten auf dem Boden lag. Die Fremde atmete tief und gleichmäßig, ihr Mund war weit geöffnet. Unsere Schritte hallten auf den hölzernen Dielen, doch sie rührte sich nicht.

»Das ist Caroline«, sagte Nestor. »Sie kocht und führt den Haushalt.« Er hielt die Lampe in den äußersten Winkel der Kammer und fügte hinzu: »Und dies ist Ihr Bett, Miss Fenwick. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Sir«, seufzte ich, enorm erleichtert.

Kaum war er fort, legte ich mich auf die Matratze, noch immer in meinen Kleidern, und klammerte mich an Mamas Kissenbezug. Den einsamen Arm meiner Stoffpuppe spürte ich durch den dünnen Nessel hindurch. Wie oft hatte ich sie schon geflickt, sie ein weiteres Mal mit Sägemehl und Erdnusssschalen, die vor der Trinkhalle lagen, ausgestopft, sie mit Fäden von meinem Haar und der Nadel, die ich in ihrem Bauch versteckt hatte, zusammengenäht.

Ich sah auf die dunkle Stelle, wo die Dachschräge auf den Fußboden traf, und hielt die Nase an den Kissenbezug, wie ein Baby, das am Ärmel seiner Mutter nuckelt. Es roch nach Rosenwasser, Dr. Godfrey's Cordial und dem Zauberöl, das Geld anziehen soll. Mama hatte sich damit in letzter Zeit ständig eingerieben, weil sie überzeugt war, die übelriechende Mixtur würde Kundschaft zu uns locken.

Bevor Mrs. Wentworth mich fortgeführt hatte, hatte sie noch einen kleinen samtenen Beutel auf Mamas Wahrsagetisch gelegt. Er wurde von einer Kordel zusammengehalten, und sein Inhalt hatte wohlig geklimpert. Es war Mamas Lohn, dafür, dass sie mich gehen ließ, die Anzahlung.

Wie schwer würde dieser Beutel in meiner Hand wiegen? Waren einige Münzen auf den Boden gefallen, als Mama die Kordel löste? Hatte sie geflucht, weil ein Penny in eine Ritze zwischen den Dielen gerollt war? Hatte sie die Münzen an die Wangen gelegt und ihr Gesicht gekühlt?

Mit fünf Jahren hatte ich Kohle und Reisig für Mamas winzigen rostigen Ofen gestohlen. Ich hatte auf unserem matschigen, stinkenden Hof eimerweise das Wasser gepumpt, die Kleider anderer Leute saubergerubbelt und zum Trocknen aufgehängt – alles in der Hoffnung, dass ich eines Morgens wach würde und mein Vater wäre zurückgekehrt und Mama hätte sich in die Mutter auf der Rückseite der Waschpulverschachtel verwandelt: eine Frau mit rundem Gesicht, in einem farbigen Baumwollkleid und einer weißen Schürze darüber. Ihre Augen lächelten unentwegt, immer hatte sie die Lippen geschürzt und drückte ihrem kleinen Mädchen einen Kuss auf den Kopf. Am Saum ihres Rocks stand geschrieben: *Mutter, wenn du sie liebst, so halte sie rein.*

Mama hatte sicher eine ganz bestimmte Summe vorgeschwabt, ein Betrag, der ihr angemessen schien – mehr, als sie für meine Stiefel, ihre Schildpattkämme und ihren Anhänger bekommen hatte, genug für die allergrößte Flasche Dr. Godfrey's, die Mr. Piers in der alten Seemannskiste, hinten auf seinem Karren, gut verschlossen aufbewahrte.

Wie viel hast du für mich bekommen, Mama?, flüsterte ich in die Dunkelheit.

8 Uhr – Die gnädige Frau nimmt in ihrem Schlafzimmer den Morgentee zu sich.

Halb neun – Sie kleidet sich für das Frühstück.

9 Uhr – Das Frühstück wird gereicht.

10 Uhr – Die gnädige Frau zieht sich zur Erledigung ihrer Korrespondenz in den Salon zurück.

11 Uhr – Die gnädige Frau richtet sich für den Lunch.

Mittag – Der Lunch wird gereicht.

Halb zwei – Die gnädige Frau zieht sich zu Lektüre und Labsal in den Salon zurück.

3 Uhr – Die gnädige Frau kleidet sich für die Nachmittagspromenade.

Halb vier – Beginn der Promenade.

Fünf Uhr – Die gnädige Frau kleidet sich für das Diner.

Sechs Uhr – Das Diner wird serviert.

Viertel nach sieben – Die gnädige Frau kleidet sich für den Abend.

Zehn Uhr (oder auf Anweisung) – Sie wird für die Nacht vorbereitet.

Dienstags empfängt die gnädige Frau Besucher.

Donnerstags geht sie aus.



Ich wurde wach, als Caroline, Mrs. Wentworths Wirtschafterin, einen Krug Wasser in eine Waschschüssel füllte. Als ich mich regte, sah sie zu mir, sagte aber nichts.

Sie stellte den Krug beiseite und musterte sich in einem Spiegel an der Wand. Das Silber auf dessen Rückseite war schlierig und erodiert und verzerrte das halbe Gesicht – Hals, Mund und Nase. Ein Auge zwinkerte Caroline stählern und klar entgegen, eine Wange rötete sich in der Morgensonne, die durch das winzige Dachfenster schien. Das Baumwolltuch, das Caroline auf dem Kopf trug, war nicht ansatzweise so berückend wie Mamas Seidenschal, doch die winzigen Kornblumen standen ihr gut zu Gesicht, vor allem milderte der Kranz aus blauen Blüten ihre sonst so harsche Erscheinung.

Caroline war dünnlippig und flachbrüstig, die Arbeit hatte sie vor der Zeit altern lassen: die Hände faltig, die Nägel rissig, der Hals von ungeduldigen Adern überzogen.

Sie wusch sich das Gesicht und fuhr sich dann mit einem feuchten Schwamm unter die Röcke und zwischen die Beine. Als sie fertig war, nickte sie mir kurz zu. Offenbar war ich nun an der Reihe.

»Danke«, sagte ich lächelnd und hoffte auf eine Erwiderung. Ich wollte Caroline unbedingt für mich gewinnen, denn ganz sicher hatte sie die Befehlsgewalt darüber, wer die Böden schrubbte und das Silber putzte.

Auf dem Weg zum Waschbecken stellte ich mich vor, aber sie schenkte mir keine Beachtung und beschäftigte sich nachdrücklich mit einem kleinen Riss an ihrem Rocksaum. Als ich sie fragte, wie viele Mädchen noch im Haus arbeiten

würden, verdrehte sie nur die Augen und grunzte.

»Madam hat sich mal wieder einen Grünschnabel geholt«, grummelte sie und ging an mir vorbei zu einem großen Schrank.

Offenbar brachte meine bloße Anwesenheit sie schon aus der Fassung.

Caroline öffnete die Tür und holte ein Dienstmädchenkleid hervor. Es war praktisch und trotzdem hübsch. Auf der Vorderseite verlief eine Reihe glänzender Knöpfe; Kragen und Manschetten waren aus Spitze. Caroline musterte das Kleidungsstück von allen Seiten und legte es dann auf meine Matratze. Danach ging sie erneut zum Schrank, holte ein Paar Stiefel aus der unteren Schublade und stellte sie vor mein Bett.

»Danke«, sagte ich wieder, mit honigsüßer Stimme, in der Hoffnung, Caroline würde sich endlich überwinden und antworten. Was sie nicht tat.

Ich zog mir das Kleid über den Kopf und nahm den schwachen Schweißgeruch des Mädchens wahr, das dieses Kleid vor mir getragen hatte. *Wer war sie gewesen? Wo war sie nun?*

Das Kleid war, obwohl gebraucht, schöner als alles, was ich je besessen hatte. Schon der Schnitt war wundervoll: Vorn an der Taille flossen tiefe Falten hinunter, und die Knöpfe lagen, einmal geschlossen, in einer geraden, ordentlichen Reihe. Caroline prüfte mit einem Seitenblick, ob es passte. Ich drehte mich hin und her und strich über die Baumwolle an meinem Bauch. Ihre Sorge war unbegründet. Das Kleid saß wie angegossen.

Mit den Stiefeln hatte ich weniger Glück. Da mochten sie noch so heil und glänzend sein, ihr Leder war steif und hart. Als ich mit meinen durchlöcherten Strümpfen hineinschlüpfte, stießen meine bloßen Zehen vorn gegen die Kappe. Blasen kündigten sich bereits vor dem ersten Schritt an. Eng waren die Stiefel auch, obwohl ich sie noch gar nicht zugeschnürt hatte. Ich zog

sie aus und wieder über, dann ein weiteres Mal, zupfte mir die Strümpfe so zurecht, dass die Löcher unter meinen Füßen saßen. Trotzdem fanden meine Zehen dauernd einen Weg ins Freie und rieben am Leder.

»Die Lady muss um acht Uhr ihren Tee bekommen«, sagte Caroline und ging zur Tür.

Ich gab auf und schnürte rasch die Stiefel zu. Ich folgte Caroline über die schmale Treppe, die ich nachts mit Nestor erklimmen hatte, doch nun gingen wir am Durchgang zum Hauptgeschoss vorüber, in die Küche, die darunter lag.

Nestor war bereits dort und hütete das Feuer in einem der drei großen Öfen, die an der Wand standen. »Guten Morgen, Caroline«, grüßte er die Haushälterin vergnügt.

Sie antwortete geistesabwesend: »Warten wir's ab.«

»Guten Morgen, Miss Fenwick«, wandte er sich dann an mich.
»Sie haben hoffentlich gut geschlafen?«

»Ja, sehr gut, Sir«, erwiderte ich erleichtert, weil sich an seinem Benehmen mir gegenüber auch in Carolines Gegenwart nichts geändert hatte.

Ich schaute mich um; ich hatte erwartet, mindestens ein weiteres Dienstmädchen vorzufinden, das Vorbereitungen für den Tag treffen würde, doch wir waren zu dritt: Nestor, Caroline und ich.

Caroline nahm einen Laib Brot aus einem Korb und brach ihn in Stücke. Dann stellte sie drei metallene Suppenschüsseln auf die Anrichte und legte die Brocken hinein. Als ich zu ihr ging und Hilfe anbot, stieß sie mir einen spitzen Ellbogen in die Rippen und schob mich beiseite. Ich fuhr zusammen. Ich musste wohl, so gut es ging, auf Nicken und Schulterzucken reagieren, bis sie bereit war, mich mit Worten anzuweisen.

Nachdem alle Schüsseln mit Brot gefüllt waren, holte Caroline

einen großen, schweren Tontopf aus dem Schrank. Sie hob den Deckel ab, nahm eine Kelle und fuhr damit durch die dicke Fettschicht, die obenauf schwamm. »Für dich, für dich, für dich«, flüsterte sie vor sich hin und löffelte dabei geschickt Brühe in die Schüsseln. Die Brotsstücke sogen sich voll, wurden braun. Caroline blickte zufrieden auf die letzte Schüssel. Nicht ein Tropfen war daneben gegangen.

»Nimm dir, Nestor«, rief sie den Butler und reichte ihm seine Schüssel, bevor ich die Gelegenheit dazu bekam.

Nestor nahm ihr die Schale aus den Händen und setzte sich an den großen Holztisch in der Mitte. Als sich unsere Blicke trafen, bedeutete er mir, es ihm nachzutun. Ich zögerte und schüttelte den Kopf. Ich wollte lieber warten, bis auch Caroline Platz genommen hatte.

Mein Magen hatte beim bloßen Anblick des Essens geknurrt. Für mich kam es einem Wunder gleich, dass man in einem Haus Brot aufbewahren konnte, ohne dass Ratten darüber herfielen. *Wie viele Lebensmittel gab es hier?* In jedem Schrank und jeder Ecke waren Vorräte, und ich träumte schon davon, mich unbemerkt in die Küche zu schleichen und zu bedienen. Mich mitten auf den Boden zu setzen und zu essen, bis mir Krümel und Fett am Kinn klebten.

»Ich habe mir erlaubt, für die Lady bereits den Teekessel aufzusetzen«, informierte Nestor Caroline, bevor er seine Schüssel an den Mund setzte. »Das Wasser sollte jetzt heiß sein.«

»Sehr schön«, erwiderte Caroline, trug ein silbernes Teeservice zum Tisch und stellte es auf ein Tablett.

Ich wollte ihr unbedingt zur Hand gehen, doch das verdross sie nur noch mehr. Als sie sich am Tisch wieder umdrehte, stand ich direkt vor ihrer Nase, und es war nicht zu übersehen, wie

sehr meine hartnäckigen Versuche Caroline ärgerten. Als sie sich mürrisch an mir vorbeidrängte, gab ich auf. Ich nahm eine der beiden verbleibenden Schüsseln und setzte mich Nestor gegenüber an den Tisch. Seine Augen verzogen sich zu einem Lächeln.

Nun, da ich Caroline nicht mehr lauernd im Weg stand, konnte sie sich ungehindert zwischen Tisch und Schränken hin und her bewegen und zarte Schüsseln und Teller mit Zucker und Milch, Trauben und Birnen zu einem Stillleben arrangieren. Aus der Distanz heraus merkte ich, dass Caroline sogar eine gewisse Anmut hatte. Sie erinnerte mich an die winzige hölzerne Frau im Schaufenster des Juweliers auf der Second Avenue, die in einer Kuckucksuhr wohnte: Ihre Taille war ständig in Bewegung, und die Röcke schwangen eifrig mit, bald hierhin und bald dorthin.

»Wohin ist die Lady vergangene Nacht gefahren?«, fragte Caroline Nestor, während sie mit einer kleinen Schere Trauben von einer Rispe schnitt.

»Chrystie Street, soweit ich weiß«, antwortete er und sah mich fragend an.

Ich nickte und nahm einen Schluck Brühe. Sie schmeckte kräftig, nach Rindfleisch, reichlich Salz und Zwiebeln, und war so gut, dass ich alles andere darüber vergaß. Ich schluckte und schlürfte in einem fort, bis mir der letzte Brotkrumen die Kehle hinunterglitt.

»Hat sie sich wieder eine aus dem Slum geholt?«, fragte Caroline und zog eine Augenbraue hoch. »Man sollte meinen, sie hätte ihre Lektion gelernt, nach der Letzten ...«

Caroline im Blick, neigte Nestor seine Schüssel bis an den Rand. Die restliche Brühe lief über den Tisch, auf eine gefaltete weiße Serviette zu, die auf das Tablett gehörte.

»Chrystie Street ... sagt mir nichts«, murmelte Caroline, als sie herbeieilte, um die Serviette zu retten. »Ist hoffentlich besser als die *Ludlow*.«

Wenn Caroline sich dazu herabgelassen hätte, mich zu fragen, hätte ich ihr im Brustton der Überzeugung geantwortet: *Aber ja!* Die Bewohner der Chrystie Street, hätte ich gesagt, waren etwas Besonderes und bei all ihrem Tun reich an Stolz, sie aber, Caroline, wäre um eine Erfahrung ärmer, wenn sie noch niemals dort gewesen war.

Natürlich stimmte das so nicht. Zwar verfielen in der Ludlow wie in der Chrystie Street eine Menge Häuser, doch im Gegensatz zur Chrystie Street hatte die Ludlow Kanalisation. Auch zwischen den Slums gab es feine Unterschiede.

Als sich Caroline abwandte, griff Nestor nach dem Tablett und nahm eine Birne aus der Obstschale. Er zerteilte sie mit dem Taschenmesser und reichte mir ein Stück. Von Carolines Missachtung aufgestachelt, griff ich zu.

Die Birne war süß und saftig, nicht wie die mehligsten, überreifen Früchte, die es an den Straßenecken oder auf dem Tompkins-Markt gab. Dort schwammen die Birnen manchmal wochenlang in Sirup, bevor sie von jungen Mädchen unter falschen Verheißenungen angeboten wurden: »Farmobst! Heute geerntet, frisch und knackig ...«

Als mir Nestors lange, listige Finger ein weiteres Stück hinhielten, musste ich an meinen Vater denken. Auch er war ein Dieb. Mama hatte Stein und Bein geschworen, dass er sie und ein Pferd vor den Augen meines Großvaters gestohlen hätte – und das am helllichten Tage. »Einem Zigeuner ein Pferd zu stehlen, dazu gehört schon was«, hatte sie gesagt und die Augen vor Verzückung und Wehmut geschlossen. Ich hatte als Kind alle möglichen Geschichten um meinen Vater

herumgesponnen. In meinen Träumen war er mir auch nie in der Chrystie Street erschienen. Er tanzte um den Birnbaum des Apothekers und schüttete Zucker aus Mamas silberner Dose auf die Wurzeln. »Süße Birnen sind mir die liebsten«, sagte er immer noch, bevor er dann verschwand.

Als ich die Hand nach dem Obststück ausstreckte, bewegte sich ein Holzlöffel in Carolines Faust auf mich zu. Ehe ich reagieren konnte, knallte der Löffel schon so heftig auf den Tisch, dass ich zusammenschreckte. »Scheißfliegen«, sagte sie und funkelt mich an.

Nestor glückste nervös. »Dir entgeht aber auch gar nichts.«

Caroline öffnete schon den Mund, um ihn auszuschimpfen, da erklangen drei schrille Klingeltöne. An der Wand neben der Treppe befand sich eine ganze Reihe von Klingeln, darunter standen die Namen der jeweiligen Räume: *Salon, Arbeitszimmer, Esszimmer, Eingangshalle, Herrenschlafzimmer, Bad, Bibliothek, Wintergarten ...* Es läutete erneut. Es kam von der Klingel mit der Bezeichnung *Damenschlafzimmer*.

Nestor stand auf und nahm das Tablett. »Drei Klingeltöne gelten der Zofe«, sagte er. »Kommen Sie, Miss Fenwick. Sie sind dran.«

Als ich aufstand und Nestor nachging, litten meine Zehen schon so sehr, als ob die Stiefel unter dem Tisch sogar geschrumpft wären. Carolines Blick verfolgte mich.

»Viel Glück mit Chrystie Street«, rief sie dem Butler hinterher, den Löffel immer noch umklammert.

Eine Dame der Oberschicht trägt kein Kleid ein zweites Mal. Wer eine Vorstellung davon hat, wie viele Empfänge, Hochzeiten oder Bälle eine Dame im Laufe eines Jahres besucht, wie viele Diners sie gibt, auf wie viele Festlichkeiten sie geht und wie vielen Opern oder Theaterstücken sie beiwohnt, der kann sich einen ungefähren Begriff von den Kosten und dem Umfang ihrer Garderobe machen. Die Annahme, dass sie für jeden einzelnen Tag im Jahr zwei Kleider welcher Art auch immer hat, also siebenhundertzwanzig an der Zahl, ist wohl nicht verfehlt. All diese zu erwerben, deren Anfertigung in Auftrag zu geben und sie schließlich anzulegen, erfordert sehr viel Zeit. Und in der Tat besteht die Beschäftigung einer Dame von Stand überwiegend darin, Wäschestücke an-und wieder abzulegen.

George Ellington: *Die Frauen von New York,
oder: Das Gesellschaftsleben in der großen Stadt*, 1870



Mamas Tournüre war ein alter, mit Stroh ausgestopfter Mehlsack, den sie in Form zauberte, bevor sie sich auf den Weg zu Mr. Piers machte. Ihre Garderobe war nicht groß, doch das beste Kleid war immer für ihn reserviert. Es war aus Baumwollchintz und hatte eine lange Reihe Knöpfe auf dem Rücken. Ich freute mich immer, wenn sie es hervorholte, weil ich ihr dann beim Anziehen helfen musste.

Nachdem ich den letzten Knopf geschlossen hatte, nahm Mama ihren zersprungenen Handspiegel und setzte sich mit mir aufs Bett. Sie wies auf ihr Spiegelbild und machte mir vor, wie der Blick eines Lügners zur Seite flieht. »Nimm dich vor Frauen in Acht, die nur schwer zu einem Lächeln finden, sie hegen sicher einen Groll.«

Ich achtete nie auf das, was mir Mama zu sagen hatte. Ich war so glücklich, dass ich ihr ohne die übliche Angst, mir jeden Moment eine zu fangen, nahe sein konnte, selig, dass ich in ihre dunklen Augen und auf ihren stolzen Mund schauen durfte. Nach

einer Weile wurde sie dann immer ganz still und schaute auf ihr Gesicht, als wäre es ihr fremd. »Siehst du den Fleck dort auf der Wange? Den habe ich von Geburt an. So etwas bedeutet, dass einem Großes bestimmt ist.« Dann legte sie den Finger auf die Stelle. »Doch jetzt verblasst er«, flüsterte sie. »Und ich mit ihm.«

Eine wahre Dame ist den Launen der Mode hilflos ausgeliefert – und auch ihrer Garderobe. Sie benötigt bei der Toilette mindestens ein weiteres Paar geschickter Hände. Eine Frau, die nicht über die Mittel verfügt, angemessen auf ihr Äußeres zu achten, kann sich gleich von der Gesellschaft zurückziehen. Um so eine Frau werden sich ihresgleichen oder Herren, die etwas auf sich halten, niemals »kümmern«. Ein öffentlicher Fauxpas, ein nachlässig oder unpassend arrangiertes Detail, schon ist sie bloßgestellt und wird sich allein von Festlichkeit zu Festlichkeit, von Salon zu Salon bewegen müssen. Jeder neue Tag, jede neue Gewandung entscheidet über Gunst oder Ungunst.

Die täglichen Schönheitsrituale, denen sich Mrs. Wentworth unterzog, hatten, so gut es mir gelingen würde, unsichtbar zu bleiben. »Und dennoch«, erklärte mir Nestor, während wir die Treppe zu ihrem Schlafzimmer emporstiegen, »sieht ein aufmerksamer Beobachter genau, welche Früchte die diskreten Anstrengungen einer Zofe tragen. Sie zeigen sich im Gesicht einer Dame, in dem Selbstvertrauen, das sie zur Schau stellt. Wenn ein Hut niemals verrutscht, so ist das Ihr Verdienst. Wenn

ihre Röcke die Schuhe streifen, ohne dass die Lady stolpert, können Sie bei Nacht entspannter ruhen. Ihre Rolle ist im Grunde recht einfach«, fuhr er fort. »Sie müssen die Lady frisieren, ihr vorlesen, den Tee servieren, ihr beim Ankleiden helfen: Geben Sie ihr, was immer sie verlangt und wann immer sie danach verlangt. Sie, meine Liebe, sind das unsichtbare Gegenstück zu ihrem Knopf, unter dem Stoff.«

Ich blieb mitten im Gang stehen. Solche Ansprüche konnte ich doch nicht erfüllen! Mama musste völlig falsch verstanden haben, was Mrs. Wentworth von einem Mädchen wollte. Sonst hätte sie mich sicher nicht zu ihr geschickt.

»Miss Fenwick?« Nestor drehte sich mit besorgtem Blick zu mir um. »Ist Ihnen nicht wohl?«

»Doch, Sir«, erwiderte ich mit feuchten Handflächen und brennenden Füßen. Ich hatte angenommen, dass ich kochen und putzen, nicht, dass ich mich um die persönlichen Belange von Mrs. Wentworth kümmern müsste.

»Das wird Ihnen schon gelingen«, versicherte mir Nestor. »Viel besser als dem letzten Mädchen, ohne Frage. Das arme Ding, Miss Piggott, war immer in Verlegenheit, selbst bei den simpelsten Aufgaben. Ich kann Caroline die Grausamkeiten, die sie diesem Wesen angetan hat, nicht mal verübeln. Glauben Sie mir, all das hatte sich dieses Kind selbst zuzuschreiben. Es hat Mrs. Wentworth in einen grässlichen Zustand versetzt und Caroline das Leben noch schwerer gemacht.«

Ich senkte den Blick und kämpfte gegen das flau Gefühl in meinem Magen an.

»Ach was, Miss Fenwick, keine Sorge«, sagte Nestor. »Was Caroline heute Morgen mit Ihnen angestellt hat, war doch nur ein Test. Sie wird schon auftauen, warten Sie ab. Davon abgesehen hat Mrs. Wentworth, und nicht Sie, Caroline so aus

der Fassung gebracht. Denn in all den Jahren, in denen Caroline in diesem Haus dient, wurde die Arme kein einziges Mal für die Stellung als Zofe in Betracht gezogen. Sie wird immer wieder übergangen, und das kränkt sie ganz entsetzlich. Ich habe ihr gesagt, dass sie sich deswegen nicht grämen soll, dass das einzig und allein daran liegt, dass Mrs. Wentworth lieber ein junges, formbares Mädchen an ihrer Seite hat, aber so etwas will Caroline nicht hören.«

Als wir uns der Schlafzimmertür näherten, senkte Nestor die Stimme und gab mir letzte Anweisungen. »Achten Sie darauf, jedes Mal heißen Tee nachzuschenken, wenn die Lady ihre Tasse länger als fünf Minuten stehenlässt. Legen Sie ihr eine über Eck gefaltete Serviette in den Schoß, aber die Spitze muss unbedingt in Richtung Boden weisen. Mrs. Wentworth hat sonst das Gefühl, als würde ein Pfeil auf sie zielen. Und fragen Sie stets, wie viele Stücke Zucker sie wünscht, auch wenn die Antwort immer die gleiche sein wird – *keines*. Versichern Sie ihr, dass Caroline bereits die Frühstückseier bereitet (wie gewohnt pochiert und rings um das Eigelb etwas wässrig), dass es dazu Toastecken geben wird, ebenso Marmelade und ...«

Nestor hatte mir wohl am Gesicht abgelesen, welche Mühe ich hatte, all dem zu folgen. »Vergessen Sie das mit der Marmelade und den Toastecken. Keine Sorge, meine Liebe, Sie werden sich schon durch den Morgentee schauspielern. Sie müssen im Grunde nur eines beherrschen: Anmut, gepaart mit gesundem Menschenverstand.«

Als ich das Zimmer betrat, saß Mrs. Wentworth an ihrem Teetisch, das Haar ein strenger Chignon, der Mund ein ebensolcher Tadel. Der seidene Morgenrock raschelte bei jeder Bewegung, so ungeduldig wie sie selbst. »Stellen Sie das Tablett dort auf den Ständer«, wies sie mich an. »Auf den Tisch

kommt nur Geschirr.«

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich und befolgte ihre Anweisungen, so gut ich konnte.

Wie alle kleinen Mädchen hatte auch ich oft Teetrinken gespielt – mit einem *Schhhhhh* unsichtbaren dampfenden Tee eingeschenkt, eine eingebildete Tasse zwischen den Fingern gehalten und mit Miss Sweet und Mamas eisernem Hundeturstopper über das Wetter geplaudert.

Wie Caroline verschüttete auch ich keinen Tropfen, machte keinen Fehler. Ich lächelte, verbeugte mich und sprach mit sanfter Stimme. Wenn Caroline gesehen hätte, wie gut ich mich schlug, wäre ihr Hass in einen bitteren, meilenlangen Strom aus Worten geflossen.

Die größte Herausforderung aber war, mich an einem Ort auf meine Aufgaben zu konzentrieren, der prachtvoller als alles war, was ich je gesehen hatte. Allein Mrs. Wentworths Ankleidebereich war drei Mal größer als unsere Bleibe in der Chrystie Street. Das Schlafzimmer bot Platz für zwei Diwane, einen Tisch mit drei Stühlen, eine Frisierkommode mit einem großen runden Spiegel und ein gewaltiges Himmelbett mit gewundenen Pfosten, die sich bis zur Decke schraubten. Auf dem Bett türmten sich Kissen und Decken aus gesteppter Seide und Satin, in allen erdenklichen Rosatönen – in zartem Blütenrosé, schamvoller Wangenblässe, kräftigem Bonbonpink und delikatem Zungenspitzenrötlich.

Bestickter Samt verhängte die hohen Fenster und verbannte die Außenwelt mit seinen schweren Bahnen. Den Kaminsims zierten Kostbarkeiten, die sämtlich in Paaren auftraten: zwei Porzellanfasane, deren Bäuche aus Uhren bestanden, zwei Ingwertöpfe, zwei kleine Leuchter mit rosafarbenen Kugelschirmen, in denen ein stetes Gaslicht schimmerte. Der

ganze Raum war voll wunderbarer Dinge, jedes einzelne noch perfekter als das nächste. Wenn Mama gewusst hätte, was sich hier verbarg, sie hätte jede Nacht darum gebetet, dass dieses Haus in Flammen aufgehen möge und sie durch Asche und Trümmer stöbern könnte.

»Ich habe mir heute die Mühe gemacht, meine Morgengarderobe selbst zurechtzulegen«, verkündete Mrs. Wentworth nach dem Tee. »Heute werde ich den ganzen Tag mit meiner Garderobe so verfahren. Ab morgen jedoch tragen Sie die Verantwortung für meine gesamte Toilette. Haben Sie gehört?«

Ich stand noch immer staunend vor den Uhrenfasanen. Wie es wohl wäre, eines Morgens mit tickendem Magen wach zu werden?

Mrs. Wentworth räusperte sich. »Haben Sie gehört?«

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich und schaute auf all die Kleider, die sie sorgfältig über einen der Diwane gelegt hatte. Ich hatte beim Tee einigermaßen gut geraten, aber so viel Tüll und Spitze waren schlicht beängstigend. Womit sollte ich beginnen?

»Mein Korsett«, befahl Mrs. Wentworth und zog ihren Morgenmantel aus. Darunter trug sie bereits Hemd und Pantalons. Sie streckte die Arme hoch und wartete, dass ich das Korsett holte und ihr um den Körper legte. Ich drückte von den Seiten gegen das Mieder und mühte mich mit den vorderen Schließen.

Ich hatte die Satinschleife noch gar nicht zugebunden, da drängten und hoben sich Mrs. Wentworths Brüste schon, doch als ich Anstalten machte, das nächste Kleidungsstück zu holen, rief sie mich tadelnd zurück. »Sie müssen die Bänder straff zurechtzurren«, sagte sie und hielt sich an einem Bettpfosten fest.

Ich stellte mich hinter sie und zog die Schlaufen eine nach der anderen stramm, von oben nach unten. Es gab ein Knirschen, leise und knöchern. Ich begann zu schwitzen, weil ich nicht wusste, ob dies aus der Brust oder dem Mieder, von Menschen- oder Fischbein kam.

»Nicht so ängstlich, mein Kind«, mahnte Mrs. Wentworth. »Sie können ruhig fester ziehen, noch viel fester. Nicht umsonst habe ich Jahre des Korsetttrainings durchlaufen. Nur strenges Einschnüren hat mir diese Figur beschert und, so darf ich wohl behaupten, meinen Ehemann.«

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich.

»Vielleicht können Sie das ein wenig rascher tun?«, nörgelte sie. »Sonst wird es Zeit für das Abendmahl, bevor ich meine Morgengarderobe angelegt habe.«

Auf dem Diwan warteten noch Berge von Rüschen aus Baumwolle und Seide, und sie alle waren erst das Vorspiel zu dem Kleid.

»Da liegt nichts zur Auswahl«, seufzte Mrs. Wentworth ungeduldig.

Als ich nach dem Unterrock griff, der meiner Meinung nach als Nächstes an der Reihe war, schüttelte sie den Kopf und gackerte missgefällig.

Ich wagte einen neuerlichen Versuch und irrte mich wiederum – diesmal bildeten sich rote Flecken in ihrem Gesicht. »Ihre Mutter hat mir versichert, Sie wüssten, wie man eine Dame kleidet.«

»Bitte, Ma'am«, sagte ich und umklammerte den letzten Unterrock. »Ich werde es lernen.«

Ich hatte sie sicher schon so sehr enttäuscht, dass es dazu nicht mehr kommen und sie mich sogleich entlassen würde. Doch dann wurden ihre Augen weich, und ein sanftes Lächeln

erschien.

»Geben Sie mir einen Kuss auf die Wange, und alles ist gut«, sagte sie und beugte sich zu mir.

Mama hatte mir niemals gestattet, ihr einen Kuss zu geben. Ihrer Meinung nach waren die meisten Menschen mit Küssem viel zu leichtfertig und hatten längst keinen Sinn mehr für die Empfindung, die eine Berührung von Haut und Lippen hervorrufen sollte. Unterzog mich Mrs. Wentworth, so wie Caroline, einer seltsamen Prüfung?

»Na los, Kind, nun machen Sie schon.«

Meine Lippen streiften ihre weiche Wange, und ich atmete einen berauschenenden Blumenduft ein. Das roch nicht wie Mamas Rosenwasser oder Lavendelseife, es war ein mir vollkommen fremdes, würziges, schweres Aroma.

»Während die meisten Frauen unerschütterlich an das Korsett glauben – zur Betonung der weiblichen Formen, für Wespentaille und gehobene Brüste –, hat die Wissenschaft hingegen bewiesen, dass dieses tückische Kleidungsstück dem schwachen Geschlecht gar nicht wohltut. Verstopfung, Magenverstimmungen, Atemnot und selbst gebrochene Rippen sind noch seine geringsten Nebenwirkungen. Im Laufe der Zeit führt es zu einer Verformung und Verlagerung der inneren Organe, zu einer dramatischen Einschränkung des Lungenvolumens und einer gewaltsamen Quetschung der Leber, bis hin zur Dissektion.« (Aus: Dr. S. Fonda: *Wider das Korsett*, vgl. auch Abb. 1)

Es war, von Carolines Brühe abgesehen, der einzige Geruch, den ich in diesem Haus bisher wahrgenommen hatte. Hier roch es gar nicht, weder gut noch schlecht. Vielleicht lebte die Oberschicht ja in einer anderen Luft, vielleicht hatten ihre Häuser Leitungen bis in den Himmel, wo die Brise so rein war, dass man dafür zahlen musste.

Als ich zurückweichen wollte, nahm Mrs. Wentworth mein Kinn in die Hand. »Was für ein Gesicht«, sagte sie. »So offen und verheißungsvoll.«

Sie fixierte mich, aber ich konnte den Blick nicht erwidern und schaute auf das Band, das ihr Korsett umsäumte. Das Mieder war überall mit rosa Spitze und Rüschen verziert, deren Farbe zu dem Baldachin über dem Bett passte. Je länger ich es ansah, umso heftiger wünschte ich, es wäre meins.

Ich hatte Mama so oft wegen eines Korsetts bedrängt. »Mir würde auch eines aus Seilen reichen«, hatte ich gebettelt. Aber Mama wusste natürlich mindestens so gut wie ich, dass ein Korsett der sichere Weg war, ein Mädchen vor der Zeit in eine Frau zu verwandeln. Es gibt dem Körper eine begehrenswerte Form, raubt dem Mädchen den Atem und weckt in ihm Träume von wirbelndem Tanz und wildem Galopp – denn es kennt doch keine anderen Möglichkeiten zu fliegen.

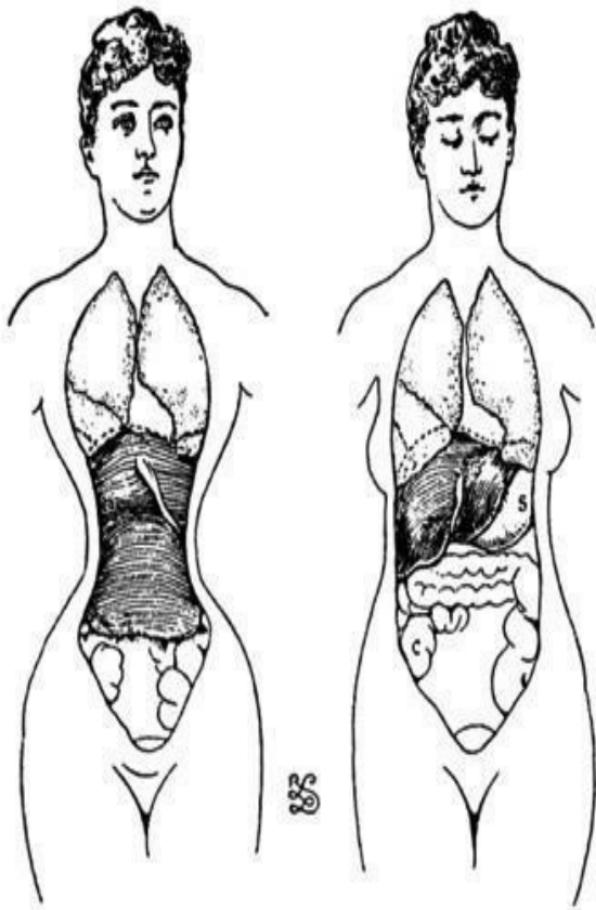


Abb. 1

Ich hatte nur Mädchenkleider besessen, mit Knöpfen vorn oder im Nacken, die man einfach schließen konnte. Die Kleider waren sämtlich getragen und etwas zu groß, also wurde der Saum erst gekürzt und später wieder ausgelassen. Das Kleid, das ich mir als Einziges mitgenommen hatte, hatte ich zwischen zwei Kisten hinter Mr. Goodwins Laden entdeckt. Zunächst war mir der Rock ins Auge gefallen, seine traurigen Rüschen hatten

sich gelöst und ringelten sich durch eine Schlammpütze. Auch die Ärmel waren rissig, aber davon abgesehen, dass der fleckige Karostoff verblichen war, gab es nichts, was man nicht flicken konnte. Sehr zu Mamas Missfallen hatte ich das Kleid ziemlich gut ausgefüllt, meine Brüste wirkten nicht mehr nur wie zwei Knötchen, und meine Hüften waren beinah so rund, dass sich ein Korb darauf stützen ließ.

»Du ähnelst deiner Mutter«, sagte Mrs. Wentworth, die mich immer noch musterte. »Du hast ihr schönes dunkles Haar und ihre Augen.« Damit ich endlich zu ihr aufsah, fragte sie: »Sag mir, welchem Volk entstammt sie?«

Ich kannte diese Frage bereits von den mildtätigen Frauen, die regelmäßig die Slums aufsuchten. Sie kamen, modisch gewandet und diskret versnobt, aus Gemeindehallen, als Vertreterinnen von Frauenorganisationen oder im Auftrag von Jane Clattermores Mädchenheim, spähten in unsere Fenster und unser Leben, hielten mit einer Hand vorn den Rock hoch, mit der anderen ein Pfefferminztauschentuch an die empfindliche Nase. »Ihr armen Kindchen«, sagten sie immer, wenn sie uns, aus sicherem Abstand und ohne Hautkontakt, ein paar Pennys in die Hand fallen ließen.

Ich hasste sie fast ebenso sehr wie die derben x-beinigen Jungs, die mir »dreckige kleine Zigeunerin« zuzischten. Sie riefen mir schon von Weitem zu, ich solle mir meine hässliche Visage wegwaschen und dahin gehen, wo ich herkäme. Ich rannte dann immer traurig und wütend nach Hause, rieb mir das Gesicht mit Salz, bis es brannte, und wünschte mir, dass sich wenigstens einer von ihnen in mich verlieben und der Rest der Truppe tot umfallen würde.

»Halt dich doch von denen fern«, sagte Mama und warf angesichts meiner Tränen die Arme hoch. »Und klau mir nicht

immer mein Salz. Aus dir wird niemals eine goldblonde Alice mit Schwanenhals und Sommersprossen. Du hast nun mal Black Dutch in dir.«

Aus Mamas Mund klangen die Worte wunderbar, *Black Dutch* – rau und stolz, so wie sie. Juden, Zigeuner und südländische Deutsche, sie alle beanspruchten diesen Begriff. Denn damit konnten sie, unabhängig von ihrem Aussehen, alles sein, hatten verlässliche Wurzeln und passables Blut.

»Sei nicht so schüchtern«, drängte Mrs. Wentworth. »Du kannst es mir ruhig sagen.«

Mamas Stimme hallte in meinem Innern nach, doch in diesem Moment hatten ihre trotzigen, selbstbewussten Worte wenig mit mir zu tun. Ich hatte weder ihre dunkle Haut noch ihr zähes Herz geerbt. Ich war aus einem anderen, schwächeren Holz geschnitzt. Die unbekannte Herkunft meines Vaters verwässerte Mamas Zigeunerblut.

»Black Dutch«, antwortete ich. »Meine Mutter ist Black Dutch.«

*Liebste Mama,
ich gebe mein Bestes, um Mrs. Wentworth
zufriedenzustellen.*

*Ich hoffe, mein Lohn ist ausreichend.
War dir bewusst, dass ich ihre Zofe würde?
Es ist besser, als in der Spülküche zu arbeiten,
aber schwerer als gedacht.*

*Ich muss vieles lernen.
Ich vermisste dich.
Ich vermisste es, meinen Namen zu hören.*

Deine Tochter Moth



Mr. Wentworths imposantes Ebenbild zierte den Wohnraum von Mrs. Wentworth – die Wand gleich hinter dem Schreibtisch, sodass der Hausherr seiner Frau, saß sie dort, auf den Rücken schauen musste. Sein Hemdkragen war hoch, steif und von einer so breiten Halsbinde umwickelt, dass das Kinn beinahe verschwand. Doch das müde Herabhängen des Kiefers konnte die Halsbinde (selbst unter der gewissenhaften Hand des Künstlers) nicht verborgen. Dunkle, forschende Augen blickten aus einer verdrossenen Miene und drückten eher Bedauern aus, weniger Erfüllung. Er posierte in einem Sessel, der weit größer und eindrucksvoller als der seiner Gattin am Schreibtisch vor ihm war, und hielt einen Gehstock in der Hand. An seiner Seite wachte ein Hund, dessen Abwesenheit in Haus und Leben von Mrs. Wentworth so befremdlich wie die seines Herrn war.

Ich betrat den Raum zum ersten Mal, als ich Mrs. Wentworth am Nachmittag den Tee servierte. Sie stand, in tiefer Betrachtung versunken, vor dem Bildnis. Bevor sie sich setzte,

ging sie ganz nah an das Gemälde, berührte kurz den Rahmen und sagte: »Ich warte.« Ihre Stimme war fest, der Mund beinah ein halbes Lächeln.

Mitten während der Teezeit griff Mrs. Wentworth plötzlich nach dem Fächer, der an ihrem Arm hing, und schlug damit auf die Lehne. Als ich mich zu ihr wandte, legte sie die Fächerspitze an ihre Wange. Ich nahm an, dass sie ein Tropfen Tee störte, und griff rasch nach der Serviette.

Doch sie wies das Tuch zurück und schüttelte den Kopf. »Sie sollen mich küssen, nicht abtupfen«, forderte sie.

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich und verbeugte mich leicht, bevor ich mich bückte und die Lippen auf ihre Wange hauchte. Es war ein flüchtiger Kuss, längst nicht so sanft wie der, den ich ihr am Morgen erst auf die Wange gedrückt hatte.

Sie packte meinen Arm und sagte: »Du solltest wissen, was ich wünsche.«

»Es tut mir leid, Mrs. Wentworth«, winselte ich und hoffte, nun würde sie loslassen.

Das tat sie nicht. Sie hatte angesichts meiner gekünstelten und zögernden Zuneigung all ihre Beherrschung verloren und entschieden, mich dafür büßen zu lassen.

»Knie dich hin und entblöße die Handgelenke«, befahl sie, die Augen zu wütenden Schlitzen verengt.

Ihr Stimmungsumschwung hatte mich völlig verschreckt, und so schob ich die Ärmel bis über die Ellbogen, kniete mich hin und streckte beide Arme aus.

»Ich will die weichen Innenseiten sehen«, murkte sie und wirbelte mit ihrem Fächer in der Luft herum, damit ich die Arme drehte. »Und du musst die Hände öffnen. Keine Fäuste.«

Da ich nicht wusste, was geschehen würde, wenn ich mich

ihrem Befehl widersetzte, gehorchte ich.

»Schon besser«, sagte sie und hob die Hand, den Fächer fest umklammert. Dann schlug sie mir mit dem Deckstab so fest auf die Arme, dass ich schrie. Und bei einem Schlag sollte sie es nicht belassen.

»Bitte«, jammerte ich, noch unter Schmerz, »ich werde mich bessern, das verspreche ich ...«

Doch mein Flehen blieb ungehört. Fünf, sechs, sieben rote Striemen zeichneten sich auf der zarten Haut meiner Unterarme ab und brannten dort. Mr. Wentworth und sein Hund schauten reglos aus dem Porträt hinaus, blind für so viel Grausamkeit, blind für meine Tränen.

Mrs. Wentworth hatte den Fächer am Morgen erst aus einer Schublade voller Handschuhe und Strumpfbänder geholt. Er war wunderschön, Stäbe und Deckstäbe waren aus Bein, auf dem Seidenblatt prangte ein Drachen – der Schwanz gewunden, die Augen aufgerissen, die Zunge weit herausgestreckt.

Ich hatte bei diesem Anblick an das tote Pferd im Straßengraben denken müssen, das ich als Kind gesehen hatte. Zwei Männer hatten sich wegen des Tiers gestritten – der eine keifte, dass er es nicht wegschaffen würde, der andere raunte etwas von Gift und Heimtücke. Bald schon hatte sich eine Horde von Straßenjungs um das Geschehen versammelt, es gab ein Geschubse, Gedränge und Geprahle, wer so mutig sei, es zu berühren, die Augen, ja, sogar die Pisse in den Mund zu nehmen. Allein der Kopf des Pferds war damals fast größer als ich selbst, trotzdem hatte ich mich neben das arme Tier gehockt, neben seinen Hals, und die Fliegen verscheucht, damit ich die Wimpern bestaunen und die samtene Schnauze streicheln konnte. Mit dem bloßen Knie hatte ich das Fell, mit all den gewundenen Narben von der Peitsche seines Herrn,

gestreift. »Schlaf schön«, hatte ich dem Pferd gesagt, um ihm wenigstens etwas Gutes zu tun.

Nachdem Mrs. Wentworth endlich fertig war, strich sie über meinen Arm und mein brennendes Fleisch, umschloss mein Handgelenk und drückte den Daumen in eine der Striemen. »Das wird dir eine Lehre sein«, sagte sie, während sie den Griff verstärkte und sich daran weidete, wie ich zusammenfuhr.

»Ja, Ma'am«, sagte ich mit salzigen Tränen auf den Lippen.

Als sie losließ, blieb ein weißer Abdruck auf dem Arm, der schließlich doch verblasste.

»Ich hätte nun gern ein wenig Gebäck«, sagte sie, streckte die Schultern und führte die Tasse an den Mund.

Ich wagte nicht, mir die Augen abzuwischen, sondern stand sofort auf. Alles rings um mich verschwamm. Irgendwie gelang es mir, den Teller mit dem gebutterten Gebäck vor Mrs. Wentworth zu stellen.

Doch anstatt sich ein Stück zu nehmen, faltete sie die Hände im Schoß und sah mich an. »Aus deiner Hand!«, befahl sie mir, sie zu füttern. »Ich möchte keine Butter an den Fingern haben.«

»Ja, Ma'am«, sagte ich, fasste ein Gebäckstück am Rand und führte es ihr zum Mund.

Zu meinem Entsetzen kostete sie das in aller Genüsslichkeit aus, knabberte an dem Gebäckstück herum und leckte mir zum Schluss noch die Krümel von den Fingern. Danach lächelte sie und sagte: »Ich mag es, wenn ich nicht mehr weiß, wo ich aufhöre und du anfängst.«

Seitdem benutzte sie den Fächer, wann immer sie etwas zu beklagen fand.

Da ich sie ankleidete, war ich auch dafür verantwortlich, dass sie ihn ständig, sicher an ihrem Handgelenk, bei sich trug. Sie

schlug mich ganz nach Belieben. Wenn ich jammerte oder nur einen Mucks von mir gab, schlug sie mich wieder, doppelt so fest. Je mehr Aufmerksamkeit ich ihr schenkte, umso mehr verlangte sie. Abends musste ich ihre Hand halten, bis sie einschlief, und wenn sie badete, musste ich sie von Kopf bis Fuß waschen. Ihr das Bett aufzuschlagen oder die Lökchen hochzustecken (gleich, wie kunstvoll ich sie arrangierte) genügte nie sehr lange. Sie wollte mehr. Ohne selbst auch nur ein freundliches Wort zu äußern, erwartete sie von mir, dass ich sie mit Zuneigung überschüttete. »Zeigen Sie mir Ihre Ergebenheit, Miss Fenwick«, forderte sie mehrmals am Tag und wies mit dem Fächer auf ihre Wange. Sie war die reinste Sybille darin, Halbherzigkeit zu erspüren, und trotz all meiner Bemühungen waren ihr meine Aufmerksamkeiten nie zärtlich oder ehrlich genug. Und sie hielt sich nie zurück, wenn es darum ging, mir ihre Enttäuschung zu verdeutlichen.

Die Innenseiten meiner Arme wurden wund; gelbliche, grünliche und bläuliche Blutergüsse bildeten sich. Violette und rote Linien äderten von meinen Malen aus, je nachdem, wie oft sie mich in der Stunde, am Tag oder in der Woche schon geschlagen hatte.

Mama hatte gelegentlich, wenn sie mich einmal zu heftig gezwickt hatte, einen dunklen blauen Fleck an meinem Ohr oder der fleischigen Stelle an meinem Arm hinterlassen, aber sie hatte mir selbst in ihren schlimmsten Momenten niemals so sehr wehtun wollen. Immer wenn mich Mrs. Wentworth peinigte, dachte ich an Mama. Ich betete, dass sie ins Zimmer käme und der Bosheit von Mrs. Wentworth ein Ende setzte. Ich träumte davon, dass Mama Mrs. Wentworth am Haar packen und nach allen Regeln der Kunst verprügeln – und fluchen, spucken und schreien würde. »Misshandeln Sie mein Mädchen nicht!«

Aber all das durfte Mama nie erfahren. Ich war an Mrs. Wentworth gekettet. Der Lohn, auf den sie sich geeinigt hatten, war Mamas Lebensunterhalt. Wenn ich fortließ, so fürchtete ich, würde sich Mrs. Wentworth gegen Mama wenden und ihr alles nehmen: Kleider, Schlafplatz, Essen. Dagegen waren meine Blutergüsse ein geringes Opfer.

Caroline hatte sich noch immer nicht dazu durchgerungen, mit mir zu sprechen. Obwohl Nestor ständig sagte, ich solle mich nicht grämen, wünschte ich mir sehr, es wäre anders. »Den kann dir Chrystie Street reichen«, sagte Caroline, wenn Nestor sie um den Milchkrug bat. Das war zwar auch keine direkte Anrede, aber es kam dem nahe. Und wenn sie glaubte, ich würde im Dunkeln lauschen, wie sie sich selbst in den Schlaf sprach, raunzte sie: »Chrystie Street soll sich um ihren eigenen Mist scheren.«

Mir fehlte das unter Frauen übliche Geplauder – bei der Hausarbeit, an der Wäscheleine im Hof oder abends auf der Haustreppe. Mit Klatsch und Tratsch waren die Frauen aus der Chrystie Street immer großzügig, ganz gleich, ob sie einander sonst nichts gönnten. Eben noch Freunde, nun Feinde, das machte keinen Unterschied.

Nestor gab alles, um mir das Leben erträglich zu gestalten. Wir sprachen nie über Mrs. Wentworths Grausamkeit, nie über das, was sie mir hinter verschlossenen Türen antat. Doch wenn sich Caroline schlafen gelegt hatte, verbrachten wir gemeinsame Stunden in der Küche, plünderten die Speisekammer und überboten uns mit »dem Schlimmsten« – welches war der schlimmste Kampf, in den er je geraten war, welches das schlimmste Ding, das ich je in einer stinkenden Mülltonne entdeckt hatte?

Nestor, so erfuhr ich, war in Londons East End aufgewachsen,

in der Old Nichol Street, einem Ort, an dem die Ratten besser als die Menschen speisten und dessen Beschreibung nach der Chrystie Street klang. Nestor war nur deshalb nicht in der Gosse gelandet, so wie die übrigen Old-Nichol-Burschen, weil er »eines Abends in der Kirche meiner geliebten Polly« begegnet war.

Ihr richtiger Name lautete Paulette Saxby, und in Nestors Augen war sie die hübscheste und sanftmütigste Seele überhaupt. »Keine Ahnung, was sie in mir Scheusal sieht«, scherzte er gern. Dann erklang sein herhaftes Lachen und verstummte genauso rasch auch wieder, wenn ihn die Erinnerung packte.

Nestor hatte sich schon kurz nach ihrer ersten Begegnung entschieden, den Atlantik gen Amerika zu überqueren. In New York und weiter westwärts, so war ihm zu Ohren gekommen, warteten sagenhafte Reichtümer, und sein Aufbruch dorthin, so hatte er Polly überzeugt, bot die größte Aussicht auf ein neues, gemeinsames Leben. Natürlich widerstrebt es ihm, sie zurückzulassen, doch sie war im Schoß ihrer Familie so lange gut aufgehoben, bis er einen Ort fand, der ganz ihnen gehörte.

Er schrieb ihr beinah jeden Abend, und am nächsten Morgen versandte er den Brief per Post. *Eines Tages hole ich dich zu mir, mein Liebes. Und bis dahin, während ich dir schreibe, auf dich warte, wärmen Gedanken an dich mir Leib und Seele.*

Lesen konnte ich schon sehr früh. Erst hatte ich die Worte entziffert, die Mama auf ihre Schilder schrieb, dann, wenn sie mir Anzeigen aus der Zeitung vorlas, immer weitere. Sie war mit dem Finger unter den Zeilen entlanggefahren und hatte vor sich hingemurmelt – *außergewöhnlich, rein, blütenweiß, gut, süß, wunderbar!* Bald kannte ich alle Worte, die auf Plakaten und an Häuserwänden standen oder mit Seife und Gebackenem zu tun

hatten, doch ich hatte nie gelernt, die Feder auch zu führen. Das Einzige, was ich je geschrieben hatte, war mein Name. Mit einem Stock hatte ich die Linien und Umrisse von M-O-T-H in den Matsch gekratzt, neben ein Hüpfspiel, rechts neben die nummerierten Kästchen. Mein O hatte sich seltsam unbeholfen zu Eliza Adlers anmutig schwungvollen Buchstaben hin geneigt, die in den Bogen *Himmel* schrieben.

Manchmal hatte Mama eine der Frauen, die ihre Zukunft wissen wollten, gebeten, etwas auf einen Zettel zu schreiben. Gewöhnlich war es der Name eines Mannes, dessen Gefühle umgestimmt werden sollten, der dieser Frau Geld schuldete oder ein Unrecht angetan hatte. Die Zettelchen, die Mama bei solchen Ritualen brauchte, waren so winzig, dass man sie in einer Taschenuhr verstecken, oder, falls ein Mann vergessen werden musste, in einer Kerzenflamme verbrennen konnte.

Feder und Tusche waren ein Luxus, den Mama selbst vor mir in einer alten hölzernen Teedose verbarg – einer ihrer Feuerschätze, intakt mit Schloss, doch ohne Schlüssel. Wenn Mama die Dose öffnen wollte, steckte sie eine gebogene Hutmadel in das Schlüsselloch und ruckelte vorsichtig, bis das Schloss aufschnappte. Zwischen dem Fässchen und den Federn lagen drei kleine Papierrollen, die sie aus den Seitenrändern des *Evening Star* geschnitten und sorgfältig um leere Fadenspulen gewickelt hatte. Das zarte, cremefarbene Papier mit seinem (fast) gleichmäßigen Wellenrand war beinah so hübsch wie Zierband.

Die Bögen, auf denen Nestor seiner Polly schrieb, stammten von Mr. Wentworth. Es waren perfekt beschnittene Rechtecke, in die oben ein stolzes, mächtiges *W* eingeprägt war, dasselbe zierte auch die Laschen der Briefumschläge. Ich konnte kaum glauben, dass ein Brief den weiten Weg bis nach London fand,

doch Nestor versicherte mir, dass schon sehr viel geringeres Papier in beide Richtungen gereist war. Zum Beweis zeigte er mir einen von Pollys Briefen. Ihre Worte der Liebe standen auf so dünnen Bögen, dass die Tinte das Blatt durchdrungen hatte und die Zeilen der darunterliegenden Seite kaum leserlich waren. *Der Tag wird kommen, mein Liebster, an dem wir Feder und Papier nicht mehr brauchen. Wenn wir uns nur noch in den Armen liegen. Deine dich anbetende Polly.*

Man kann vieles aus dem Auf und Ab einer weiblichen Handschrift lesen. Gleich, wie die Worte lauten – die eigentlichen Hoffnungen und Pläne, Neigungen und Ziele verbergen sich in der Art der Federführung. Offensichtliches, wie die gesellschaftliche Stellung einer Dame, lässt sich aus der Qualität von Papier und Tusche schließen. Doch weit mehr wird preisgegeben, wenn eine Frau die Feder ansetzt. Rasche, kurze Linien verraten Geistesabwesenheit, ein kühner Strich bei Worten wie *Liebster*, *Deine* oder *bis dass* sind Anzeichen für wahre Affektion. Eine zitterige Schrift deutet oftmals auf eine Schwäche von Konstitution oder Gemüt hin.

Nach seinen allabendlichen Briefen an Polly unterrichtete mich Nestor in Schreibkunde. Er sah mir zu, wie ich *L* um *L* formte, *O* u m *O* rundete und lernte, die einzelnen Buchstaben zu verbinden.

Ich hatte stets ein schlechtes Gewissen, wenn ich hinterher die Feder sinken ließ, denn ich hätte seine Freundlichkeit gern in irgendeiner Form erwidert. Ich hatte nur Teile meiner selbst zu

verschenken (einen Kuss, eine Berührung), doch er wollte nichts. Er roch nach Pfeifentabak und Makassaröl, nach Wärme und einem fernen Ort. Anfangs hatte ich mir gewünscht, er wäre mein Vater, später dann, ich wäre seine Polly. Beides war weder angemessen noch gut, aber meine Zuneigung scherte sich nicht um Anstand.

In Nestors Gegenwart vergaß ich Mrs. Wentworth und die Schmerzen wenigstens für eine kleine Weile. Ich saß noch am Tisch, wenn ich längst im Bett liegen sollte, und verwandelte meinen Namen in eine kunstvolle Kurvatur. Erst nach dem letzten Schwung des abschließenden *h* löste ich die Feder von der Seite, um Nestor zu beeindrucken.

»Sie wird sich doch freuen, oder?«, fragte ich und blies den Sand von einem Brief, den ich an Mama schrieb. Im Grunde wusste ich, dass sie so etwas für Zeitverschwendungen hielte, aber mir bedeutete es unendlich viel. Nun würden meine Herzensworte, ein Teil von mir, zu einem Rechteck gefaltet und dann nach Hause geschickt.

»Sie wird sich, so möchte ich behaupten, sogar sehr freuen«, erwiderte Nestor, der hinter mir stand. In seiner Stimme schwang Gewissheit und vielleicht auch ein wenig Stolz mit.

Er legte mir eine Hand auf die Schulter und schaute auf mein Werk. Ich hatte den Ärmel hochgeschoben, damit die Tinte nicht verwischte, und als ich zu Nestor aufsah, wanderte sein Blick zu meinen Striemen.

»Mrs. Wentworth besitzt Sie nicht«, sagte er mit Blick auf meinen Arm. »Sie sind nicht ihr Eigentum.«

Mama hatte einmal einen Zauber für eine Frau bewirkt, die sich aus einer Notlage befreien musste; sie war von ihrem Mann geschlagen worden, und seither, so sagte sie, sei er ihr fremd. Mama hatte aus einer Seite des *Evening Star* ein Bannmittel

gemacht, das die Frau mitnehmen und zu Hause in einer Kerzenflamme verbrennen sollte – ein Herz in einem Herz, das Mama aus einer Doppelseite ausgeschnitten und mit dem Namen des Mannes beschriftet hatte. »Während das Herz verglüht, müssen Sie immer wieder *Er besitzt mich nicht* sagen. Sie dürfen erst aufhören, wenn es zu Asche zerfallen ist, sonst ist alles vergebens.«

Hinterher war ich unter Mamas Tisch gekrochen und hatte die Papierschnipsel vom Boden aufgesammelt. Aus dem größten Stück hatte ich mir eine Kette aus Wunschpuppen gemacht. Ich hatte das Papier wie eine Ziehharmonika gefaltet und gehofft, dass noch genug von Mamas Zauberkraft darin wirkte, damit auch mein Wunsch wahr würde. Mit rostiger Schere hatte ich die Faltungen in runde Formen geschnitten und ihnen meinen Herzenswunsch zugeflüstert, bis die Gestalt eines Mädchens erschien. Ich hatte an seinen winzigen Armen gezogen und am Ende ein Dutzend Zwillingsmädchen zwischen den Händen gehalten. Jedes einzelne hatte meinen Wunsch an das nächste weitergegeben und so meine Aussicht auf Erfolg vervielfacht. »Ich will niemandem gehören«, hatte ich dem flatternden Streifen der Papiermädchen gesagt und sie dann unter einer losen Diele versteckt.

»Ich kann Ihnen zur Flucht verhelfen«, flüsterte mir Nestor ins Ohr. »Sagen Sie mir, wenn Sie gehen wollen, und schon ist es getan.«

Mein Herz raste. Seine Geste würde alles erfordern, was ich zu geben hatte. Selbst falls er es nicht von mir verlangen würde, ich müsste es anbieten. Ich stellte mir vor, wie er mich halten, mir über das Haar streicheln und meinen Hals mit warmen, sanften Küssem bedecken würde. Ich würde ihm erlauben, mich Polly zu nennen. Ich würde es niemals verraten.

»Miss Fenwick, haben Sie verstanden?«, fragte er. »Ich biete Ihnen meine Hilfe an.«

»Ich kann nicht fort«, erwiderte ich und stand auf. »Meiner Mama wegen muss ich bleiben.«

*In the prison cell I sit,
Thinking Mother dear of you,
and our bright and happy home so far away,
And the tears they fill my eyes,
spite of all that I can do,
though I try to cheer my comrades and be gay.*

*In der Zelle sitze ich,
Denk an Mutter, liebe, dich,
und unser frohes Heim so fern.
Tränen füllen meine Augen, ach,
auch wenn manches ich vermag,
die Kameraden aufzuheitern suche,
auf dass mein Herz niemals verzag'.*

Aus: *The Prisoner's Hope*,

George F. Root, 1864



Mrs. Wentworths Bestrafungen wurden immer schrecklicher. Nun schlug sie mich auch ins Gesicht. Dazu drehte sie den großen Achatring, den sie so häufig trug, nach innen. Dann ließ sie ihrem Ärger freien Lauf. »Du brauchst Disziplin«, erklärte sie über meine Tränen hinweg, »um eine gute Zofe zu werden.«

Sie ging niemals aus, und niemand machte ihr seine Aufwartung. Die Vorhänge waren sämtlich zugezogen, alle Zimmer blieben verdunkelt. Ich kannte die Sonne nur noch als dünnen Streifen, wenn sie durch das Oberlicht in unser kärgliches Quartier schien. Der Blick durch die kleine Luke ging auf ein unbestimmtes Stück Himmel, das mir nichts über die Welt verriet, außer, ob Regen drohte.

Nestor verbarg seine Gefühle in Gegenwart von Mrs. Wentworth gut, doch ich bemerkte bald, dass er sie

verabscheute. Schon wenn er über sie sprach, zeigte sich ein verächtlicher Tic – unter dem Tisch zuckte ein Bein, und die Nase runzelte sich, als röche es nach kräftigem Dung. Er hatte sich sogar zu der Bemerkung hinreißen lassen, Mrs. Wentworth habe, in den Augen ihres Mannes, etwas Entsetzliches getan, wollte sich aber partout nicht näher dazu äußern.

Die Damen einer gewissen Gesellschaftsschicht verlassen bevorzugt ab Ende Mai die Stadt, um vor den Unannehmlichkeiten des Sommers zu fliehen. Kaufhäuser wie Macy's oder Restaurants wie Delmonico's liegen verlassen da, stattdessen lustwandelt man durch die Natur und spielt endlose Runden Whist. Als es im Frühjahr 1871 hieß, Paris sei »geradezu toll geworden«, wurden viele längst geplante Europa-Reisen abgesagt. Die Unruhen in Frankreich dienten bald schon zur willkommenen (und modischen) Ausrede für jede Änderung im gesellschaftlichen Kalender einer Dame, und so ging manche Kunde von Besuchen bei verschollen geglaubten Cousins oder einem Wiedersehen mit »alten Freunden« um. Dennoch verblieben in New York und andernorts noch immer genügend wahre und eingebildete Baronessen, die nur zu gern den wahren Aufenthaltsort all jener Damen enthüllten, die dazu neigten, die Wahrheit ein wenig zu verschleiern.

»Sie hat ihn in Verlegenheit gebracht.«

»Auf welche Weise?«

»Auf eine Weise, die einen Gentleman dazu veranlasst, den

Anblick seiner Frau zu meiden.«

»Bitte, Nestor, erzählen Sie es mir«, flehte ich, denn ich wollte unbedingt wissen, ob Mrs. Wentworth etwas verbrechen hatte, das noch schlimmer war als das, was sie mir antat.

»Ich bin ein ehrbarer Mann und möchte über derart anstößige Handlungen lieber nicht sprechen. Die Aussage, dass sie sich schändlich verhalten hat, sollte genügen.«

»Aber ...«, drängte ich.

»Das ist alles, Miss Fenwick«, sagte Nestor.

Als Strafe für das geheimnisvolle Fehlverhalten seiner Frau hatte Mr. Wentworth verlangt, dass sie ihren Sommeraufenthalt vorzeitig beendete. Sie sollte eine Krankheit vortäuschen oder behaupten, sie würde Verwandte im Ausland besuchen, solange das Haus nur den Anschein erweckte, den Sommer über leerzustehen. Darum waren alle Haustüren von innen verschlossen, und Nestor allein hatte die Schlüsselgewalt. »Die gnädige Frau muss vorgeben, sie sei noch nicht heimgekehrt«, erklärte er. Erst bei Mr. Wentworths Rückkehr würde es Mrs. Wentworth gestattet, wieder offiziell »zu Hause« zu sein.

Bis dahin musste sie die Zeit damit verbringen, sich zu grämen und im Haus umherzuwandern.

Wochen vergingen, und trotz all meiner Bemühungen gelang es mir nicht, ihr Wohlwollen zu erlangen. Und obwohl ich entschlossen war, auf Nestors Hilfsangebot nicht wirklich einzugehen, hegte ich doch den einen oder anderen Gedanken an eine Flucht.

Ich hatte Mama schon mehrere Briefe geschickt, doch keine Antwort erhalten. Ihr Schweigen bedrückte mich sehr. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, sah ich sie vor mir, sterbend in der Gosse oder benommen auf dem Dach, betäubt von einer Flasche Dr. Godfrey's. Ich sehnte mich danach zu hören, dass

das Geld wieder reichte, damit ich Mrs. Wentworth hoherhobenen Hauptes verlassen konnte.

*Liebste Mama,
ich warte dringend auf Antwort. Ich hoffe, dir geht es gut ...*

Eines Abends, als ich Mrs. Wentworth einen Band mit einer Zitatensammlung holen musste, entdeckte ich hinter einer Schiebetür am Ende der Bibliothek einen stillen, dämmerigen Raum. Verglichen mit ihrem Wohnzimmer war er klein, wirkte aber durch die getäfelten Wände und das Bärenfell am Boden dennoch wichtig. Es roch nach abgestandenem Tabak und kaltem Kamin. Ich war in Mr. Wentworths Studierzimmer gestolpert.

Einen Moment lang ließ ich mich in dem Stuhl hinter seinem Schreibtisch nieder und umfasste die Lehnen. Sie endeten in geschnitzten Tiertatzen, die eines Löwen oder Tigers vielleicht, denn meine Finger verschwanden in den mächtigen hölzernen Klauen. Dann zog ich eine Schublade auf und schaute hinein. Einige Federhalter rollten zur Seite, sie waren unter einem losen Stapel aus Briefen und Zetteln hervorgekommen. Zwischen den Papieren stach ein Streifen Stoff hervor, rosa, weich und hübsch. Ich zog ihn aus seinem Versteck und hielt ein breites Samtband mit einer großen Schleife in den Händen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich Mrs. Wentworth so etwas ins Haar stecken würde: Dies war für Mädchen und nicht für Frauen gedacht. Vorsichtig strich ich über den Samt. Hatte Mr. Wentworth seine Frau schon in jungen Jahren gekannt? Oder hatten sie womöglich ein Kind gehabt, ein kleines Mädchen, das verstorben war? Jedenfalls hatte Mr. Wentworth das Band an einem sicheren Ort aufbewahrt, wo es den Blicken entzogen, jedoch nicht vergessen war. Ich legte es sorgfältig wieder zurück.

Auf seinem ausladenden Schreibtisch lagen mehrere Bücher, daneben stand ein großer vergilbter Globus. Ich drehte daran und las dabei die Titel auf den Buchrücken. *Die Volksstämme dieser Welt, New York City für den Gentleman, Die Hexen von New York ...*

New York City für den Gentleman erschien mir merkwürdig. Das Buchinnere war geschunden, jede zweite Seite fehlte. *Die Volksstämme* war ein Album aus Kabinettkarten, vorwiegend von Frauen, mit bloßer Brust und unglücklicher Miene. Ein rotes Bändchen lag zwischen den Seiten, es hatte auf das schützende Pergaminpapier vor den Bildern abgefärbt. *Estelle Lavoraux* hieß die junge Frau unter dem dünnen Blatt. Sie trug ein gewebtes Band um die Stirn, wirkte stolz und selbstbewusst, ihr Blick war drohend. Die fettigen Fingerabdrücke am Rand verrieten, dass Mr. Wentworth ihr Bild wohl am liebsten mochte.

»Wir geben hier Informationen preis, die selbst jenen fremd sein dürften, die diese Stadt schon lange ihre Heimat nennen. Wir wünschen, dem geneigten Leser einen Einblick in das Wesen und die Umtriebe all derer zu vermitteln, deren Tun sich jenseits der Öffentlichkeit abspielt. Wir führen durch ihre Häuser, nennen Adressen und versorgen den Unkundigen mit allen erforderlichen Auskünften.

Nicht, dass er den Wunsch hegen würde, diese Orte aufzusuchen.

Sicher nicht.

Er ist, daran hegen wir keinen Zweifel, Mitglied der Bibelgesellschaft, ein strahlendes Licht in unserer Mitte.«

New York City für den Gentleman, 1871

Die Hexen von New York aber war das faszinierendste Buch. Es enthielt eine Liste mit Adressen von der Broome bis zur Nineteenth Street und war, nach eigener Aussage, ein verlässlicher Führer durch die Welt der Wahrsagerei. Ich legte es oben auf den Stapel, um später nachzuschauen, ob auch Mama darin stand.

Spätabends saß ich mit Nestor am Küchentisch, in unser Schreibritual vertieft. Ich schob meine jüngste Nachricht an Mama kurz zur Seite. »Wann kommt Mr. Wentworth endlich nach Hause?«

»Wann es ihm beliebt«, erwiderte Nestor und strich das nächste Papier glatt, die zweite Seite an Polly. »Warum fragen Sie?«

»Aus reiner Neugierde.«

Aber Nestor ahnte, dass hinter meiner Frage mehr stand. »Richten Sie Ihre Hoffnungen nicht auf den Mann der gnädigen Frau«, warnte er. »Das endet in einer bitteren Enttäuschung.«

Meine geliebte Polly, nun dauert es nicht mehr lang.

Höchstens noch ein Jahr, wenn überhaupt.

Der matte Blick, mit dem Mr. Wentworths Ebenbild in die Welt schaute, hatte mich hoffen lassen, dass es mir besser ginge, wenn er leibhaftig da wäre. Dass seine Heimkehr seine Frau befrieden, ihr Herz, auch mir gegenüber, milder stimmen würde.

Außerdem wusste ich nun um sein Interesse an der Wahrsagerei. Mama hatte denen, die ihren Rat suchten, oft gesagt, dass sie schon allein dadurch für Verwünschungen und Zaubersprüche empfänglicher seien, weil sie an ihrem Tisch saßen. »Wenn Sie sich mir öffnen, öffnen Sie sich damit allem«, hatte sie immer gesagt und dann angeboten, sich, zu einem angemessenen Preis natürlich, von dem Talisman an ihrem Hals zu trennen. »Er hilft gegen alles, vom Fluch bis zum bösen Blick.« In der oberen Schublade ihrer Kommode befand sich ein schier unerschöpflicher Vorrat an Talsmanen, für ebendiese Fälle.

Ich hatte immer geglaubt, dass Mama diesen Humbug nur veranstaltete, um sich einen Penny dazuzuverdienen, doch die wachsende Zahl von Blutergüssen an meinen Armen und in meinem Gesicht ließ mich meine Meinung überdenken. Wenn Mr. Wentworth dem Mystischen und Fremden anhing, wäre er vielleicht mit Mamas Magie ein wenig früher heimzulocken. Ich schnitt eine Kette Wunschpuppen aus Mr. Wentworths Briefpapier und betete, dass Mamas Behauptung stimmte.

Am späten Vormittag, wenn Mrs. Wentworth die Post erwartete, lief sie den Teppich in ihrem Wohnraum beinah

blank. Seit ich dieses Haus betreten hatte, war noch kein Brief von Mr. Wentworth eingetroffen, doch sein letztes Schreiben, so Nestor, hatte sie in einen solchen Zustand versetzt, dass »wir dankbar sein sollten, dass nichts nachgekommen ist«.

Nestor trat jeden Morgen um halb elf durch die Tür und brachte die Post. Mrs. Wentworth schaute die Karten und Briefe durch, ungeduldig nach einem Wort ihres Gatten suchend. Die zahlreichen Dankesschreiben diverser Geschäftsinhaber warf sie beiseite (*Mr. Macy freut sich auf Ihren nächsten Besuch, Es ist Mr. A. T. Stewart ein persönliches Anliegen, Ihnen all Ihre Wünsche zu erfüllen, Mr. Tiffany weiß, was Frauenherzen höher schlagen lässt*), ordnete die Einladungen für die kommende Saison (*Wir bitten um die Ehre Ihres Erscheinens am ... Ein Diner zu Ehren von ... Wir feiern die Vermählung von ...*) und wurde dabei noch erregter.

Zwei Wochen, nachdem ich meiner Hoffnung mit Papier und Schere Gestalt verliehen hatte, traf ein Umschlag mit dem vertrauten *W* ein. Mrs. Wentworth drehte ihn mehrere Male hin und her, bevor sie endlich zum Brieföffner griff. Als sie die einzelne Seite, die das Innere barg, entfaltete, weiteten sich ihre Augen. Sie las stumm, doch ihre Lippen formten jedes Wort nach. Anschließend drückte sie den Brief ans Herz und legte ihn in die obere Schublade ihres Sekretärs.

»Zwei Wochen, dann kehrt er heim«, sagte sie lächelnd.

Ich lächelte auch. An Mamas Zauberkünsten war wohl doch etwas dran.

Mrs. Wentworth traf sofort Vorbereitungen, damit für die Rückkehr des Gatten alles gerichtet war. Plötzlich mussten Blumen bestellt, Menüs entworfen und monatelang verschlossene Zimmer gelüftet und ausstaffiert werden. »Woher stammte der Brandy, der dir letztes Jahr zu Weihnachten so gut

geschmeckt hat?«, fragte sie das Bildnis, die Stirn in nachdenklicher Anstrengung gefurcht.

Sie weigerte sich sogar, ihren Lunch einzunehmen, blieb an ihrem Sekretär und schrieb Dutzende von Nachrichten – Aufträge, die es innerhalb der nächsten vierzehn Tage auszuführen galt. Als es drei Uhr schlug, dachte ich, sie würde den Nachmittagsspaziergang ebenfalls ausfallen lassen, aber sie wandte sich (wie immer) an mich und erklärte: »Miss Fenwick, es ist Zeit für die Promenade.«

Mrs. Wentworths tägliche Promenade war selbstverständlich auf das Haus beschränkt. Um exakt fünfzehn Uhr hatte ich sie entsprechend zu kleiden, und dann, mit Sonnenschirm und Retikül bewaffnet, begann ihr Gang.

Gutes Wetter vorausgesetzt, üben sich die wahren Damen dieser Stadt in der Tradition der Nachmittags-promenade. Es ist ein erstaunlicher Anblick. In eleganten Straßenanzügen mit federgeschmückten Hüten paradierten sie auf der Lady's Mile, im vorgeschriebenen Tempo von sechsundsiebzig Schlägen pro Minute. Andante, kein Allegretto. Der Zweck dieser Unternehmung besteht jedoch nicht (wie manche behaupten) in einer Stärkung der weiblichen Konstitution, sondern im Erwerb einer gewissen Praxis, nämlich den Blick diskret und sicher über Triumph und Unzulänglichkeit der anderen schweifen zu lassen.

Mir erschien das Ritual vollkommen sinnlos, doch Mrs. Wentworth nahm es sehr ernst. Sie blieb sogar hin und wieder

stehen und schaute durch die Decke in das Blau eines imaginären Himmels oder durch eine Wand in ein erinnertes Schaufenster. Ich folgte ihr, die Gänge hin und her, die Stufen hinauf und hinab, auf unserem immergleichen, täglichen Weg.

Am Ende der Eingangshalle hing ein gewaltiger Spiegel. Er reichte vom Boden bis zur Decke, sein überbordender goldener Rahmen aus Turteltaubchen und Früchten eine Hymne an die Natur. Mrs. Wentworth näherte sich seinem Glas stets aufmerksam, reckte die Schultern, korrigierte den Winkel ihres Sonnenschirms, hob das Kinn ein wenig höher, damit sie einen guten Eindruck auf ihr Spiegelbild machte. An dem Tag, als der Brief eingetroffen war, trat sie so dicht vor den Spiegel, bis die Nase das Glas berührte. Als der Spiegel unter ihren kurzen, eingeschnürten Atemzügen beschlug, wich sie einen Schritt zurück und begutachtete sich wieder selbst. »Mein Saum«, sagte sie mit Blick nach unten und bedeutete mir, eine winzige Knitterfalte an ihrem Rock zu glätten.

Nachdem ich mich darum gekümmert hatte, richtete ich mich auf und sah mich im Spiegel. Meine Wangen waren voller Blutergüsse, meine Augen tief verschattet. Das Mädchen, das durch die Fenster der Second Avenue geschaut hatte, das auf Orientteppichen hatte liegen wollen, sich ein Zwinkern von dem Mann mit der großen Zigarre gewünscht und von schönen Seidenkleidern und Miss Keteltas' weichen Federn geträumt hatte, dieses Mädchen war verschwunden.

Mrs. Wentworth strich mir übers Haar. Sie ließ die Finger über meinen Zopf gleiten, zog sanft daran und zählte räunend jede Flechtung: » ... aus Fünf und Sechs, so sagt die Hex', mach' Sieben und Acht, so ist's vollbracht.«

Ich entzog mich ihr. Nur dieses eine Mal konnte ich ihre Berührung nicht ertragen.

»Komm sofort zurück«, fauchte sie, packte wieder mein Haar und riss an meinem Zopf. »Du rührst dich erst, wenn ich es dir erlaube.«

»Bitte, lassen Sie mich los«, flehte ich.

Doch sie ließ den Sonnenschirm sinken, griff mit der anderen Hand meinen Arm und zerrte mich in den Salon.

»Das ist nur zu deinem Besten«, sagte sie, als sie eine Schere aus dem Sekretär holte und die Klingen vor meinen Augen zuschnappen ließ. »Du würdest ihm zu gut gefallen. So viele Blutergüsse ich dir auch verpasse, ich kann einfach nicht verhindern, dass deine Schönheit immer wiederkommt. Bei dir heilt sie im Schlaf, nur um mich zu quälen.«

Mit jedem einzelnen Tag hatte sich der Wahnsinn Mrs. Wentworth angenähert. Nun hatte er sie offenbar ereilt.

Sie hielt mich fest und säbelte an meinem Zopf herum. »Ich weiß nicht, wie ich es anders bewirken soll. Es ist ja nicht deine Schuld, mein liebes Mädchen. Du warst mir doch von allen bisher die Ergebenste ...«

»Nicht!«, weinte ich. Ich hob die Hand, um Mrs. Wentworth abzuwehren, doch sie stach mit der scharfen Schere zu. Schmerzend schoss mir das Blut aus den Fingern.

»Sei lieb, Miss Fenwick«, säuselte Mrs. Wentworth, als hätte sie mir niemals wehgetan. »Lass mich das beenden. Lass mir meinen Ehemann.«

Bald darauf hielt sie ihre Trophäe in den Händen. Das Band, das ich morgens noch um meinen Zopf gebunden hatte, baumelte nun arm und schäbig vor dem perfekten Faltenwurf ihres Kleids.

Ich barg meine verletzte Hand an meinem Rock und senkte den Kopf, mir war schwindlig vor Schmerz. Tiefrote Tropfen fielen hinab auf den Teppich und ruinierten eine blassgelbe

Blume.

Mrs. Wentworth schaute das Porträt ihres Gatten an, dann mich. »Ihm ist nicht zu trauen«, sagte sie mit zitternder Stimme. Dann ging sie zur Dienstbotenglocke, läutete Sturm und rief: »Nestor! Nestor, kommen Sie, rasch! Ich brauche Sie!«

Kommen Sie, Nestor, bitte.

Armband



Ordnen Sie den Zopf, den Sie verwenden wollen, der Länge nach, und binden Sie die Enden mit einem festen Faden zusammen. Legen Sie das Haar in einen kleinen Topf, geben Sie etwa einen Dreiviertelliter Wasser und ein nussgroßes Stück Soda hinzu, und lassen Sie alles fünfzehn bis zwanzig Minuten lang köcheln. Nehmen Sie das Haar heraus, gießen Sie die Flüssigkeit ab, und hängen Sie das Haar zum Trocknen auf, nicht jedoch in die Nähe eines Feuers.

»Die Kunst des Haarschmucks«, aus:
Godeys Handbuch für die Dame, 1850



VII

Lass einen Fremden niemals an dein Haar gelangen«, schimpfte Mama immer, wenn sie die Haare aufsammelte, die aus meiner Bürste gefallen waren. »Wer es findet, kann einen machtvollen Zauber gegen dich richten.« Wenn Mama alle Haare aufgelesen hatte, rollte sie daraus eine zottelige Kugel und steckte sie in einen kleinen Stoffbeutel, den sie als Behältnis nutzte. Sie hatte den Beutel aus einem Taschentuch

meines Vaters genäht und an einer Kordel über dem Kopfende unseres Betts angebracht.

»Erinnerst du dich an Mrs. Deery?«

»Ja, Mama, natürlich.«

»Und weißt du noch, was geschehen ist?«

»Ja, Mama.«

Mrs. Deery war tot. Was laut Mama daran lag, dass sich die Schwester von Mrs. Deery über die arme Frau empört, ihr das Haar gestohlen und es einem Vogel gegeben hatte. Der Vogel war zu seinem Schlupfloch unter dem Dach geflogen und hatte Mrs. Deerys Haar in seinem Nest verbaut. Und während der Vogel das Haar Runde um Runde verwebte, vor und zurück, zwischen Ästchen und Spinnweben, war Mrs. Deery dem Wahnsinn anheimgefallen. Am Ende konnte sie nicht mehr klar denken. Sie war überzeugt, dass alle sie verfolgten. Sie war umhergeirrt, im Kreis, und wusste nicht mehr, wer sie war.

Eines Tages war sie vom Bürgersteig getrudelt, direkt in einen Lieferwagen. Der Fahrer war machtlos. Und während Fässer voller Fisch von dem Wagen rumpelten, hatte Mrs. Deery unter dem Reifen hervorgerufen: »Sie hat mich verflucht! Sie hat mir den Tod gewünscht ...«

Wenn Mamas Behältnis voll war, nahm sie das Haar heraus und stopfte damit ihr Nadelkissen. So blieben all ihre Nadeln frei von Rost. Wenn das Haar alt war, holte sie es aus dem Kissen, sprach einen Zauberspruch darüber und warf es ins Feuer.

Mamas Haar war so tiefschwarz, dass es bläulich schimmerte. Sie hätte es Mr. Darling, dem Perückenmacher auf der Bowery, verkaufen können. Das Geld hätte mindestens für einen Monat gereicht. Doch selbst wenn unsere Mägen so laut knurrten, dass wir keinen Schlaf fanden, weigerte sich Mama, ihr Haar

herzugeben.

Als wir einmal drei Tage lang nichts gegessen hatten, flehte ich sie an, sie möge mich zu Mr. Darling gehen lassen.

»Du willst es wohl unbedingt«, sagte sie, zuckte mit den Schultern und verdrehte die Augen. »Aber wenn du wahnsinnig wirst und nicht mehr weißt, wer du bist, glaub nicht, dass ich es dir dann sage.«

Hungrig und bereit, mich zu beweisen, war ich sofort aufgebrochen, überzeugt, dass die Eitelkeit, und nicht Mrs. Deerys Geist, Mama davon abhielt, sich von ihrem Haar zu trennen. Wenn sie zu Mr. Piers ging oder wusste, dass Mr. Cowan wegen der Miete kam, ließ sie immer eine lange Locke an ihrer Wange hinunterbaumeln, wickelte sich das Haar um den Finger und setzte einen so durchdringenden Blick auf, als wollte sie die Männer mit einem Bann belegen. Wenn sie merkte, dass ich zusah, zwinkerte sie mir verstohlen zu: *Siehst du, Moth, so macht man das.*

Ich wünschte nur, Mama hätte nicht immer die arme Mrs. Deery heraufbeschworen, damit ich mich fügte. Ich liebte Mama, ich wollte es ihr nach Kräften recht machen, vor allem aber wollte ich, dass sie mir die Wahrheit zugestand.

Vor Mr. Darlings Laden beobachtete ich das Kommen und Gehen der Frauen. Sie hatten sich Schals um den Kopf gewickelt, um ihr Opfer zu verhüllen. Eine Frau zupfte, als sie ihr Spiegelbild in einer Schaufensterscheibe erblickte, an dem bisschen Haar herum, das ihr verblieben war. Sie zog es seitlich unter dem Tuch hervor und strich die kurzen Strähnen vor den Ohren glatt. Ob nun durch Zauber oder Not, die krönende Pracht war verloren, und sie niedergerungen.

Ich ließ Mr. Darling nicht an mein Haar. Ich ging hinter die Stände auf dem Tompkins-Markt und hob für Mr. Goodwin

meinen Rock bis über die Knöchel. Für zwei angestoßene Äpfel und einen halben Laib altes Brot erlaubte ich ihm, seinen stacheligen Bart an meinem Bein zu reiben.

Ich ging heim, gab Mama das Brot und sagte: »Ich bin kein Kind mehr.«

Kurz nachdem Mrs. Wentworth geläutet hatte, eilte Nestor ins Zimmer. »Sie haben gerufen, Ma'am?« Beim Anblick des Blutes, das von meiner Hand auf den Boden tropfte, verzog er entsetzt das Gesicht.

Mrs. Wentworth legte meinen Zopf in ihren Sekretär und winkte Nestor zu sich, als wollte sie ihm ein Geheimnis anvertrauen. »Wie Sie sehen können, gab es ein Missgeschick. Das Mädchen hat ein ziemliches Tohuwabohu angerichtet. Kümmern Sie sich darum.«

»Ja, Ma'am«, erwiederte Nestor und verbeugte sich höflich, bevor er sich mir zuwandte.

»Und sagen Sie Caroline, dass ich sie umgehend sprechen will«, ergänzte Mrs. Wentworth. »Es gibt allerhand zu tun.«

»Gewiss«, antwortete Nestor. Er legte eine Hand an meinen Rücken und sagte: »Kommen Sie, Miss Fenwick.«

Kaum hatten wir die Tür hinter uns geschlossen, begann ich schon zu weinen.

»Sch, sch, leise«, flüsterte Nestor. »Wenn sie das hört, wird es nur noch schlimmer.«

Nestor brachte mich in die Küche, setzte mich an den Tisch und reinigte meine Hand in einer Schüssel. Das Blut trübte das Wasser rot ein. Ich hatte aberwitzige Angst, dass Mrs. Wentworth jeden Augenblick mit der Schere die Treppe herunterstürmen, mir das Kleid aufschlitzen und das Herz aus dem Leib schneiden würde.

»Trocknen Sie Ihre Hand ab«, wies mich Nestor an und hielt mir ein sauberes, weißes Geschirrtuch entgegen. »Und drücken Sie das auf die Wunde, bis die Blutung gestillt ist. Danach werde ich Sie verbinden.«

Ich nickte ihm zu, sagte aber kein Wort. Mein Kopf wackelte ohne sein zopfiges Steuerruder im Nacken hältlos herum – er hatte kein Gewicht, keinen Zweck, keinen Stolz.

»Sieht aus, als hätten wir das Ende von Chrystie Street erreicht«, verkündete Caroline, als sie in die Küche kam. Sie war im Salon gewesen und hatte sicher eine lange Liste mit Aufträgen erhalten.

»Still, Caroline«, sagte Nestor und riss ein Leinentuch in lange dünne Streifen. »Das ist nun wirklich nicht nötig.«

Caroline ging schmollend zu ihrem Gewürzschränk und holte eine große braune Flasche heraus. »Tauch das Tuch in Foucher's, bevor du's auflegst«, sagte sie zu Nestor und stellte die Flasche auf den Tisch. »Das hält die Wunde sauber und beschleunigt die Heilung.«

Nestor fasste sie am Arm und lächelte. »Nun sieh an, Caroline, wie nett von dir«, neckte er. »Ich wusste gar nicht, dass du so was kannst.«

Caroline stemmte die Hände in die Hüften und funkelte Nestor böse an, als wollte sie auf ihn losgehen. Doch beim Anblick meines blutgetränkten Handtuchs besann sie sich eines anderen. »Das hat ja eh keinen Zweck«, murmelte sie und wandte sich wieder ihren Pflichten zu. »Überhaupt keinen Zweck.«

Mir erschien es nun vollkommen undenkbar, Mrs. Wentworth jemals wieder gegenüberzutreten. »Helfen Sie mir«, flüsterte ich Nestor zu. »Helfen Sie mir, von hier zu fliehen. Ich werde alles tun, was Sie verlangen.«

»Das werde ich, aber dies ist nicht der richtige Moment.«

»Sie wird mich umbringen.« Meine Stimme zitterte. »Das weiß ich.«

»Geduld zahlt sich am Ende aus, meine Liebe«, flüsterte er zurück.

Nachdem er meine Hand verbunden hatte, brachte er mich zu meinem Zimmer und wies mich an, dort auf ihn zu warten. »Ich komme bald, versprochen.«

Die meiste Zeit ging ich im Zimmer auf und ab. Einmal griff ich unter meine Matratze und zog die Zauberpuppen hervor, mit denen ich Mr. Wentworths Heimkehr beschworen hatte, und riss sie in kleine Stücke. Meine Hand tat immer noch weh, doch Carolines Tinktur hatte den Schmerz zu einem dumpfen Pochen gelindert.

Drei Mal kletterte ich auf den hölzernen Ständer vor dem Waschbecken und versuchte, an das Oberlicht zu kommen. Doch weder die Höhe des Gestells noch die der Decke änderte sich, und wie sehr ich mich auch streckte, meine Hand erreichte das Fenster nicht. Danach probierte ich, den Kleiderschrank zu verschieben, erst mit einer Schulter, dann mit dem Rücken, aber er war zu schwer. Ich hatte gehofft, über ihn in die Freiheit klettern zu können.

Als es nichts mehr zu versuchen und keine Möbel mehr zu verrücken gab, stellte ich mich vor Carolines schlierigen Spiegel und betrachtete den Schaden, den Mrs. Wentworth angerichtet hatte. Solange ich denken konnte, hatte ich mir morgens das Haar aus dem Gesicht gestrichen, doch was mich nun ansah, war nicht mein Gesicht. Es war ein Etwas, voller Blutergüsse, jungenhaft und hässlich, so kantig und schief, dass mich meine eigene Mutter wohl nicht erkannt hätte.

Ich strich über den kläglichen Rest meines Haars und wandte

meinen Kopf hin und her. Selbst die niederste Arbeiterin – das Laufmädchen, die Nadelmacherin, die Spülhilfe – kann sich mit Recht für schön halten, wenn sie im Nacken die Windung eines Chignons oder das Gewicht eines langen Zopfs spürt. Sie weiß, wenn sie ihn am Ende des Tages löst, werden ihr die Strähnen über Schultern und Brüste fallen. Sie wird sich das Haar über der Handkante kämmen und sich fragen, wie es wohl wäre, wenn ein anderer dies für sie täte. Auf solche Freuden musste ich nun sehr lange verzichten.

In der Kammer war es schon dunkel, als Nestor endlich kam. Ich hörte seine Hand am Riegel und eilte zur Tür.

»Ich bin bereit«, sagte ich und zeigte ihm meinen Kissenbezug. Meine Besitztümer waren sicher darin verstaut, Miss Sweet besonders sorgsam geborgen, damit ich sie auf keinen Fall verlor.

»Noch nicht.« Nestor schloss die Tür hinter sich.

Ich trat zurück. Ich wusste, worauf er aus war, und spielte die Ahnungslose, um ihn mir ein wenig länger vom Leib zu halten.

»Ich sollte das Kleid zurückgeben, ich weiß«, sagte ich und ging rasch zum Schrank. »Aber hier hängt ein ganzes Dutzend anderer, wie Sie sehen können ... und das hier passt so gut. Ich glaube nicht, dass mir mein altes Kleid noch ...«

»Still, Miss Fenwick«, sagte er und kam auf mich zu.

In meinem verzweifelten Wunsch, Mrs. Wentworth zu entfliehen, hatte ich ihm gewähren wollen, was immer er verlangte. Nun, da er vor mir stand, wankte meine Entschlossenheit.

»Ich habe noch n-nie ...«, stammelte ich.

»Und das werden Sie auch jetzt nicht«, sagte Nestor und schüttelte missbilligend den Kopf. »Und bestimmt nicht durch mich. Sie haben doch hoffentlich mehr Achtung vor sich selbst, und auch vor mir, Miss Fenwick.«

»Es tut mir leid«, entschuldigte ich mich. »Es ist nur, ich möchte so dringend fort, und als Sie die Tür geschlossen haben, da dachte ich – bitte, Nestor, ich will nach Hause.«

Er schaute mich mit ernster Miene an. »Mrs. Wentworth hat nach Ihnen verlangt.«

»Nein!« Tränen stiegen mir in die Augen. »Ich kann nicht zu ihr. Ich will nicht ...«

»Ich fürchte, Sie müssen«, sagte er. Dann legte er tröstend den Arm um meine Schulter. »Ohne Sie, hat sie gesagt, kann sie nicht einschlafen. Und ich kann Sie nicht befreien, bevor Mrs. Wentworth nicht schläft.«

»Zwingen Sie mich nicht ...«, flehte ich.

Er holte ein Taschentuch aus seiner Tasche und reichte es mir. »Trocknen Sie Ihre Tränen, und dann hören Sie gut zu. Sie müssen genau tun, was ich Ihnen sage.«

Mrs. Wentworth saß am Teetisch und konzentrierte sich auf eine Handarbeit. Vor ihr lag ein Herrenzylinder. An der flachen Hutdecke hingen lange Fäden, die mit Nadeln befestigt waren. Am Ende einer jeden Strähne befand sich ein Gewicht, eine hölzerne Spule, so wie Großmütter und beinlose Männer in verstaubten Schaufenstern sie zur Herstellung von Spitze benutzten. Die Spulen klackten in Mrs. Wentworths Händen und schwiegen, wenn sie ihre Fortschritte in einem Büchlein, das in ihrem Schoß lag, überprüfte.

Haarschmuck! Haarschmuck! Man kann die Ausübung dieser Kunstfertigkeit den Damen gar nicht genügend ans Herz legen. Kein anderes Tun erlaubt es, das kostbare Angedenken eines geliebten Kindes, Mannes oder gar der eigenen Mutter so lange und unversehrt zu erhalten. Was, wenn nicht das Haar, ließe sich nach einem schmerzlichen Verlust pietätvoller aufbewahren? Man schwelgt in dem Wissen, dass das Material seiner Handarbeit das Haar des geliebten Verstorbenen ist. Es gibt viele Gründe, den Haarschmuck höchstselbst anzufertigen. Wer diese Kunstform erlernt, der bleibt von alpträumhaften Gedanken an Leichenräuber und Anatome verschont (jene Teufel der Nacht, die ihren Profit aus den sterblichen Überresten all derer zu schlagen suchen, die noch nicht lange in ihren Gräbern liegen). Viele glauben, dass die günstigen Auswirkungen geradezu grenzenlos sind. So wurde bezeugt, dass manche bei Vollendung eines Colliers, Armbandes oder einer Uhrkette den Geist des geliebten Menschen – seine Stärke, Schwingungen und Lebenskraft – nahe fühlten. Obwohl wir für derlei Aussagen keine Wahrhaftigkeit beanspruchen können, ist jedoch nicht zu leugnen, dass durch diese kostbaren Objekte ein Teil des Lebens, das verlorenging, wieder an die Welt der Lebenden zurückfällt.

»Miss Fenwick«, sagte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.
»Sehen Sie nur, was aus Ihrem schönen Haar wird.«

Voller Angst, dass sie mich wieder schlagen wollte, trat ich

vorsichtig näher und hielt mich an Nestors Worten fest. Sie müssen Ihre Gefühle zügeln, unterdrücken Sie jeden Impuls. Handeln Sie nur entsprechend unseres Plans.

Er half nicht zum ersten Mal einem Mädchen, aus dem Haus von Mrs. Wentworth auszubrechen. Vor mir hatte es demnach zwei andere Zofen gegeben, die eine hatte eine Narbe von Mrs. Wentworths Siegelring auf der Wange davongetragen, die andere hatte es nur eine Woche lang ausgehalten.

»Das sieht bisher doch ganz hinreißend aus, nicht wahr?«, sagte sie, als ich näher kam. Sie überkreuzte die Strähnen meines Haares, um daraus ein Armband zu flechten. Obwohl das Haar so präpariert war, dass es fast wie Stickseide wirkte, kostete es mich große Überwindung, es ihr nicht aus den Händen zu reißen. »Es wird das hier«, sagte sie, hielt das Buch hoch und wies auf die Seite. »Ein Mädchenkranz.«

NR. 27 – MÄDCHENKRANZ

Dieses Armband ist eine delikate Erinnerung
an eine liebe Schwester oder Tochter,
die viel zu früh von uns gegangen ist.

Feine Schlingen fügen sich wie zarte Tränen zu
einem Spitzengitter und werden zu einem Symbol
ewig währender Liebe ineinander verwoben.

Jedes Unrecht, das mir Mrs. Wentworth angetan hatte, kam mir in den Sinn – so oft hatte ich meine Zunge schon hüten müssen, hatte ich mir gewünscht, es ihr heimzuzahlen. *Es ist bald vorbei.* Ich musste nur die Kraft aufbringen, noch ein wenig abzuwarten.

»Möchten Sie, dass ich das Bett für Sie bereite, Ma'am?« Ich hoffte, dass sie das Armband nicht noch vor dem Schlafengehen beenden wollte. An manchen Abenden blieb sie lange wach und vertiefte sich in die jüngste Ausgabe von *Harper's Bazar* oder *Frank Leslie's Illustrated Newspaper*.

Wenn ich dann in die Küche kam, döste Nestor schon in seinem Stuhl.

»Ja, selbstverständlich«, erwiderte sie und scheuchte mich ärgerlich fort. »Ich mache nur noch rasch diese Stelle hier fertig, damit ich von dort aus in Ruhe weiterarbeiten kann.« Dann nahm sie das Band, das meinen Zopf zusammengehalten hatte, und legte es in ihr Handarbeitsbuch.

Geduld zahlt sich am Ende aus, Miss Fenwick.

Obwohl Nestor der Zutritt zu Mrs. Wentworths Schlafzimmer verwehrt war, kannte er jede Gemme, jeden Armreif, jeden Ring aus ihrer Schmuckschatulle. Er hatte die Stücke im Geist inventarisiert, sich jede Großzügigkeit seines Herrn gemerkt, jedes Geschenk, das er seiner Frau überreichte, jede Kostbarkeit, die er von ferne schickte.

Bei jeder Flucht hatte Nestor das Mädchen angewiesen, einen Griff in die Schatulle zu tun und zwei Schmuckstücke herauszuangeln – eins für das Mädchen, eins für ihn. Er wählte nur solche Preziosen, die Mrs. Wentworth für spätere gesellschaftliche Anlässe reserviert hatte. Es waren wertvolle Stücke, voller Diamanten und farbiger Juwelen, Kleinode, die vor allem im funkelnden Kerzenlicht eines großen Dinners oder winterlichen Balls zur Geltung kamen. Mrs. Wentworth hatte noch nicht bemerkt, dass einige Stücke fehlten, und mit ein wenig Glück würde der Diebstahl erst offenbar, wenn Nestor bereits fort war.

»Miss Fenwick«, rief Mrs. Wentworth, nachdem sie unter die Laken geschlüpft war. »Das war so ein anstrengender Tag. Würden Sie mich in den Schlaf singen?«

»Sicher, Ma'am«, sagte ich und setzte mich auf den Bettrand. Sie hatte schon mehrfach verlangt, dass ich für sie sang und ihre Hand hielt, bis sie schlief. Von all meinen Pflichten war dies

die einzige, die mir niemals lästig wurde. Ich fand es schön, dass meine Stimme als Letztes durch ihr Zimmer klang, dass Mrs. Wentworth meine Schritte, mein Gehen, nicht mehr wahrnahm.

»Was möchten Sie hören?«, fragte ich und griff nach ihrer Hand.

Sie strich über den Rand meines Wundverbands und sagte: »Mir ist alles recht, nur kein Lied von Mr. Pastor. Seine Stimmungen liegen mir so gar nicht.«

Ich sang »Tenting Tonight« und dann sämtliche Strophen von »Beautiful Dreamer«. Während »Hard Times Come Again No More« wurde ihre Hand endlich schlaff, und ihre Lippen öffneten sich im Traum.

»*Warum nehmen Sie nicht alles, Nestor, und fliehen mit mir?*«

»*Oh, nein, Miss Fenwick, das kann ich nicht. Meiner lieben Polly wegen muss ich umsichtig sein. Ich nutze ihr doch nichts, wenn ich im Gefängnis sitze. Und davon abgesehen – wer sollte dann so süße kleine Mädchen wie Sie erretten?*«

*There's a pale drooping maiden
Who toils her life away
With a warm heart whose better days are o'er:
Though her voice would be merry,
Tis sighing all the day –
Oh! Hard times come again no more.
'Tis the song, the sigh of the weary,
Hard Times, Hard times, come again no more;
Many days you have lingered
Around my cabin door
Oh! Hard times, come again no more.
Sieh die bleiche, schlaffe Magd,
Die sich durch ihr Leben plagt,
Mit warmem Herz, des' bess're Tag' vorüber sind.
Wiewohl die Stimme fröhlich klänge,
stimmt sie ein täglich Seufzen an –
Oh! Schwere Zeiten kommt nie mehr.
Dies Lied, das Seufzen der Beladenen,
Schwere Zeiten, Schwere Zeiten, kommt nie mehr;
So manche Tag und Nacht
Habt ihr vor meiner Tür verbracht.
Oh! Schwere Zeiten kommt nie mehr.*



Mein Abschied war beinahe wie meine Ankunft – auf den Fliesen im Eingang hallten Schritte, die Standuhr tickte durch die Nacht. Ich sagte dem Putto auf der Treppe Lebewohl, dieses Mal berührte ich seine Wangen, Flügel, Zehen. Nestor wartete ungeduldig an der Tür.

Das Schwierigste am Diebstahl der Juwelen war gewesen, den Schlüssel zurückzulegen, ohne Mrs. Wentworth dabei zu

wecken.

Der Schlüssel muss hinterher unbedingt an seinen Platz. Klopfen Sie auf Holz, aber wir beide sollten in einer glücklicheren Lage sein, wenn sie es irgendwann bemerkt.

Mrs. Wentworth bewahrte die Schatulle im Salon auf, den Schlüssel jedoch versteckte sie in einem kleinen Ingwertopf auf ihrem Nachttisch. Ich fand mich in ihrem Zimmer blind zurecht, so war es selbst im Dunkeln ein Leichtes, mir den Schlüssel zu nehmen.

Leider war ich dann, mit dem Schmuck schon in den Taschen, viel zu hastig. Der Schlüssel glitt mir aus den bandagierten Fingern und fiel klimpernd auf den Grund des Topfs. Mrs. Wentworth atmete rascher. Ich erstarre. Doch glücklicherweise seufzte sie nur im Schlaf und drehte sich auf die andere Seite.

Nestor hatte einen Kragen aus Perlen und Diamanten mit einem herzförmigen Anhänger gewollt, den er bald schon, so sagte er, bei einem Ladeninhaber auf der Clinton Street zu Geld machen würde. Er hatte bereits einige Ersparnisse für Pollys Passage nach New York zurückgelegt. Auch Caroline sollte ihren Anteil erhalten – für ihre Bereitwilligkeit, Mrs. Wentworth im Notfall abzulenken und alles zu vergessen, wenn wir es geschafft hatten.

Mein Anteil war ein schwerer goldener Armreif in Gestalt einer dreifach gewundenen Schlange. Die Augen bestanden aus Rubin, der Rücken war mit einer Reihe funkender grüner Steine besetzt. »Ein Zeichen der Zuneigung von Mr. Wentworth«, hatte Nestor gesagt. »Weihnachten 1869.« In jenem Jahr war ein entsetzlicher Streit zwischen dem Ehepaar ausgebrochen, weil Mr. Wentworth lieber eine Zitronentorte wollte als den traditionellen Christmas-Pudding nach Art der Familie seiner Frau. Mrs. Wentworth hatte das Kleinod seither nicht getragen.

Im Zuge meiner täglichen Pflicht, Mrs. Wentworth anzukleiden, hatte ich viele ihrer Schmuckstücke in den Händen gehalten, meist jedoch nur so lange, bis ich ihr einen Reif um den Hals gelegt oder um den Arm geschlossen hatte. In jener Nacht aber öffnete ich meine Manschette und schob, bevor ich Mrs. Wentworths Schlafzimmer verließ, den Armreif bis über den Ellbogen. Da verstand ich, warum wohlhabende Frauen solchen Zierrat von ihren Geliebten forderten. Es ging weniger darum, wie ein Schmuckstück aussah oder wie viele kostbare Steine darauf funkelten – es war das Gefühl von Gold auf der bloßen Haut. Natürlich würde ich den Armreif hergeben müssen, um Mamas und meiner selbst willen, doch zu spüren, wie sich das edle Metall auf meiner Haut erwärmt, war mir köstlicher Triumph genug.

Ohne Nestor einzubringen, nahm ich mir noch etwas aus Mrs. Wentworths Ankleidezimmer mit. Er hätte mich bestimmt ermutigt, hätte ich ihn gefragt, doch dieses eine wollte ich so dringend, dass ich kein Nein riskieren konnte. Ich befestigte Mrs. Wentworths Fächer an einer Schnur um den Hals und schob ihn unter den Kragen, sodass er sicher zwischen meinen Brüsten ruhte. Ich war noch unentschieden, ob ich auch ihn verkaufen würde, doch eines wusste ich sicher: Er sollte niemals wieder bei einer Grausamkeit zum Einsatz kommen.

»Wird sie mir nicht folgen?«, fragte ich Nestor, nachdem wir das Haus verlassen hatten. Ich fürchtete, Mrs. Wentworth würde nach meiner Flucht in die Chrystie Street stürmen und mich zwingen, zu ihr zurückzukehren.

»Sie wird sich bitterlich beschweren. Sie wird klagen, dass man kaum noch helfende Hände finde und man die Nächstenliebe besser gleich Priestern und Nonnen überlassen solle, aber ich versichere Ihnen, noch am Abend hat sie schon

ein neues Mädchen, das Ihren Platz einnehmen wird.«

Ich schloss die Augen und wünschte dem Mädchen, wer immer es sein möchte, alles Gute.

Nestor wies auf eine Kutsche, die am Ende der Straße wartete. »Das ist nicht Mrs. Wentworths Droschke«, entschuldigte er sich. »Aber ihrem Kutscher misstraue ich ohnehin.«

Ich glaubte, dies wäre der Moment unseres Abschieds, doch Nestor begleitete mich zur Kutsche. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Besitzer half er mir auf den Fahrersitz, dann sprang er selbst auf, setzte sich neben mich und griff nach den Zügeln.

»Gideon Hawkes ... das ist ein guter Mann«, sagte Nestor, ließ die Zügel schnalzen, damit das Pferd anzog, und nickte Mr. Hawkes zu, der seines Weges ging. »Er befördert hiermit jede erdenkliche Art von Hausrat – vorwiegend kostbare Fracht, Statuen, Gemälde, Porzellanvasen, größer noch als Sie. Er hat mir angeboten, sein Teilhaber zu werden, wenn ich so weit bin. Hawkes und Coates Transporte, stets zu Diensten.« Er lächelte mich an. »Wie klingt das?«

Die Häuser waren dunkel, die Straßen beinahe menschenleer. Das einzige Licht kam von den flackernden Straßenlaternen. Obwohl ich nur einen Monat bei Mrs. Wentworth gewesen war, schien es mir, als hätte ich ewig keine frische Luft mehr geatmet. Die Steine dampften – das Pflaster hatte wohl gerade erst Regen gespürt. Am Straßenrand rollten sich feuchte Blätter und kündigten den nahen Herbst an.

»Die Second Avenue führt direkt dorthin«, antwortete ich auf Nestors Frage, wie wir zu meinem Heim kämen. Vor Miss Keteltas' Anwesen bat ich ihn, langsamer zu fahren. Ich wollte in ihren nächtlichen Garten schauen. Natürlich konnte ich fast

nichts erkennen, aber ich malte mir aus, wie ihre Vögelchen am Fenster für mich sangen und mich lockten, noch einmal durch den Zaun zu klettern.

Als die Räder der Kutsche über die Houston Street holperten, erschauderte ich. Einige Männer schwankten vor uns über die Straße, sie mussten sich beim Gehen stützen. Sicher kamen sie von der Bowery und zogen grölend vom Tanzpalast oder einem Bordell nach Hause. Am Straßenrand brannten Feuer in Fässern, um die sich Männer drängten, jung und alt. Funken und Glut erhellten die Gesichter. Zwei Burschen warfen getrocknete Pferdeäpfel in ein Fass, um das Feuer zu nähren.

Dann spürte ich, wie sich der Schlamm der Chrystie Street an die Räder klumpte. Auf Treppenstufen, vor Läden gekauert, schliefen Bettler und Kinder. Hier und da leuchtete ein Lämpchen oder eine Kerze hinter gekrümmten Scheiben und roten Vorhängen. Ich rieb die Hände aneinander und hauchte darauf. Mir wurde flau im Magen.

Mama würde sicher wütend. Doch mit Glück würde sie mir so lange zuhören, bis ich ihr die Gründe für meine Flucht erklärt und ihr gesagt hatte, dass ich einen besseren Weg für uns beide wusste.

Denn während ich in Mrs. Wentworths Schatulle gestöbert hatte, war mir etwas aufgegangen. Solange dies unentdeckt blieb, könnte es der Anfang einer weit größeren Sache sein. Der Gedanke, vielleicht auch in Zukunft mit Diebstahl davonzukommen, begeisterte mich ganz außerordentlich. Mein Erfolg als Diebin sollte meine Verteidigung gegen Mamas Wut sein. Stehlen, würde ich ihr entgegenhalten, war das Mittel zur Linderung all unserer Not.

Sie wird sich wieder beruhigen, redete ich mir ein, als sich die Kutsche unaufhaltsam unserer Tür näherte. *Ich muss sie nur*

dazu bringen, mir zuzuhören.

*Mrs. Devlin James, so würde ich meine Rede beginnen.
Mama, du wirst zu einer zweiten Mrs. James.*

Mrs. James hatte in der Orchard Street gewohnt und Mama hin und wieder aufgesucht, um sich Rat in Herzensangelegenheiten zu holen. Sie war mit Devlin James (alias Patrick Silver, alias Patrick Gold, alias Patrick Dymond und dergleichen) verheiratet gewesen. Das Ehepaar hatte lange ein unauffälliges Leben geführt. Er hatte die Fahrwege der Straßenbahn gekehrt und den Mauren die Ziegel getragen, sie hatte Papiertüten gefaltet, die braunen Bögen einmal, zweimal, dreimal mit klebrigem, stinkendem Leim gefalzt. Bis Mr. James eines Tages auf die Idee kam, Profit aus dem Krieg zu schlagen.

Die Union hielt all den Männern, die nicht in der Armee dienen wollten, ein Hintertürchen offen. Jeder Gentleman konnte sich mit dreihundert Dollar von seiner Pflicht freikaufen. Der einzige Haken war, er musste einen Ersatzmann stellen. Als der Krieg kein Ende nahm, stieg der Preis für Ersatzmänner bis auf über tausend Dollar. In New York und im gesamten Norden öffneten Agenturen, die sich auf die Vermittlung solcher Kontrakte spezialisierten. Jedes Stadtviertel besaß bald sein Substitutionsbüro, sein Ferrotypie-Atelier und seinen Einbalsamierungsservice, alles im Dienste des Soldaten.

Eines Morgens im Frühjahr 1863 gab Mr. James seiner Frau einen Abschiedskuss und marschierte in ein solches Büro auf der Third Avenue. Das Dokument, das ihm »eine angemessene Entlohnung« für seinen Dienst versprach, unterschrieb er mit einem X. Das Geld sandte er gleich heim zu Mrs. James, die es in ihre Matratze stopfte. Im Verlauf der nächsten Monate wiederholte Mr. James dies gleich mehrere Male. Er schlüpfte davon, bevor er die Front erreichte, desertierte von der

Wartungspflicht an der Telegrafenleitung, ließ sich vom Feind gefangen nehmen und entkam ihm sogleich auch wieder – und während all dessen wartete Mrs. James geduldig auf ihren Mann.

Dann aber suchte Mr. James, als ihn ein weiterer, selbst gewährter Fronturlaub nach New York führte, eine Dame in der Mott Street auf – anstatt gleich zu seiner Frau zu gehen. Mrs. James wurde in ihrer Bitterkeit zu einer aufrechten Patriotin und zögerte nicht, ihren Mann wegen Erschleichung einer Belohnung anzuzeigen. »Ich kenne jemanden«, verkündete sie dem Polizisten in einer Dienststelle der Armee, »der seinem Land und seinem Weib gleich mehrfach untreu war.« Zwei Wochen später wurde ihr Mann von einem Erschießungskommando auf Governor's Island exekutiert.

Nachdem Mrs. James den Leichnam beweint und die Vorbereitungen für die Beerdigung getroffen hatte, packte sie ihre Matratze, zog nach Ohio und änderte ihren Namen. Ein Jahr später wurde aus ihr Mrs. Frederick C. Mills. Bald darauf schickte sie Mama einen Brief und wusste zu berichten, dass Mr. Mills ihr ein dreigeschossiges Haus mit Mansarde in Cincinnati gekauft habe.

»Ich werde die ganze Arbeit machen«, würde ich Mama versprechen. »Ich nehme jede Stellung an, die du mir findest. Du kannst mich verkaufen, so oft du willst.« Dann, so malte ich mir aus, würde ich immer wieder heimkehren, in den Händen, was ich fassen konnte – Silber, Gold, Juwelen, Bargeld. Mama müsste nur auf ihrer Matratze sitzen und warten. Und falls etwas schiefging, gab es ja noch Ohio.

»Es ist gleich dort«, sagte ich zu Nestor. »Sie können mich hier jederzeit absetzen.«

Das Pferd drehte die Ohren nach hinten, lauschte meinen

Worten und wandte die Aufmerksamkeit dann wieder nach vorn. Die Zügel in Nestors Händen bewegten sich sanft mit dem Gang des Pferds auf und ab.

»Na schön«, sagte er und schaute mich mit besorgter Miene an. »Ich halte an der Ecke und warte, bis Sie im Haus sind.«

»Das geht nicht«, erklärte ich. »Die Burschen hier schlafen nie. Wenn die Ihre gute Kleidung sehen, drängen sie sich um die Kutsche, reißen Ihnen den Hut vom Kopf und den Mantel vom Leib. Schneiden das Zaumzeug los und stehlen auch das Pferd.«

»Ich will Sie aber in Sicherheit wissen«, beharrte Nestor.

»Dann fahren Sie im Kreis, wenn Sie unbedingt wollen, aber warten Sie nicht auf mich«, sagte ich. »Sie müssen sich keine Sorgen machen. Ich habe ein Ausweichquartier, falls sie mich verstößt.«

Nestor nickte und zog sachte an den Zügeln. Das Pferd schnaubte.

»Möge es Ihnen gut ergehen, Miss Fenwick«, sagte er und berührte meine Hand.

Einen kurzen Moment lang kamen mir Zweifel an meiner Entscheidung. »Wird sie sich ändern, wenn Mr. Wentworth heimkehrt?«, fragte ich. »Wäre es dann besser geworden?«

»Nein, meine Liebe, nur noch schlimmer.«

Mich von ihm zu verabschieden, fiel mir unerwartet schwer. Meine Wangen brannten, meine Kehle wurde eng, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte. Ich hoffte, dass er ohne mich wenigstens ein bisschen einsam wäre.

Dann sprang ich vom Sitz auf die Straße.

»Ich heiße Moth«, sagte ich, erwartete aber keine Antwort.

Jemand, den ich sehr schätzte, sollte mir später einmal

erläutern, dass Nestors Handlungen, obwohl sie meiner Rettung dienten, ebenso sträflich wie die von Mrs. Wentworth waren.

Seine Beweggründe waren nicht edel (genug).

Stimmt.

Er hat dich dazu überredet, ein Verbrechen zu begehen.

Stimmt.

Er hat zugelassen, dass dir Übles angetan wurde, um seine Zwecke zu verfolgen.

Möglicherweise.

25. September 1871

Spital der Stadt New York für
Bedürftige Frauen und Kinder
Second Avenue Nr. 128,
New York, New York

Wohin ich auch schaue, sie sind überall: Mädchen, von der eigenen Mutter, der Familie, der Gesellschaft im Stich gelassen.

Mandy Clarke, sechzehn Jahre. Sie wirkt so alt und müde wie eine Hure von der Fulton Street und hat Geschwüre und Schanker am ganzen Leib.

Penny Giles, dreizehn Jahre. Von ihrem Onkel entehrt.

Fran Tasch, neunzehn. Das Gesicht bei dem Versuch, sich mit Karbolsäure das Leben zu nehmen, elendig verätzt.

Unbekanntes Mädchen, zwischen neunzehn und fünfundzwanzig. Ihre Leiche wurde in einem Koffer in der Chambers Street Station gefunden. Die Todesursache war eine misslungene Abtreibung.

Und das waren nur die Mädchen, die ich heute sah.

S. F.

DRINGEND GESUCHT!
Ab sofort: 1000 Ersatzmänner!
Gesund und leistungsfähig!
Wir garantieren Höchstsummen! In bar!
Melden Sie sich bis zum Ersten des Monats
bei HARDY und KELLY.



Ich drückte auf die Klinke, doch sie war blockiert. Ich klopfte an die Tür, zunächst vorsichtig, dann immer heftiger, am Ende schlug ich mit der Faust dagegen.

»Mama?« Keine Antwort.

Ich rief erneut, lauter diesmal. Sie hatte vor dem Schlafengehen sicher zu viel Dr. Godfrey's in sich hineingeschüttet. »Mama, bist du da?«

Endlich ging die Tür auf. Aber die Frau, die mir entgegenschauten, war nicht Mama. An ihrer Stelle stand eine Fremde, eine hellhaarige Frau, in der Hand eine Leuchte, die Wangen vom Schlaf gezeichnet. Über den Schultern lag ein Schal mit schwarzen Fransen, Mama besaß auch so einen.

»Ich suche meine Mutter«, sagte ich der Fremden und bemühte mich, an ihr vorbei einen Blick ins Innere zu werfen.

Sie machte ein finsternes Gesicht. »Du Bettler – geh weg.«

Ihre Stimme war rau und ruppig, so als sollten ihre Worte in meinen Ohren steckenbleiben. Sie war, wie so viele Frauen in diesem Viertel, von Misstrauen durchdrungen. Die Sprache ihrer Heimat war hier nicht willkommen. *A-me-ri-ka* hatte sich als falscher Freund erwiesen.

Mama hatte ihre Muttersprache noch im Kopf, weigerte sich aber, sie zu gebrauchen. Manchmal flüsterte sie einem Kleid oder Rock beim Flicken fremde Worte zu. Es klang sanft und eindringlich, als würde sie ein Geheimnis preisgeben.

»Bring mir doch auch bei, so zu sprechen«, hatte ich eines Abends gesagt, während sie nähte.

»Nein«, hatte sie gesagt und den Faden mit den Zähnen abgebissen.

»Aber fehlt dir nicht jemand zum Reden?«, hatte ich gefragt.

»Lass mir meine Einsamkeit, Moth«, hatte sie erwidert. »Und du kennst schon genügend Worte für Kummer.«

Als die Fremde Anstalten machte, die Tür zu schließen, trat ich auf sie zu. »Bitte«, sagte ich und wies auf Mamas Schild, das noch immer im Fenster stand. »Wissen Sie, wo sie ist?«

»Zigeunerin von Chrystie Street«, sagte die fremde Frau und nickte.

Hinter mir rumpelte Nestors Kutsche. Er pfiff dem Pferd zu, damit es vorwärts trabte, und fuhr weiter. Er hatte hoffentlich erkannt, dass etwas hier nicht stimmte, und würde noch ein wenig länger seine Kreise ziehen.

»Die Zigeunerin ist meine Mutter«, erklärte ich. »Wo ist sie?«

Die Frau schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. Sie wies auf das Schild, dann auf sich selbst und sagte: »Wahrsagerin – das bin ich.«

Aus dem Dunkel des Hinterzimmers erklang eine Männerstimme. »Lottie«, grummelte jemand, »komm ins Bett!«

Die fremde Frau schob mich zurück auf die Stufen. »Mama nicht hier«, erklärte sie mit Nachdruck und schlug die Tür zu.

Ich schaute mich suchend um. Vielleicht hatte ich ja vergessen, wo wir gewohnt hatten. Vielleicht hatte Mama recht gehabt, und

es war tatsächlich gefährlich, sein Haar an andere zu verlieren.

Ich stellte mich an den Straßenrand und wartete so lange auf Nestor, wie es mir, allein und im Dunkeln, sicher vorkam. Doch er war fort. Bestimmt hatte er die Frau für meine Mutter gehalten und geglaubt, das Wiedersehen habe ein gutes Ende genommen. Die Straßenlaterne bei unserem Haus erkannte ich gleich – zwei der Glasscheiben waren gesprungen, auch der Pfosten neigte sich noch, als wäre er zu müde, sich aufrecht zu halten. In dem schwachen Lichtstrahl zeigte sich die Chrystie Street so, wie sie immer war – düster, hungrig, darauf lauernd, die Schwachen zu verschlingen.

Ich nahm mir ein Stück Ziegel von einem Schutthaufen und verbarg es in meiner Hand.

Kopf hoch, Augen geradeaus, rasch gehen, nicht rennen.

»Sie hat uns verlassen, Liebes«, erklärte Mrs. Riordan, nachdem sie mir die Tür geöffnet hatte. »Hast du denn keine Nachricht erhalten?«

»Nein.« Ich sank auf den wackligen Hocker, den sie mir anbot. Mir kamen die Todesanzeigen der Heerscharen von Mittellosen in den Sinn. *Bisher hat niemand Anspruch auf den Leichnam erhoben, die Tote wird daher wohl auf dem Armenfriedhof beigesetzt.* Die letzte Seite des *Evening Star* stand voller solcher Nachrichten. »War sie krank? Hat man ihr etwas angetan?« Ich versuchte den Gedanken beiseitezuschieben, Mama könnte ein entsetzliches Ende gefunden haben.

Mrs. Riordan schüttelte den Kopf. »Oh, aber nein, mein liebes Kind«, seufzte sie. »Das hatte ich nicht gemeint. Sie ist einfach vor einer Weile fortgezogen, und ich weiß nicht, wohin.«

Nach meinem Weggang war Mama wohl eine Woche lang durch die Gegend stolziert und hatte überall damit geprahlt, eine elegante Dame habe mich in ihr Haus geholt, ein Haus so groß,

dass niemand die Zahl der Zimmer kannte. Und dann war Mama verschwunden. Als Mr. Cowan vorbeigekommen war, hatte die Wohnung schon leer gestanden, und bis auf eine alte Pfanne auf dem rostigen Ofen war dort nichts zu holen. Mama hatte offensichtlich geplant zu gehen.

»Mr. Cowan war nicht gerade glücklich, wie du dir vorstellen kannst. Angeblich hat deine Mutter ihn bis aufs letzte Hemd beraubt und seit Juli keine Miete mehr gezahlt. Sieh bloß zu, dass du ihm nicht begegnest. Wenn er dich zu fassen kriegt, wird er sich von dir holen, was sie ihm schuldet.«

Mrs. Riordan betrachtete mich voller Mitleid, dann fragte sie: »Kannst du irgendwo unterschlüpfen?«

»Nein«, erwiederte ich. Ich hatte niemanden mehr auf der Welt, außer mir.

»Dann bleibst du bei mir«, sagte sie. »Ich habe nicht viel Platz, das weiß ich wohl, aber dein Haupt kannst du hier betten. Schlafl dich aus. Morgen ist ein neuer Tag.«

Mrs. Riordans Heim war im Grunde eine Hütte – eine der vielen behelfsmäßigen Unterkünfte, die sich an die Rückseite der Gebäude hefteten. Für ihre Besitzer bedeuteten sie rasches Geld, denn hier machten meist die Immigranten Station, die gerade erst von einem Schiff gekommen waren. Doch sie verließen diese Bleiben auch möglichst schnell und zogen auf ein Lager bei entfernten Verwandten oder Freunden, die ein Zuhause mit richtigen Wänden und vielleicht sogar einem oder zwei Fenstern hatten. Bei der armen Mrs. Riordan war die Reise in die entgegengesetzte Richtung gegangen. Ihr Status war ihr Stück um Stück entglitten, bis nur noch diese verrottete und traurige Hütte Mrs. Riordan von der Straße trennte.

»Ich nehme die Wandseite, Liebes«, sagte sie und zog den zerschlissenen Quilt vom Bett.

Ich rollte mich neben sie, befreimdet durch so viel Nähe, dankbar, dass ich einen Ort zum Schlafen hatte. Sie roch nach Fisch und Ruß, und bei jedem ihrer Atemzüge lag ein Hauch ranziger Milch in der Luft.

Ich versuchte, zur Ruhe zu kommen, doch dann erklang in der Wand das nervöse *Husch-Husch-Husch* von Ratten. Mama hatte immer gesagt, Ratten würden alles fressen, sie würden den Schlafenden sogar Finger und Zehen abnagen.

Ich hatte einmal eine streunende Katze mit nach Hause genommen, sie sollte die Ratten vertreiben. Sie war schwarz und geschmeidig und hatte Ohren so dünn wie Fledermausflügel. Wegen ihrer Farbe hatte ich sie Rußköpfchen getauft, noch bevor ich sie überhaupt gefangen hatte. Mit einem Namen, so hatte ich geglaubt, wäre sie leichter zu fassen. Mama hatte mich ausgeschimpft und die Katze augenblicklich aus dem Haus geworfen. »Schäm dich, Moth! Du weißt doch, dass wahre Zigeuner niemals Katzen halten.«

In einem einzigen Jahr kann eine Rättin bis zu zweihundertfünfundachtzig Nachkommen produzieren. Gute Rattenfänger werden gerade in New York für ihr Talent gepriesen. Früh am Morgen schleichen sie sich wie Spitzbuben aus den vornehmsten Hotels, in der Hand wirbeln sie ihren Sack herum, darin die sich windenden Nager.

Wenn Mama eine Ratte hörte, polterte sie mit einem Besen, schlug den Stiel gegen Wände, Boden und Decke. Dann schreckte sie die übrige Nacht lang ständig auf. »Pst. Hörst du das? Diese elende Ratte. Oh, Moth, hörst du das?« Ich hatte neben ihr gelegen, aufmerksam gelauscht, nur mit Mühe die Augen offen gehalten und auf genügend Kraft vertraut, das wieselnde, hungrige Vieh, falls es mich tatsächlich fressen wollte, zu erschlagen.

Nun aber bewegte sich etwas gleich unter mir. Eine Ratte war in der Matratze, kam aus einem Loch am Fußende, schlüpfte an meinem Knöchel vorbei und zerrte an meinem Kleid. Ich wollte meine Gastgeberin nicht aufschrecken, und so blieb ich liegen, fasste nach meinem Rock und versuchte verzweifelt, den Nager abzuschütteln.

»Psch, psch, Kind, keine Angst«, gurrte Mrs. Riordan durch die Dunkelheit. »Die beruhigen sich gleich. Du wirst schon sehen. Sie sind ganz lieb, wie Kinder. Je mehr man sich gegen sie wehrt, umso näher kommen sie.«

Ich gab den Versuch auf zu schlafen und fragte mich, warum Mama wohl gegangen war. Bevor sie mich fortgeschickt hatte, hatte sie sich kaum noch aus dem Haus gewagt, manchmal hatte sie es tagelang nicht mehr verlassen. Sie hatte in ihrem Sessel am Fenster gesessen und von ihrer Jugend erzählt, von der Zeit mit ihrem Vater, einem reisenden Wunderheiler, von den Pferden, die ihre schönen Wagen zogen, von langen Floßfahrten über Flüsse, von Ort zu Ort, bis sie irgendwo anhielten und bei Vollmond ein Lager aufschlugen. Ich hätte mir kein schöneres Leben vorstellen können – nicht einmal, wenn unsere Zimmer und Kleider und die Chrystie Street neu gewesen wären und mein Vater uns nie verlassen hätte. »Lass uns noch heute Nacht zum Fluss gehen, Mama«, hatte ich gebettelt. »Lass uns die Zigeuner suchen und mit ihnen ziehen. Ich mache dir auch keine Umstände, ganz bestimmt nicht.«

Sie hatte den Kopf geschüttelt und Nein gesagt. Ihr Gesicht war bleich geworden. »Im selben Moment, in dem ich diesen Ort verlasse, kommt dein Vater heim. In dieser Stadt gibt es zu viele Frauen, und jede einzelne wartet nur darauf, den Platz einer anderen einzunehmen. Wenn ich nicht hier bin, wird ihm eine andere öffnen. Ihn willkommen heißen und bekochen. Mich wird er vergessen und sich mit der Neuen einlassen. Du kennst doch Mrs. Peale, zwei Häuser weiter? Nun, das ist nicht die Mrs. Peale, die dort vor einem Jahr gewohnt hat. Und wo ist sie denn, die erste Mrs. Peale, die, die ich noch kannte?«

Mrs. James, Mrs. Deery, die erste Mrs. Peale – all die Frauen, die zu Mama gekommen waren, hatten immer nur eine Frage

gestellt: *Liebt mich mein Mann?*

Mama hatte niemals Ja oder Nein gesagt, sie hatte der Bittstellerin in die Augen geschaut und gefragt: »Sieht er Ihnen nach, wenn Sie das Haus verlassen? Nicht mit Lust im Blick, sondern mit Sorge? Als würde er fürchten, dass Sie einfach davonlaufen könnten?«

Bei diesen Worten hatten die Frauen entweder vor Erleichterung geseufzt oder waren in Tränen ausgebrochen. Dann hatte Mama ihren Lohn kassiert und die Frau zur Tür geführt.

Ich hatte mich oft gefragt, ob Mamas Liebestest für jeden galt, sogar für Mütter. In der Nacht, als mich Mrs. Wentworth an die Hand genommen und die Treppe hinuntergeführt hatte, hatte ich mich umgedreht und gehofft, Mama würde mir ein letztes Mal zuwinken. Doch sie hatte bloß die Vorhänge geschlossen und das Licht gelöscht. Sie hatte mir nicht nachgesehen, als ich das Haus verließ.

Der Kummer, der jetzt folgte, war entsetzlich höflich. Er kündigte sich mir in aller Form an, auch wenn ich ihn zu ignorieren suchte. *Das nimmt kein gutes Ende*, raunte mir eine innere Stimme zu. Dann wurden meine Hände feucht, mein Mund verdorrte, und in meinen Ohren summte und brummte, was mir drohte. *Nichts Gutes*.

EINE GESCHICHTE AUS ZWEI GESCHÄFTEN

In jenem Teil von Manhattan, der gemeinhin als »Dutchtown« bekannt ist (oder auch als *Kleindeutschland*, wie die Anwohner selbst sagen), steht ein imposantes Gebäude, eine der Attraktionen dieser Stadt. Fünf Stockwerke runden sich elegant um eine Straßenecke, auf großen Schaufenstern lockt die Aufschrift Modeartikel und Kurzwaren halb New York herbei. Die oberen Geschosse sind den Privatgemächern der Inhaber vorbehalten; hierzu zählen ein prachtvoller Salon, ein Esszimmer mit exquisiter Ausschmückung und ein gewaltiger Ballsaal. Darunter befindet sich ein ausgedehnter Küchenbereich.

Das Paar, das bereits vor längerer Zeit aus Preußen kam, vertreibt Artikel für die Dame wie den Herrn. Die Hausherrin, selbst nicht minder beeindruckend als ihr Heim, ist unter den Größen der Gesellschaft sehr geschätzt. Frau B_., oder »Marm«, wie Freunde und Familie sagen, genießt allerorten größte Bewunderung für ihr modisches Gespür und ihren Geschmack in Fragen der Ausstattung. Zu ihren opulenten Diners kommen Richter, Politiker und Gentlemen aus der Wall Street samt ihrer Gattinnen.

Ihr Ehemann, Herr B_., den man nie ohne Nadelstreifenweste und Schildpattbrille sieht, bietet eine gefällige Erscheinung, der Bart gepflegt, das Haar ergraut, es zeigen sich Blinzelfältchen, doch die Stirn ist makellos und glatt. Sein Geschäftssinn und sein kluger, spöttischer Humor sind legendär.

Außen, am Haus, wollen die Schaufenster bewundert werden, immer der aktuellen Saison nach dekoriert. Innen empfangen den Kunden zartes Elfenbein und duftige Seide, vom Boden bis zur Decke spannt sich das Regal mit den Sonnenschirmen. Hinter der Ladentheke leuchten Rollen farbigen Zierbands wie ein prächtiger Regenbogen. In zwei großen Vitrinen – eine für die Dame, eine für den Herrn – warten unzählige Handschuhe mit ihren flachen Fingern darauf, dass man sie überstreift. Hier kauft der attraktive Dandy sein knalliges Seidentuch, hier führt die Mutter ihren kichernden Backfisch her, um Kragen, Manschetten und Handschuhe aus Spitze zu erstehen. Es ist ein Kommen und Gehen, stets schwingt die Ladentür, unentwegt läutet die Glocke aus Messing.

Das Geheimnis hinter der Fassade

Doch was sich hinter der Fassade des Gebäudes und seiner Bewohner abspielt, würden die meisten rechtschaffenen Bürger dieser Stadt nicht einmal erahnen.

An der Rückseite dieses stolzen Hauses befindet sich eine mickelige Tür, ohne Glas und Glocke. Hinter dieser Tür jedoch werden die wahren Geschäfte abgewickelt. Hier klopfen New Yorks gewiefteste Ladendiebinnen an – Big Sarah Cox, Mother Roach, Nelly Flowers – und schleppen herbei, was sie bei A. T. Stewart und anderen Etablissements entwendet haben. Eine schier endlose Parade von Einbrechern zieht hier hindurch und feilscht über Säcke silbernen Hausrats, der an diesem Ort zu schillerndem Profit umgeschmolzen wird. Und all diese Kriminellen nennen die Inhaber ihre besten Freunde. Denn sie sind, was man in der Gaunersprache *Hehler* nennt. Ihre Aufgabe als Zwischenhändler ist es, die Beute so lange aufzubewahren, bis man sie wieder in die Kanäle rechtmäßigen Handels einschleusen kann. Von diesem Haus aus wird Manhattans Diebeswelt befehligt.

Ein Straßenjunge packt aus

»Wenn's ums Hehlen geht, sind das Meister«, so äußerte sich der zerlumpte Taschendieb, dem ich bei Nacht in eine dunkle Gasse folgte. »Der Laden läuft wie geschmiert.«

Der gerade einmal Dreizehnjährige, ein wahrer Oliver Twist, fand seinen Fagin im Untergeschoss des Gebäudes und wurde vom »Allerbesten« in das Metier eingeführt. Damit meint er den Herrn der Diebe und des Hauses. Der ehemalige Leutnant hat nun sein Hauptquartier in den höhlenartigen Gelassen an der East Side aufgeschlagen und kommandiert ein ganzes Bataillon von Straßenjungen. Hier lernen schon die Kleinsten (manche gerade vier) ihren ersten »Kontakt« an Männer- und Frauenfiguren aus Stroh. Wenn sie den Dreh heraushaben, gibt es zur Belohnung Kandiszucker; dann werden sie an »richtige Ziele« herangeführt. Dafür werden die etwas

älteren Jungs, die sich dort herumtreiben, rekrutiert. An ihren Taschen dürfen sich die Frischlinge versuchen.

Seine Zukunft ist gesichert

Der Bursche, der dem *Evening Star* diese Geheimnisse offenbarte, mag zwar aussehen wie jeder beliebige Lumpenkerl auch, doch mittellos ist er ganz und gar nicht. In seinen Taschen klimpern genügend Münzen, um Essen und Schutz vor den Elementen zu erwerben. »Früher hab ich für Mr. G. aus der Third Avenue geklaut, aber da musst' ich weg. Den hätt's doch nicht gekümmert, wenn seine Jungs krepiert wär'n. Der würde einem glatt ein Ohr oder 'nen Finger abschneiden oder ein Auge ausreißen, wenn so was die Leute milder stimmen und ihm mehr Geld einbringen würde. Die Leute hier sind anders. Die sind anständig zu den Jungs, und zu den meisten Mädchen auch. Wer bei denen unterkommt, der hat's geschafft.«

BIRNBAUM'S

Modeartikel und Kurzwaren



Handschuhe, Schals, Sonnenschirme,
Fächer, Schnupftücher und Zierbänder.
Schließen, Knöpfe, Schleifen.
Von Kopf bis Fuß – von Hut bis Schuh.



WIR BEDIENEN SIE GERNE.

— 79 Clinton Street, New York, New York. —



Klopf, tapp tapp. Klopf, tapp tapp. Klopf ...

Mama hatte früher immer »Hänschen klein« gesungen, das den gleichen Rhythmus hatte. Sie hatte dabei so glücklich und gelöst gewirkt, selbst bei dem Teil, wenn die Mutter weinte.

Hänschen klein

Ging allein

In die weite Welt hinein.

Stock und Hut

Steht ihm gut,

Ist gar wohlgemut.

Klopf, tapp tapp. Klopf, tapp tapp. Klopf, tapp tapp. Ich schlug mit der Faust an die rückwärtige Holztür der Birnbaums. Das ist

das Erkennungszeichen, hatte Nestor gesagt.

Ich hatte Mrs. Riordan früh am Morgen, als sie noch schlief, verlassen, hatte das Kratzen und Knuspern der Ratten nicht mehr ausgehalten. Und so gut Mrs. Riordan auch zu mir war, so war sie doch ein Gespenst von alledem, wozu ich nie werden wollte. Ich hatte mir fest vorgenommen, sobald ich konnte, ihr zum Dank ein paar geröstete Erdnüsse oder einen Krug Bier zu bringen, aber ich wollte niemals wieder bei ihr übernachten.

»Guten Tag«, erklang eine Männerstimme über mir.

Ich schaute hoch in bebrillte Augen, die durch einen Guckschlitz oben an der Tür auf mich hinuntersahen.

Ich stellte mich aufrecht hin und grüßte mit einem höflichen Lächeln: »Guten Tag, Sir.«

Nestor hatte mir erklärt, wie ich mich Mr. Birnbaum gegenüber zu verhalten hätte. Seine Kunden sprachen ihn als »Herr Birnbaum« an, nur Freunden und Geschäftspartnern war es erlaubt, ihn mit dem Vornamen anzureden, mit »Wolf«. Die Burschen, die für ihn arbeiteten, riefen ihn »Sir« oder »Boss«. Seine Frau nannte ihn »Lieb«, denn er hatte sie lieber als alles andere auf der Welt. »Ihr Wohlgefallen musst du erringen«, hatte mir Nestor eingeschärft. »Es ist nicht leicht, sich bei Mrs. Birnbaum beliebt zu machen, aber wenn du das einmal geschafft hast, dann ist alles gut.«

»Wir haben wohl etwas Geschäftliches zu besprechen?«, fragte Mr. Birnbaum von oben.

In der Gasse war niemand zu sehen, doch auf dem Weg hatte ich einige üble Burschen passiert und nun das dumpfe Gefühl, dass sie noch in meiner Nähe herumlungerten. Sie waren laut und grob gewesen und hatten schmatzende Kussgeräusche gemacht. Obwohl sie nichts von dem Armreif wissen konnten, hatte ich Angst, sie wären mir trotzdem gefolgt, nur um mich zu

erschrecken. Ich fasste an den Arm und zog Mrs. Wentworths goldene Schlange so weit herunter, dass Mr. Birnbaum sie sehen konnte.

Nun drängte sich mehr Gesicht durch den Guckschlitz, und seine Augen blitzten hin und her. »Ja, ja, es scheint ganz so zu sein.«

Ich griff nach dem Türknauf, aber Mr. Birnbaum rührte sich noch immer nicht. Schließlich räusperte er sich und fragte: »Wer hat dich hergeschickt, mein liebes Kind?«

»Ein Freund namens Nestor«, erwiederte ich.

»Und dein Name lautet?«

»Moth Fenwick, Sir«, sagte ich, so gewandt wie möglich.

»Darf ich annehmen, dass du hier bist, weil du Nestor in gewisser Weise behilflich warst?«

»Ja, Sir.«

Mr. Birnbaum schob den Guckschlitz zu. Dann klackte eine Entriegelung nach der anderen. Als sich die Tür endlich öffnete, führte sie bloß zu einer weiteren. Dahinter aber befand sich ein Podest, von dem aus man nach oben, nach unten oder direkt in das Hinterzimmer des Geschäfts gehen konnte.

Gaslampen glühten an den Wänden. Für eine Räuberhöhle wirkte alles viel zu hell und freundlich. An den Seiten stapelten sich Kisten und Fässer sehr ordentlich, auf dem Boden lag kein Krümel. In einer Ecke war ein kupferner Spucknapf, sauber bis zum Grund, innen so glänzend wie außen. Darüber hing ein lustiges kleines Schild, auf dem eine Frau einen Mann mit einem Nudelholz verfolgte. Der Mann hatte ein feuerrotes Gesicht, geblähte Wangen, die Augen quollen ihm fast aus dem Kopf. Unter dem Bild stand auch etwas, doch leider in der komischen fetten Schrift, die man an so vielen Schaufenstern von Dutchtown sah. Aus dem Gesichtsausdruck der Frau zu

schließen, musste es etwas Schlimmes heißen, damit es sich ein Mann wohl zweimal überlegte, ob er jemals wieder irgendwo hinspucken wollte.

Mr. Birnbaum hatte dieselben freundlichen Augen und dasselbe warme Lächeln wie Mr. Bartz, der Kaufmann auf der Stanton Street, nur dass Mr. Birnbaum noch alle Haare hatte und Mr. Bartz nicht eines. Bei ihm gab es Brot, Käse, Wurst, Bohnen, Bier, heiße Suppe und zwei Sorten Pickles aus zwei großen Gläsern – eines für die sauren und eines für die süßen. Die Kartoffelsuppe kostete drei Cent pro Tasse, und ganz gelegentlich, wenn Mama einen richtig guten Tag hatte, hatte sie mich zu Mr. Bartz geschickt und eine Tasse für uns beide holen lassen.

Mr. Bartz schöpfte die dampfende Suppe aus einem schwarzen Topf, ging hinter die Theke und holte einen großen Laib Pumpernickel hervor, dessen Kruste dunkel glänzte. Er schnitt mir stets das Ende ab und gab es mir. Ich schüttelte jedes Mal den Kopf, versuchte abzulehnen, doch er nahm meine Hand, legte das Brot hinein und sagte in seiner tiefen, freundlichen Stimme: »Nun nimm es, liebes Kind. Du bist ja bloß ein Hauch.«

Mama hatte immer gesagt, dass sich Mr. Bartz eines Tages selbst in den Ruin treiben würde, weil er sich viel zu viele Gedanken über rechtes Verhalten und das Wohlergehen anderer machte. Ich hoffte sehr, dass sie sich irrte. Für mich lag es nur an Mr. Bartz, dass es in unserem Viertel überhaupt noch so gut ging, wie es eben ging. Im Frühling, wenn der schmutzige krustige Schnee schmolz, Pferde und Straßenbahnen die großen Pfützen in alle Richtungen hin verspritzten und ein Schleim aus Geflügelinnereien, nassen Zeitungen und altem Kot Fassaden und Ladenfronten überzog, scheuerte Mr. Bartz sein

Haus, bis es so rein wie seine Seele war. Sein Besenstiel war die Wunderwaffe, mit der er den Dreck von seinen Stufen schob, während die übrige Straße an die Ratten fiel. Dann holte er Lappen und Essigwasser und putzte unermüdlich seine Fenster. Er würde sein Haus sauber halten, und wenn es ihn umbrächte. Er würde niemals aufgeben.

Ich hatte vor, gleich im Anschluss hinzugehen, mir eine Schüssel Suppe zu bestellen und mich zu vergewissern, dass es ihn noch gab.

»Hier entlang«, sagte Mr. Birnbaum und führte mich in das Hinterzimmer. »Ich bringe dich zu Marm.«

Seine Frau saß an einem großen Tisch und bewegte ihre Feder über die Seiten eines mächtigen Kontobuchs. Dabei streiften die gebauschten Schultern ihres Kleids ihre Perlenohrringe und brachten sie zum Baumeln. Mrs. Birnbaum schaute von ihrer Arbeit auf, blickte mich an und gab mir das Gefühl, schon etwas falsch zu machen, weil ich nur atmete. Ich hatte noch nie eine Frau gesehen, nicht Mama, nicht Mrs. Wentworth, nicht einmal eine von Miss Clattermores Ladys, die sich mit ihrer Präsenz messen konnte. Sie und die Falten ihres Kleids füllten den Stuhl auf eine Weise aus, dass man, hätte es die hohe geschnitzte Rückenlehne nicht gegeben, glauben konnte, sie würde schweben. Die zarten, schwarzen Löckchen an den Schläfen lagen perfekt geglättet vor den Wangen und zeigten der Welt, dass diese Frau nichts und niemanden duldeten, wenn es ihr nicht zusagte.

Neben ihr saß ein junger Mann, dessen Anzug nicht recht passte. Der Hemdkragen war zu locker, die Ärmel seines Jacketts endeten zu früh. Sein Ausdruck war sehr ernst, obwohl seine unterschiedlich hohen Ohren ausgesprochen komisch wirkten. Sein honigfarbenes Haar war eingeölt, seine Kleidung

dennoch ordentlich und sauber – nirgends sah ich Risse oder blanke Stellen. Hinter ihm, an einem Haken, hing eine braune Wollkappe mit kurzer Krempe. Das sprach für Korrektheit. Dies war kein Bursche aus der Chrystie Street. Dies war ein junger Mann, der durchaus Sorgfalt walten ließ und es nicht gestatten würde, dass seine Kappe auf den Boden fiel.

»Setzen Sie sich bitte«, sagte Mrs. Birnbaum, schloss ihr Buch und schob es fort. »Ich kümmere mich gleich um Sie.«

Ich setzte mich auf einen Hocker an den Tisch und wartete.

Überall stapelte sich Schmuck – Uhren, Hutnadeln, Ketten, Ringe, Broschen. Zur Linken von Mrs. Birnbaum stand ein Eimerchen mit der Aufschrift »Herr«, zu ihrer Rechten mit der Aufschrift »Frau«.

Der junge Mann schob sich mit der flachen Hand eine Strähne aus der Stirn. Seine langen, schlanken Finger gruben Furchen in sein Haar. Als er zu mir sah, berührte ich unwillkürlich mein Gesicht, beschämt wegen meiner Blutergüsse und der schrecklichen Frisur. Ich bot sicher den Anblick einer traurigen Lumpensammlerin.

»Zwanzig Dollar Belohnung«, las er laut aus einer Zeitung vor. »Hochzeitsnadel verloren, Montagmorgen in der Straßenbahn auf der Fourth Avenue. Goldener Halbmond mit Biene und Blume aus blauem Stein. Bei Rückgabe Belohnung und keine Nachfragen. Irving Place Nr. 14.«

Mrs. Birnbaum schaufelte mit beiden Händen einen Haufen Schmuck in ihre Richtung und durchwühlte ihn mit dicken Fingern: zwei Uhren (eine mit, eine ohne Kette), vier Anstecknadeln und ein entzückender, goldener kleiner Ring mit der Initialie *L*, der aussah, als würde er auf meinen Finger passen. Mit so einem Ring hätte meine Hand zart und zierlich gewirkt, und ich hätte behaupten können, mein Name sei Lucy

oder Laura, Lydia oder Lily.

Mrs. Birnbaum suchte, bis sie die beschriebene Brosche fand. Dann klappte sie sich eine Speziallinse, die ein Metallband an ihrer Stirn hielt, über das linke Auge und stellte so lange an der Linse herum, bis sie scharf sah. Das wirkte ziemlich sonderlich, als ob ein Auge menschlich und das andere von einem Fisch wäre. Mrs. Birnbaum hielt den Schmuck ins Licht, schaute durch die Linse und summte vor sich hin. Mir machte das Warten nichts aus, mochte es auch noch so lange dauern. Mir gefiel es in der Nähe dieses hübschen kleinen Rings und dieser imposanten, fischäugigen Frau, die zu Gold und Silber sang.

Mrs. Birnbaums Augen wurden groß und weich, und zum ersten Mal verstand ich, warum Mr. Birnbaum sie lieben musste. Ihr Blick war so hingebungsvoll, als hätte sie die Macht, die Nadel allein durch die Liebkosung ihrer Augen noch kostbarer zu machen. »Blütenblätter aus Saphiren, in der Mitte eine Perle«, sagte sie. »Herrlich.«

Sie drehte die Brosche um, dann noch einmal, dann richtete sie die Linse wieder aus. »*Vergiss mein nicht*«, las sie flüsternd die Gravur auf der Rückseite vor. »Wie herzig.« Sie schnalzte mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Aber ich fürchte, zwanzig Dollar reichen nicht. Die geht nicht an ihren Besitzer zurück, die ist für Mr. Birnbaum.« Sie zog eine Augenbraue hoch, lächelte dem jungen Mann zu und ergänzte: »Man muss immer die Summe der Teile im Auge behalten.«

Er nickte, ein entschlossener Zug um den Mund.

Ich schaute mich derweil ein wenig um. Ein großer Bambus-Vogelkäfig stand in einer Ecke, darin saß eine Elster. Auch sie schien bei Mrs. Birnbaums Worten zustimmend zu nicken. Die Käfigtür stand offen, sodass die Elster nach Belieben ein- und ausfliegen konnte. Sie neigte den Kopf und sah mich einen

Augenblick lang an, dann wandte sie sich ab und putzte sich. Ihre langen schwarzen Federn erinnerten mich an Mrs. Wentworth und den dunklen Umhang, der sie umwehte, als sie mich Mama weggenommen hatte. Mit einem Mal bekam ich Angst: Bestimmt kannten sich die wohlhabenden Damen New Yorks untereinander und so auch Mrs. Birnbaum und Mrs. Wentworth – wäre Mrs. Birnbaum nicht versucht, mich Mrs. Wentworth erneut auszuliefern?

Da flatterte der Vogel mit einem leisen Gurren zu Mrs. Birnbaum. Er ließ sich auf der Rückenlehne nieder, nahm ihr die Brosche mit dem Schnabel aus der Hand, hüpfte über den Tisch und ließ den Schmuck in den Eimer mit der Aufschrift »Herr« fallen. Die Elster nickte wieder, pfiff und gab dann etwas von sich, das wie eine Frage klang. »Cake? Cake?« Dann wiederholte der Vogel das Wort so deutlich, als würde ein Baby seine Mutter anbetteln. »Caaake?«

Mrs. Birnbaum ermahnte den Vogel: »Gleich, Jenny Lind, gleich.«

Bei der Erwähnung von Essen knurrte mein Magen so laut, dass Mrs. Birnbaum, ihr Helfer und der Vogel es sicher hörten.

Der junge Mann las weiter aus den Suchanzeigen vor – ein herzförmiger Anhänger, ein Rubinring, einige Taschenuhren. Wie durch Zauberhand spürte Mrs. Birnbaum bei seinen Worten jedes der vermissten Stücke auf, befand es entweder der gebotenen Belohnung oder Mr. Birnbaums Eimer wert. Die »gefundenen« Stücke wurden in kleine Schachteln gelegt und beschriftet, damit sie »umgehend« wieder an ihre Besitzer gingen.

\$100 BELOHNUNG. Freitag bei Spaziergang
am St. Mark's Place verloren –
goldener Herrenring in Gestalt eines
Löwenkopfs mit Rubinaugen.

Hinter uns erklangen Stimmen an der Tür. Als ich mich umdrehte, sprach Mr. Birnbaum mit zwei Burschen, die wie ganz gewöhnliche Straßenjungen wirkten, die Hosen am Saum zerschlissen, die abgenutzten Soldatenkappen ins Gesicht gezogen. Mr. Birnbaum plauderte eine Weile freundlich mit ihnen und lud sie dann in den Keller ein.

»Ich glaube, Barber Jim ist mit ein paar anderen Kerlen unten. Wollt ihr euch dazugesellen?«

Die Jungen antworteten im Chor: »Oh ja, Sir, sehr gern.« Dann lüfteten sie ihre Mützen und verschwanden die Treppe hinunter.

»Caaake!«, verlangte der Vogel währenddessen.

Mrs. Birnbaum streckte die Hand aus. »Ach, meine liebe Jenny, ich habe dich nicht vergessen. Komm her.«

Daraufhin hüpfte die Elster quer über den Tisch, Mrs. Birnbaum direkt in den Schoß. Kaum hatte diese das erste weiche Stückchen Kuchen aus der Tasche geholt, da pickte es ihr der Vogel auch schon aus der Hand. Ich roch den Kuchen bis zu mir. Beim Duft der süßen Kirschen fiel mir Mamas leere Kirschwasserflasche ein, die ich mir früher ab und zu aus dem Schrank stibitzt und mit unter das Laken genommen hatte. Dort hatte ich sie aufgeschraubt und daran gerochen, bis ich den Likör beinahe schmecken konnte.

Mrs. Birnbaum streichelte das Federkleid des Vogels und gab ihm einen Kuss auf den Kopf. Der Vogel sah verliebt zu ihr auf und gurrte. Dann nahm ihn Mrs. Birnbaum auf die Hand und setzte ihn wieder auf die Lehne.

Die Elster stößt ihre Brut
nicht aus dem Nest. Die
Mutter trägt ihre Jungen
nach unten, bleibt bei
ihnen und beschützt sie.
Sie wacht über jede Re-
gung, bis sie flügge sind.

»Dann lassen Sie mal sehen«, sagte Mrs. Birnbaum schließlich und streckte mir die Hand entgegen.
»Zeigen Sie, was Sie haben.«

Ich zog den Armreif vom Gelenk, wobei ich mir inständig wünschte, ich könnte ihn behalten. Natürlich hatte er nie für mich sein sollen, doch das verringerte mein Verlangen, ihn weich und warm an meiner Haut zu spüren, nicht.

Mrs. Birnbaums Augen weiteten sich, als sie den Reif auf eine Waage legte. Einen Finger am Mund, als ob sie so besser denken könnte, schaute sie auf die Gewichte. Dann nahm sie den Armreif wieder in die Hand, drehte ihn hin und her und sah ihn sich von allen Seiten an.

»Noch mehr?«, fragte sie und schob den Armreif über Hand und Arm.

Was würde sie mir wohl für den Fächer geben? Er lag an meiner Brust, ich spürte ihn bei jedem Atemzug. Mrs. Birnbaum hätte ihn sicher gern genommen, doch ich entschied mich, ihn ihr nicht zu zeigen. Er würde längst nicht so viel wie der Armreif bringen, und ich wollte eine Erinnerung daran, dass Mrs. Wentworth nicht gewonnen hatte. Sollte ich einmal dringend Geld brauchen, war der Fächer da.

»Nein, Ma'am.«

»Haben Sie noch Zugang zu dem Haus, aus dem das stammt?«, fragte sie und fuhr mit den Fingern über den Armreif.

»Nein, Ma'am.«

»Bedauerlich.«

Sie beugte sich zu dem jungen Mann und flüsterte ihm ins Ohr. Er nickte und öffnete eine hölzerne Kiste, entnahm ihr einige Münzen und gab sie an Mrs. Birnbaum, die sie schließlich mir gab.

»Für Ihre Mühen«, sagte sie und entblößte beim Lächeln einen Goldzahn.

»Danke«, sagte ich und schaute ungläubig auf meine Hand.

»Wenn es Ihnen lieber ist, nehme ich was zurück«, sagte sie und streckte ihre fetten Finger nach einem Zehn-Cent-Stück aus. »Habe ich Ihnen zu viel gegeben?«

Ich schloss die Hand um die Münzen und steckte sie in meine Tasche. »Nein, Ma'am.« Ich wusste nicht zu sagen, ob ihr die Worte ernst waren.

Über meine verwirrte Miene lachte sie. Der Vogel lachte lange heiser mit und verlangte dann nach Kuchen.

»Mit Mrs. Birnbaum wird nicht über Preis und Lohn gestritten«, hatte Nestor gesagt. »Bitten Sie um nichts, und wenn sie Ihnen Ihren Anteil gibt, wagen Sie es ja nicht, nachzuzählen. Sie trauen ihr, und sie kann Ihnen trauen.«

Ich glaubte, die Sache wäre damit beendet, und wollte aufstehen. Doch bevor ich mich erheben konnte, hielt sie mich mit einer Geste auf. »Gehen Sie noch nicht.« Sie schob ihren Stuhl zurück und verließ den Raum.

Mit zwei Schals in den Händen kehrte sie wieder. Der eine war zart und wunderschön, aus gemusterter Seide mit Spitzenrand.

Der andere bestand aus Wolle und wirkte, obwohl das Muster an einer Stelle verblichen war, insgesamt robust. Er war lang und dick und würde an kalten Herbstabenden eine kuschelige Decke abgeben.

»Welchen der beiden möchten Sie?«

»Oh, das kann ich mir nicht leisten, danke sehr«, sagte ich.

Sie grinste wieder über mich. »Soll ich Ihnen den Rücken zudrehen, damit Sie ihn mir stehlen, kleine Diebin?«

Ich streckte die Hand nach dem Wollschal aus. »Diesen hier.«

»Eine kluge Entscheidung«, sagte sie und nickte zustimmend.

»Danke, Ma'am.«

»Ich danke Ihnen«, sagte sie und ließ den Reif um ihren Arm kreisen. »Kommen Sie ja wieder, falls Sie so etwas noch einmal finden.«

Nestor hatte mir die Birnbaums als die besten Hehler der Stadt beschrieben. Sie waren durch ihre Öffentlichkeit geschützt und profitierten von einer schon lange währenden Freundschaft mit der Polizei. »Die Bullen sind hinter dem heißblütigen, mörderischen Pack her – hinter den Ganoven, die den Gang der Dinge in dieser Stadt gefährden. Ohne Leute wie die Birnbaums sähe es in New York viel schlimmer aus. Solche Leute wissen nämlich um den Wert angemessenen Verhaltens.«

Als ich aufbrach, kam Mr. Birnbaum mit einer jungen Frau herein. Sie schlug einen Mantel auf, in dessen Futter große tiefe Taschen saßen. Aus einer zog sie einen silbernen Kamm hervor. »Und da ist noch mehr zu holen«, prahlte sie und zwinkerte Mr. Birnbaum aufreizend zu.

Ich nickte grüßend im Vorübergehen. Draußen schob ich eine Hand in meine Tasche und fühlte, was mein Anteil an Nestors

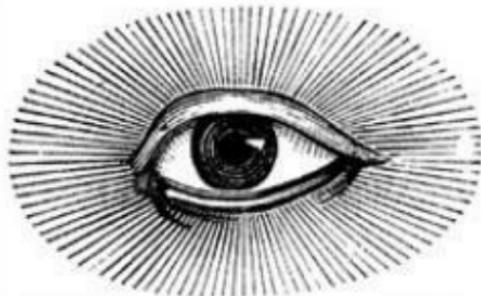
Plan betrug: vier Vierteldollar, drei Nickel und ein Zehn-Cent-Stück – klein und rund und mein.

TÖCHTER VON NEW YORK SEID AUF DER HUT!

GEBT ACHT AUF



FREMDE



SIE beobachten EUCH!

Geht nie UNBEGLEITET.

Folgt keinem FREMDEN. Nichts ist sicher.

Es kann Euch DAS LEBEN kosten!



Würde man die vagabundierenden und vernachlässigten Kinder dieser Stadt zu Paaren aufstellen, mit einem Meter Abstand, so ergäbe dies eine acht Meilen lange Prozession, vom Castle Garden bis zum Harlem Meer, oder von der Wall Street bis zum Fort Washington. Nahezu dreißigtausend kleine Seelen.

Dr. Sadie Fonda, aus: *Jahresbericht des Spitals der Stadt New York für Bedürftige Frauen und Kinder*, 1871



Für fünf Cent bekäme ich eine Pritsche in einem überfüllten Keller, für sechs Cent eine Übernachtung im Christlichen Mädchenheim am St. Mark's Place, für weitere vier Cent dort einen Teller Schweinefleisch mit Bohnen. Ich hätte die vier Cent gern ausgegeben, aber dann hätte ich mir beim Kauen anhören müssen, was für eine liederliche Sünderin ich sei.

Die Leiterinnen dieser Heime betrachteten jedes Mädchen, das ihnen über den Weg lief, als Waise, und es war ihnen gleich, ob das stimmte. Denn wenn ein Mädchen, angeblich, keine Familie mehr hatte, hatten sie einen Grund, es sich zu schnappen und mit seiner Seele umzugehen, als bedürfe sie der Rettung. Sobald diese widerlichen *Rs* aus ihrem Mund kämen – *Refugium, Reform, Religion* –, wäre ich zur Tür hinaus. Die Frauen aus dem Heim konnten mir mit ihren Gebeten und ihrem Schweinefleisch samt Bohnen gestohlen bleiben.

Für drei Penny bekam ich einen Schlafplatz auf dem Boden. *Blech vor der Tür, dem Suchenden Quartier*. Eine Tasse oder eine Büchse oder ein alter Kessel an einem Faden – diese Zeichen sagten dem Umherziehenden, dass er ein Haus mit einem freien Platz gefunden hatte, einen Ort, an dem er sein Haupt eine Nacht lang betten konnte. Auch Mama hatte Papas

zerbeulten Becher an den Türgriff gehängt, wenn wir Pennys für die Miete brauchten.

Einmal hatte gleich ein ganzes Dutzend Frauen bei uns Unterschlupf gesucht, einige sogar mit Kindern im Schlepptau. Als ich am Morgen wach wurde, hatten sie noch auf dem Boden geschlafen oder mit geschlossenen Augen an den Wänden des vorderen Zimmers gelehnt. Selbst im Schlaf stand ihnen der Kummer ins Gesicht geschrieben. Vielleicht hatten sie kein Heim, der Mann war wütend, oder jemand hatte, die Hand am Griff einer eisernen Pfanne, etwas gesagt, was er nicht hätte sagen sollen. Mama war nie zu neugierig. Sie hatte nur interessiert, dass diese Frauen drei Penny und keine Bleibe hatten.

Mit dem Geld von Mrs. Birnbaum kaufte ich mir Essen, etwas Zeit weg von der Straße, ein Kopftuch für mein geschorenes Haupt, ein Messer und ein Paar Stiefel. Das Tuch war aus türkischroter Baumwolle, und das Messer, obwohl rostig und stumpf, gab mir ein Gefühl von Sicherheit. Die Stiefel waren selbstverständlich gebraucht, sie stammten von einem Schuster auf dem Tompkins-Markt. Ich hatte sie an einer der langen Stangen entdeckt, die sich über die Rückseite seines Stands zogen. Der Schuhverkäufer musste vierzehn Paar von der Frauenstange gleiten lassen, bevor er zu meinen Wunschstiefeln kam. Sie waren schwarz, mit rotem Leder an den Zehen, und wenn ich sie auch nicht besonders schön fand, so passten sie mir doch viel besser als das Paar, das mir Caroline gegeben hatte. Ich tauschte sie gern bei dem Schuster ein, in dem sicheren Wissen, dass das neue Paar solide genug war, mich durch den Winter zu begleiten.

Der Oktober kam, und mit ihm kamen leere Taschen und die Notwendigkeit, mir jeden Schritt zu überlegen. Der Oktober war

Mamas Lieblingsmonat. »Ein Monat mit einem R am Ende, in dem man ohne Angst, sich den Magen zu verrenken, Austern essen kann.« Ich liebte den Herbst aus ganz anderen Gründen – weil jeden Abend der Sonnenuntergang und das Kerzenlicht ein wenig früher kamen und die Menschen all das Schreckliche vergaßen, was sie der Sommer hatte tun lassen –, dieses Jahr aber machten mir die Unwägbarkeiten des Oktobers, seine endlosen Regentage und die ersten Feuer in verstopften Kaminen, die so viele Häuser in Brand versetzten, ungeheure Angst.

Die Maisverkäuferinnen sangen an den Straßenecken, ihre Körbe auf den Hüften.

Heißer Mais! Heißer Mais!

Hier gibt's blütenweißen Mais!

Die Ihr Geld in Euren Taschen wisst,

Ach, ich Arme, ich hab keins,

Kauft von mir den heißen Mais,

auf dass mein Tag vorüber ist.

Es waren hübsche Mädchen in meinem Alter, und ich hoffte, eine von ihnen zu werden. Ich beneidete sie um ihre regelmäßigen Einnahmen und ihre Unbeirrbarkeit, wenn Lüstlinge und Grobiane sie bedrängten.

»*Mit mir ist dein Tag noch lange nicht vorbei!*«

»*Ich hab auch was Heißes für dich, Mädel!*«

»*Willst du mir nicht mal meinen Kolben buttern?*«

Die Männer zahlten gern drei Cent für den Mais, doch sie lockte nicht das Korn, das ausgedörrt geerntet und in heißem Wasser quellend zu neuem Leben kam. Sie wollten Wangen, die erröteten, brennend vor Verlegenheit.

Arnika-Salbe. Man benötigt einen halben Liter Speiseöl und gebe zwei Esslöffel Arnika-Tinktur hinzu. Alternativ kann man auch die Blätter mit dem Öl über einer kleinen Flamme erhitzen.
Hilfreich bei Wunden, Blutergüssen, steifen Gelenken, Rheumatismus und Verletzungen.

Ich ging zu Mr. Pauley, dem Mann, der die Maisverkäuferinnen anwarb, doch an mir hatte er überhaupt kein Interesse. Zwar hatte ich das abgesäbelte Haar unter meinem Kopftuch versteckt, doch die Blutergüsse in meinem Gesicht waren noch immer nicht verblassen. Er warf nur einen Blick auf mich und jagte mich dann fort. »Ich brauche Mädchen mit frischen Gesichtern, kein jämmerliches Lumpenkind.«

Mr. Finnegan, der Herr über die Blumenmädchen, sagte dasselbe.

In meiner ersten Nacht auf der Straße schlief ich auf dem Dach unseres alten Heims. Ich lehnte mich an Ziegel und Mörtel, um mich in der kalten Herbstnacht ein wenig warmzuhalten. Ich hätte dort nicht bleiben dürfen, doch ich fand es tröstlich, dem Ort meiner Kindheit nah zu sein. Früher hatte mir Mama oft erlaubt, im Sommer auf dem Dach zu zelten. Ich hatte mir eine Matratze aus Stapeln alter Zeitungen gebaut und zum Schutz ein Laken über einen Draht gehängt. Ich wusste, wo sich die Griffe

im Mauerwerk der Seitenwand befanden und welche Steine lose waren. Ich wusste, wo man die Feuertreppe anpacken musste, um bis ganz nach oben zu gelangen.

Auf dem Dach des Nachbargebäudes entdeckte ich ein Holzfass. Ich legte eine lose Planke über den schmalen Spalt zwischen den Dächern und rollte das Fass an meinen Schlafplatz. Dann stützte ich es von beiden Seiten mit Ziegeln ab und machte mir im Innern ein Nest, legte den Boden mit Zeitungen und muffigen Jutesäcken, die ich im Müll gefunden hatte, aus. Auf dem Dach herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, meist waren es Jungs, die einen ruhigen Platz zum Schlafen suchten. Mein Messer war nicht scharf genug, um jemanden wirklich zu verletzen, und so holte ich mir zur Sicherheit ein Brett heran, aus dessen Ende drei Nägel hervorstachen. Ich taufte es *Stolz* und konnte nur hoffen, dass ich davon noch etwas finden würde, ehe ich zugrundeging.

Morgens setzte ich mich an den Dachrand und wartete darauf, dass sich in dem Müll, der aus den Eimern entlang der Straße quoll, irgendetwas regte. Ich spielte Ratespiele mit mir selbst: Ratte, Katze oder Baby? Sogar auf größere Entfernung erriet ich ziemlich gut, was im Innern einer Tonne war. Ratten wieseln und kriechen herum, doch werden sie erschreckt, stellen sie sich tot. Katzen sind hartnäckig. Sie wühlen, Pause, wühlen, Pause. Kleine Kinder klettern gewöhnlich sofort in den Müll, wenn sie etwas Lohnenswertes sehen. Kommen sie dann nicht heran oder finden aus der Tonne nicht wieder heraus, gibt es großes Geschrei und Geheul.

Tagsüber bettelte ich auf der Bowery, die nur einen kurzen Fußmarsch von der Chrystie Street entfernt lag. Mama hatte mich immer von dort ferngehalten, dies sei der falsche Ort nicht nur für Mädchen, sondern für jedermann. »Wer da mit Geld in

der Tasche hingehet, kommt in jedem Fall mit leerer Tasche wieder.« Aber ich hatte kein Geld, und daher ängstigten mich weder die Diebe noch die Verlockungen der Bowery.

Jedes Gebäude hier war grell und laut: Tanzpaläste gab es, drittklassige Hotels, Varietétheater, Musikhallen und allerlei anderen Zeitvertreib. In offenen Schießbuden warteten Schattenfiguren, Mann oder Tier, unter gestreiften Markisen auf einen Blattschuss. Eine besonders beliebte Bude bot einen Papplöwen als Attraktion, der bei jedem tödlichen Treffer furchtbar brüllte. Hier war es immer voll, hier standen die barfüßigen Jungs in Scharen Schlange, um ihr Glück an der knurrenden Bestie zu versuchen. Trafen sie ins Schwarze, war ein schimmerndes Messer ihr Lohn.

Zerlumpte Leierkastenspieler beschimpften ihre Affen, weil sie zu viel schnatterten. Auf den Treppen saßen traurige Jungs mit Banjos oder Harfen, zupften an einer Saite herum und hielten den Passanten ihren Hut entgegen. »Kleingeld, Sir? Vielleicht ein Penny?« Ein alter Mann spielte auf der Fiedel und tanzte wild dazu. Er hatte die Augen zugekniffen und gab den Blinden. Er konnte fast alles spielen, was sich die Passanten wünschten, und seine eine Fiedel klang wie zehn. War ein Stück beendet, sprach er mit sich selbst, lachte und grinste weich und fleischig – er hatte nicht einen Zahn im Mund. Wenn irgendjemand Mildtätigkeit verdiente, dann wohl er. Sollte ich einmal so viel Geld haben, dass ich etwas entbehren könnte, dann wollte ich ihm wenigstens einen Vierteldollar in den Hut legen.

Um erfolgreich zu betteln, braucht man das gleiche Maß an Verzweiflung wie an Mut. Die meisten Passanten glauben, dass ein Bettler von Natur aus faul ist und bei jedem Penny ein heimliches Gefühl von Überlegenheit und Schadenfreude verspürt. Ach, wäre das nur wahr! Auf der Bowery gab es so

viele verschiedene Bettler, wie es Plätze vor Geschäften gab, und jeder – ob Mann, Frau oder Kind – versuchte bloß, sich von einem Tag zum andern durchzuschlagen.

Es waren einsame Großmütterchen darunter, denen es noch elender erging als Mrs. Riordan. Soldaten, die im Krieg versehrt worden waren. Den meisten fehlte mindestens ein Körperteil. Mr. Dillibough hatte das rechte Bein unterhalb des Knies verloren. Zwar hatte er von der Regierung eine hölzerne Prothese erhalten, die aber ließ er zu Hause, wenn er auf die Bowery kam. »Leere Hosenbeine bringen mehr«, lautete sein Credo.

Leih-Maggie gab jungen Müttern Geld, um sich deren Kinder zu borgen. Mit einem Baby in den Armen erregte sie schon reichlich Mitleid, doppelt so viel jedoch, wenn ein zweites Kind an ihrer Seite krabbelte.

Mr. Tomas spielte die Jammergestalt. Er schlüpfte bei Nacht aus den Gassen, ein dunkles Tuch vor dem Gesicht, und flüsterte heiser: »Kommen Sie mir nicht zu nahe, ich habe Lepra.« Dann bat er um etwas Kleingeld. »Werfen Sie es auf den Bürgersteig. Gott segne Sie.«

Meine Lieblingsbettlerin aber war Old Beckie. Sie hatte immer gute Laune – und kannte die Symptome einer jeden Krankheit. Schlagartig überkam es sie, mitten auf der Straße. Sie wand sich vor Schmerz, hielt sich den Kopf oder krallte die Hände in den Magen. Um Geld bat sie niemals. Sie wollte in das nächste Krankenhaus gebracht werden (am liebsten mit den raschen Pferden einer Arztkutsche) und eine Nacht lang Essen und Obdach und Zuwendung genießen. Ich hätte ihr am liebsten jedes Mal laut applaudiert.

Ich versuchte mich zunächst im Stibitzen und fasste in die Tasche eines Herrn, weil ich glaubte, der geglückte Diebstahl

bei Mrs. Wentworth spräche für eine natürliche Neigung zum Stehlen. Doch gleich beim ersten Mal wurde ich ertappt. Der Mann, dessen Geldklammer ich mir gegriffen hatte, packte mich am Arm und rief aus vollem Halse: »Hilfe! Überfall!« In Panik ließ ich das Geld fallen, wand mich aus seinen Händen und rannte davon. Zu meinem Glück war kein Polizist in der Nähe, doch seine Wut hatte mir einen solchen Schrecken eingejagt, dass ich mir schwor, es niemals wieder zu probieren.

Daraufhin machte ich aus mir das Knabber-Mädchen, ein, in meinen Augen, gewiefter Schachzug, denn ich musste weder täuschen noch lügen. Ich musste bloß meinen Hunger zur Schau stellen.

Und so kaufte ich mir jeden Vormittag einen Apfel an Mrs. Tobins Gemüsewagen, setzte mich irgendwo auf eine Treppe und aß das Obst, bis auf das Kerngehäuse. Um Punkt zwölf Uhr nahm ich meinen Platz vor Mueller's Bäckerei ein. Ich krallte mich an den Schal, den mir Mrs. Birnbaum gegeben hatte, zog eine traurige Miene und lutschte und knabberte an meinem schön gebräunten Apfelrest herum. Manche Kunden und Passanten erbarmten sich meiner und drückten mir einen Penny oder Nickel in die Hand.

Einmal sah ich den jungen Mann mit den schiefen Ohren, der bei Mrs. Birnbaum gewesen war. Er bewegte sich geschickt durch die Menge und lüftete hin und wieder elegant den Hut. Einem Herrn, der sich zu mir beugte und mir einen Penny gab, stahl er die Uhr aus der Tasche. Seine Finger schlüpften unter die Weste des Mannes, dorthin, wo die Uhrkette schimmerte, und glitten schlängelnd wieder hervor. Der junge Mann sah mich an, zwinkerte mir zu, dann löste er sich wie ein Geist in Luft auf.

Alle zwei Tage (um Punkt eins, wenn man der Uhr in Mr. Muellers Schaufenster glauben konnte) kamen zwei sehr

selbstbewusste Mädchen in die Bäckerei und holten eine große Schachtel ab. Und jedes Mal rief der Schuhputzer an der Ecke: »Hey, ihr beiden, wozu die Eile?« Doch sie ließen sich niemals dazu herab, ihn auch nur eines Blicks zu würdigen. Sie interessierten sich weit mehr für die Herren in der Austernbar, zwei Türen neben der Bäckerei.

Die Mädchen trugen das Haar hoch auf dem Kopf getürmt, nur hier und da schauten einige Löckchen unter dem Hut hervor, damit sie wissend und dennoch unschuldig wirkten. Der Schnitt ihrer Kleider war fraulich, aber ihre Gesichter zeigten noch die sommersprossige Reinheit der Kindheit. Wenn sie vorbeigingen und ich ihre rüschenbesetzten Röcke bewunderte, hörte ich im Geiste Nestors Stimme: *Sie haben doch hoffentlich mehr Achtung vor sich selbst, und auch vor mir ...*

Hatte er gewusst, wie wenig Mrs. Birnbaum mir geben, wie flüchtig das Geld sein würde? Diese beiden Mädchen hatten hübsche Kleider, und, da war ich sicher, weiche Betten. *Sie* hatten zweifellos noch mehr Achtung vor sich selbst.

Oft paradierten die Damen aus dem Mädchenheim hinter den beiden her und verteilten Zettel an die Passanten: *Mädchen, folgt niemals einem Fremden! DIE WEISSE SKLAVEREI IST KEINE MÄR.* Unter den großen, fetten Buchstaben prangte das Bild eines Mädchens, das hinter einem vergitterten Fenster um sein Leben flehte: *Lieber Gott, wenn ich doch bloß entkommen könnte!* Im Hintergrund des Bildes lauerte ein Mann, die Hutkrempe tief in das Gesicht gezogen, eine Zigarre zwischen den feixenden Lippen.

Einen Zettel nahm ich mit auf das Dach und versteckte ihn in meinem Fass zwischen den Zeitungen – nicht, weil ich Angst hatte, geraubt zu werden, sondern weil ich das Mädchen so schön fand, trotz seiner Angst. Es war hübsch und sauber, und

der Spitzenkragen an seinem Kleid sagte mir, dass es noch nicht verloren war. Jede Nacht vor dem Einschlafen verwandelte ich mich in sein Bild, drückte die Hände an mein Herz und wandte den Blick gen Himmel.

Eines Morgens, nur drei Wochen nach meiner Rückkehr in die Chrystie Street, packte mich ein Mann an der Taille, als ich gerade vom Dach kletterte.

»Hab ich dich!«, sagte er und zog mich nach unten.

Ich wehrte mich, doch sein Griff war zu fest.

»Wo ist deine Mutter?«, stieß er mir seinen heißen Atem ins Ohr.

Mr. Cowan hatte mich gefunden und war gekommen, seine Miete einzufordern.

»Lassen Sie mich los!« Ich wand mich, damit ich ihn anschauen konnte, doch in seiner Umklammerung gelangte ich nicht an mein Messer.

Er sprach sehr nah an meinem Gesicht. »Wusst ich's doch, Prinzessin, dass du da oben auf meinem Dach rumschleichst.« Dann fuhr er mir mit der Zunge über die Wange und zischte mir in ein Ohr: »Sag mir, wo deine Mutter ist!«

Er hatte Mama am Letzten eines jeden Monats heimgesucht, wie eine hungrige Zecke, seinen großen leberfarbenen Hund im Gefolge. Mr. Cowan und sein Hund sahen sich ähnlich – mit plattem Gesicht und hechelnder Zunge –, nur hatte der Hund gelb leuchtende Augen und konnte sich so nicht im Dunkeln verstecken. Mama hatte Mr. Cowan immer in eine Ecke des Zimmers geführt und mich mit dem Hund alleingelassen. Wir hatten uns dann eine Weile gegenseitig im Auge behalten, während das Tier mich und das Zimmer beschnüffelte, bis es sich schließlich auf den Teppich legte, mich anknurrte und jaulte.

»Was für eine Freude, Sie zu sehen, Mr. Cowan. Ist denn

schon wieder der Letzte?«, hatte Mama immer gefragt und war nah an ihn herangerückt. »Ich fürchte, ich bin heute ein wenig knapp bei Kasse, aber wenn Sie Freitag wiederkommen würden, sagen wir, zum Abendbrot? Dann gebe ich Ihnen das restliche Geld. Und ich kuche Ihnen Kohl mit Würstchen, wegen der Umstände.«

Er hatte einige Male bei uns gegessen. Zweimal war er auch mit Mama in unser Hinterzimmer gegangen.

Einmal hatte ich dabei durchs Schlüsselloch gespäht. Mama hatte auf dem Rücken gelegen, Mr. Cowan hatte sie mit seinem Gewicht auf das Strohlager gedrückt und grunzend in sie gestoßen. Mama hatte den Kopf zur Seite gerollt, von seinem Atem abgewandt. Ich hätte schwören können, dass sie mich direkt ansah. Sie hatte den gleichen Gesichtsausdruck gehabt, mit dem sie die Münzen in ihrer Tasche zählte oder das Lied sang, dessen Text sie nur zur Hälfte kannte – *Oh, wenn ich doch wäre, wo ich wollte, dann wär ich, wo ich nicht bin. Doch wo ich bin, da muss ich sein ...*

Ich hatte die Augen vor dem dunklen Rund geschlossen und vollendet: »*Und wo ich sollte, kann ich nicht.*«

Bald darauf hatte er gesagt, dass er sie leid sei.

»Der Monatsletzte ist der Monatsletzte«, hatte er geknurrt, die Spitze seines Stifts kurz an die Zunge gelegt und sich eine Notiz in seinem dicken schwarzen Buch gemacht. Ich hatte ihn nur wenige Male lächeln sehen, aber wenn, dann hatte er dabei etwas in dieses Buch geschrieben und sein langer, dunkler Bart den Hemdkragen gestreift. »Ich komm morgen und hol den Rest. Plus einen Vierteldollar Strafe, für meine Mühen.« Dann hatte er den Hund mit seinem Stock hochgescheucht und zu mir gesagt: »Penny zu Penny, einer auf den anderen, und wer nicht sparen kann, wird nie einen Dollar sehen.«

Nun strich mir Mr. Cowans Hund um die Beine und schnüffelte an meinen Röcken.

»Ich weiß nicht, wo sie ist.«

Mr. Cowan rieb sich an mir und hielt mich weiter fest. »Wie steht's mit 'nem kleinen Fick? Dann wär'n wir beide quitt.«

Ich versuchte zu schreien, doch ich brachte keinen Ton heraus.

Am anderen Ende der Gasse erklang eine Trillerpfeife.

Als Mr. Cowan seinen Griff lockerte, rammte ich ihm das Knie zwischen die Beine und lief um mein Leben.

Viele anmutige und elegante Weibsbilder im Alter zwischen vierzehn und fünfundzwanzig Jahren wandeln ohne Begleitung des anderen Geschlechts durch die Straßen dieser Stadt. Es sind Kokotten, oder, wie man gemeinhin sagt, Straßenmädchen. Sie sind durchaus vornehm gekleidet, adrett, hübsch, kultiviert und von verräterischem Gebaren. Alle, die hier fremd sind, tun gut daran, auf diese Sorte Mädchen achtzugeben. Sie ziehen ihre Kreise durch New York, wie der Hai es durch das Meer tut.

New York City für den Gentleman, 1871



Nicht die Polizei hatte mich vor Mr. Cowan gerettet, sondern ein Mädchen.

Ich lief es beinahe über den Haufen, als ich aus der Gasse stürmte, Mr. Cowans Hund laut bellend hinter mir. Durch die plötzliche Erscheinung abgelenkt, übersah ich einen losen Stein und fiel der Länge nach hin.

»Hey!«, rief das Mädchen und stellte sich schützend zwischen mich und den Hund.

Das Tier blieb wie angewurzelt stehen und fixierte das Mädchen angespannt. Schaum tropfte von den Lefzen.

Das Mädchen hob seinen Rock und versetzte dem Hund einen Tritt direkt vor den Kopf. Jaulend und mit eingeklemmtem Schwanz rannte der Köter davon.

Dies war kein alltäglicher Anblick in der Chrystie Street, ein Mädchen in modischem Kleid mit Hut und passendem Überwurf, doch irgendwie war er mir vertraut. Obwohl ich kläglich am Boden lag, konnte ich die Augen nicht von den butterweichen Stiefeln und dem Rock lösen, dessen Saum fünf Reihen Rüschen zierten. Als ich aufschaute, erkannte ich die rostroten Locken, die frech unter der Hutmütze hervorschauten, und die blassen, sommersprossigen Wangen.

Ich sah die Bowery und roch frisches Gebäck, obwohl das Mädchen diesmal keine Schachtel in der Hand hielt.

»Alles in Ordnung?«, fragte es und beugte sich, um mir aufzuhelfen.

Da sah ich die glänzende Silberpfeife, die an einer Kette um seinen Hals hing. Sie hatte die Form eines Fuchskopfes, dessen gefletschte Zähne in eine Öse bissen.

»Alles bestens«, erwiderte ich, wies die helfende Hand zurück und stand allein auf. Ich hatte Angst, das Mädchen würde auch mir einen Tritt geben, sollte ich die weißen Ziegenlederhandschuhe beflecken, die sich so eng an seine Finger schmiegten. Die Begegnung mit Mr. Cowan saß mir noch immer in den Knochen, und ich schaute mich unruhig nach ihm um.

»Der ist weg«, sagte das Mädchen und lächelte mich wissend an. »Der ist in die andere Richtung davongehumpelt.«

Die Fremde hatte mich aus meiner Lage gerettet, doch ich verstand nicht, wieso. Und ganz sicher wollte sie nicht mit mir gesehen werden. »Danke schön«, erwiderte ich und wollte meiner Wege gehen.

Sie kam mir nach. »Warte – ich begleite dich.«

Sie hieß Mae O'Rourke, war fünfzehn Jahre alt und stammte aus Patterson, New Jersey. Eine Ehevermittlerin hatte sie in die Stadt gelockt. Angeblich hatte sie für Mae den perfekten Gentleman und Gatten gefunden. »Einen Arzt«, sagte Mae, spielte mit der Pfeife und drehte die Kette um ihre Finger. »Ein ehrbarer Mann, der eine Ausreißerin zur Frau will – ich hätte mir doch denken können, dass das eine Lüge war. Der Mann suchte überhaupt keine Ehefrau, nicht einmal eine Mätresse. Sondern nur ein Mädchen, das er schänden und danach auf die Straße werfen konnte.«

»Aber du bist ihm entkommen, oder?« Ich wollte unbedingt erfahren, wie sie von einer betrügerischen, unehrenhaften Ehevermittlerin zu solch edlen Kleidern und solch großen Schachteln mit Backwerk gelangen konnte.

»Klar«, grinste sie. »Unsere Trennung war deinem Abschied von dem Herrn dort in der Gasse ziemlich ähnlich.«

Ich lachte, in der Hoffnung, sie würde mir mehr erzählen, doch stattdessen wollte sie wissen: »Hast du einen Namen?«

»Moth«, antwortete ich und schämte mich für das fiepsige, gewöhnliche Gezischel, das meine Zunge am Ende machte.

»Wie bist du denn zu so einem Namen gekommen?«

»Den hat mir mein Vater gegeben.«

»Dein Vater?«

»Meine Mutter war strikt dagegen.«

Mae zog einen Klumpen Pfefferminzdrops aus der Tasche, brach ihn entzwei, reichte mir ein Stück und steckte sich dann selbst eins in den Mund. Mit klackerndem Bonbon sagte sie: »Ich kenne einen Laden auf der Bowery, da gibt's den besten Austerntopf. Graff's Austernbar – wollen wir hingehen?«

Tief in meiner Tasche verbarg sich ein Nickel, aber den brauchte ich für meinen Apfel. »Ich kann nicht«, sagte ich und blickte zu Boden. »Ich muss noch woanders hin.«

Sie nahm meinen Arm. »Ich zahle«, sagte sie. »Das ist das Mindeste, nach allem, was du gerade durchgemacht hast.«

Mein Kleid war von der ständigen Kletterei auf das Dach, bei der ich oft genug die Stiefel versehentlich auf den Saum gestellt hatte, völlig zerschlissen, und meine Versuche, mich an Hofpumpen zu waschen, hatten dem Dreck, der sich auf meiner Haut und in den Stoffschichten eingenistet hatte, auch nichts anhaben können. Inzwischen war ich so schmutzig, dass ich es

aufgegeben hatte, dagegen anzukämpfen. Die wenigen Male, als ich Geld übrig hatte, hatte mich jeder Geschäftsinhaber schon abgewiesen, noch bevor ich durch seine Ladentür getreten war. Graff's hatte einen Keller, wo sich von Mittag bis Mitternacht das rauere Volk versammelte, aber selbst dort war ich, bei meinem einen Versuch, nicht willkommen gewesen. »Mich lässt man bestimmt nicht rein«, sagte ich zu Mae. »Und mit mir an deiner Seite wirst auch du dann nicht bedient.«

»Unsinn«, sagte sie und lotste mich in Richtung des Lokals. »Wir gehen an den Stand und essen im Biergarten – daran kann niemand Anstoß nehmen. Außerdem kenne ich einen der Austernöffner. Ihm sage ich, dass du zu mir gehörst.«

Ich konnte Maes Einladung nicht ausschlagen: Der Duft von gerösteten Erdnüssen und gedünsteten Austern zog direkt in meinen Magen.

Bei Graff's wimmelte es nur so von Menschen, vorwiegend waren es Männer, die im Garten Bier tranken und Dame spielten. Es gab auch einige Frauen dort, die ihre Kinder und Babys mit zu einem kleinen Ausflug nahmen.

In dem schlaksigen, gut gekleideten Herrn vor uns in der Schlange erkannte ich einen der Stammgäste. Von meinem Knabber-Platz vor Mueller's Bäckerei aus sah ich ihn oft kommen und gehen, und er wirkte immer viel vergnügter, wenn sein Magen voll war. Manchmal ließ er einen Penny zu meinen Füßen fallen, aber angeschaut hatte er mich noch nie.

»Das Übliche, Sir?«, fragte der Austernöffner, als der Mann an der Reihe war. Der zog zur Bestätigung eine glänzende zweizinkige Gabel aus der Tasche. »Natürlich.«

»Ein Dutzend Blue Points, kommt sofort!«

Unter den Blicken seines Kunden stemmte der Austernöffner eine Muschel nach der anderen mit seinem Messer auf. »Du

bist der Meisterchirurg unter den Öffnern, mein Freund«, neckte ihn der Gentleman.

Der Austernöffner ließ die halben Schalen geschickt in einen Korb fallen und gab vergnügt zurück: »Ich hab ja auch im Institut ›Zwei Schalen‹ gelernt ...«

Das runde Lächeln des Austernöffners wurde sogar noch breiter, als er Mae entdeckte. Ich fragte mich, was die Bemerkung, dass sie ihn kenne, wirklich hieß.

»Zwei Schüsseln vom besten Austerntopf gleich nach Dorlan's«, verkündete Mae.

»Vom besten Austerntopf in ganz New York«, erwiderte der Austernöffner, tauchte seine Kelle in die milchige heiße Brühe und tadelte liebevoll: »Ein hübsches Mädchen wie du hat da unten am Fluss nichts zu suchen. Wenn du dir den Bauch mit Austern vollschlagen willst, dann geh bloß nicht zu Dorlan's. Komm lieber gleich zu mir.«

Mae zwinkerte ihm zu und zahlte für die beiden dampfenden Schüsseln.

»Da sind nur Shrewsburys drin, damit du Bescheid weißt«, sagte er, und seine Wangen erglühten rosa, als er mit den Fingern Maes Handschuh streifte.

»Kleine Austern sind und bleiben die zartesten und besten«, erwiderte Mae. Dann gab sie ihm eine Handvoll Pennys für einen Teller Bohnen und einige Cracker.

Der Austermann nahm ihr Geld, zwinkerte zurück und zog plötzlich eine entsetzlich finstere Miene. Er hatte mich entdeckt. Für einige wenige, viel zu verführerische Momente hatte ich vergessen, wo mein Platz auf der Bowery war. Doch der Austernöffner hatte mich mit einem Blick wieder dorthin gestoßen, wohin ich seiner Meinung nach gehörte.

»Mit ihr ist alles in Ordnung«, wies ihn Mae zurecht und zog einen Schmollmund. »Sie gehört zu mir.«

Maes Reizen hatte er nichts entgegenzusetzen. Er lenkte sofort ein und wies uns den Weg zu den Tischen. »Na los, sucht euch einen Platz«, winkte er uns durch. »Ich werd euch nichts berechnen.«

Es war ein schöner Tag, eine leichte Brise wehte, und die Sonne schien so warm, als gäbe der Sommer eine Zugabe. Eine Blasmusikkapelle posaunte ihr *Humpta-ta-ta* aus einem Zelt in einer Gartenecke, bei jedem Ton blähten sich die Wangen der Musiker auf. Ich ging neben Mae her und vergaß mein zerlumptes Kleid und die Miene des Austermanns. Ein Blick von Mae, und das Leben schien perfekt.

Als wir uns an das Ende eines langen Tisches setzten, fragte sie: »Wie alt bist du, Moth?«

»Zwölf«, sagte ich und griff nach meiner Schüssel.

»Ich hätte gedacht, vierzehn, fünfzehn vielleicht«, sagte sie. »Du wirkst viel älter.«

Ich schlürfte eine Auster hinunter und krächzte: »Danke.«

»Schläfst du immer auf dem Dach?«

»Meistens.«

»Dorthin kannst du aber nicht mehr gehen«, sagte sie. »Nicht nach diesem Vorfall.«

»Nein, wohl kaum.«

Ich schlief ohnehin nur schlecht. Meist kauerte ich wach in meinem Fass und horchte auf Stimmen oder Schritte, die mir zu nahe kamen. Ich hatte immer Angst, jemand würde dem Fass einen Schubs geben und mich über den Dachrand rollen oder zumindest versuchen, mich von meinem Platz zu verjagen. Und wenn es mir gelang, ein wenig zu schlafen, verfolgte mich Mrs.

Wentworth in die Träume. Sie kreischte und schrie und wollte mich mit der Schnur erwürgen, an der ihr Fächer hing. Keuchend wurde ich in solchen Momenten wach und rief nach Mama.

»Ich kenne jemanden, der dir helfen könnte, noch einmal von vorn zu beginnen«, sagte Mae und schob ihre Schüssel beiseite. »Sie würde dich einkleiden, dir eine Unterkunft bieten ...«

Der Schnitt ihres Kleids, die Qualität ihrer Stiefel, das gewinnende Lächeln, das sie dem Austernöffner geschenkt hatte, all das ließ nur einen Schluss zu.

»Bist du eine Hure?«, fiel ich ihr wispernd ins Wort.

Meine Frage, so unverblümmt und ungeschickt sie war, brachte Mae nicht im Mindesten aus der Fassung. Sie zupfte an ihren Handschuhen und zog sie stramm, sah mir in die Augen und sagte: »Beinahe.«

GOTHAMS MÄDCHENPENSIONATE

Zwischen New Yorks seriösen Lokalitäten verstecken sich zahlreiche Etablissements für das niedere, derbe Vergnügen. Heutzutage wissen selbst die vornehmsten und besonnensten Bürger um die Geißeln dieser Stadt. Spielhallen, Varietés, Spelunken für Rattenkämpfe und Bordelle – teure nicht minder wie billige – gedeihen in der Metropole prächtig.

Doch nun macht sich ein Metier bei uns heimisch, das noch übler und verstörender als alles bisher Genannte ist. Schlimmer noch: Es verbirgt sich derart raffiniert vor unseren Blicken, dass man, selbst wenn man Ausschau danach hielte, es als solches nicht erkennen würde. Jene Art Etablissement ist unter Männern, die käufliche Liebe suchen, als »Mädchenpensionat« bekannt.

Dort werden in den oberen Stockwerken Mädchen gehalten, die erst elf, zwölf oder dreizehn Jahre jung sind. Sie werden – oft von den eigenen Eltern verkauft oder von einem anderen Mädchen eingeführt, das seinerseits an dem Ort »angeleitet« wurde – von einer erfahrenen Leiterin »ausgebildet«. Sie werden gehegt und gepflegt und dann mit dem »Zertifikat« einer *virgo intacta* in ihren Untergang geschickt.

Ein Mädchenpensionat nahe der Bowery

Ein solcher Ort existiert auch in der Gegend von Bowery und Houston Street. Rein äußerlich wirkt er keineswegs so verkommen und teuflisch, wie man denken sollte. Es ist ein helles, freundliches Haus, mit Zimmern und Salons, elegant und komfortabel, charmant bohemehaft.

Die Männer, die diesen Ort auf der Suche nach »frischen Mädchen« frequentieren, sind von überraschendem Gepräge. Häufig sind es hohe Herren, die glauben, ihr Appetit auf Jungfrauen stünde in keinerlei Konflikt zu ihrem bedeutungsvollen Leben.

Unter Gleichgesinnten sitzen sie in ihren Clubs und tauschen sich so freimütig über Adresse, Kategorie und Kaufpreis aus, als gäben sie einander Börsentipps. Fragt man: »Aber die werten Gattinnen?«, so behaupten diese Männer schlicht, ihre Ehefrauen würden daheim geduldig auf sie warten, und dies in vollem Bewusstsein jener Übertretungen. Ihre Frauen drückten gern ein Auge zu, da sie es für besser hielten, wenn ihre Ehemänner ihr untreues Verhalten auf unberührten Pfaden auslebten und nicht die Gesellschaft einer routinierten Dame der Nacht suchten.

Miss E_., die Leiterin eines solchen Pensionats, prahlt gar damit, dass die Gewohnheit eines gewissen Herrn, sich bei ihr mit Mädchen zu versorgen, so weit gediehen sei, dass er seine Frau jeden Sonntag in die Kirche schicke und sich dann zu seinem Vergnügen ein Mädchen kommen lasse.

Die Madame zeigt keinerlei Schuldbewusstsein. Sie sei stolz darauf, so sagt sie, wie sie ihre Mädchen »ausbilde«, und außerdem »ergeht es ihnen unter dem Dach meines schönen Hauses weit besser als auf der Straße.«

Miss E_. erklärt außerdem, die Mädchen würden schrittweise in das Metier eingeführt, aus Sorge und Rücksicht auf ihr zartes Alter. Die Männer müssten sie sehr wohl umwerben, dem Mädchen ihrer Wahl Süßigkeiten und Geschenke überreichen, als Vorspiel zur Defloration. »Meine Rolle ist die einer aufmerksamen Mutter. Ich achte darauf, dass nur gut aussehende, höfliche Männer zu meinen Mädchen kommen. Keines meiner Mädchen wurde jemals verletzt, geraubt oder bei einer Jungfrauenheilung missbraucht.«

Einer Jungfrauenheilung?

»Es ist ein Irrglauben der schrecklichsten und entsetzlichsten Art«, erklärt die Leiterin. »Die groteske Vorstellung, dass ein Mann von der französischen oder irgendeiner anderen Krankheit geheilt werden könnte, indem er sich zu einer Jungfrau legt. So etwas ist ein Dorn im Auge all derer, die junge Mädchen schützen und angemessen heranbilden wollen.« Sie macht aus ihrem Abscheu keinen Hehl. »Keines meiner Mädchen, nicht eines«, wiederholte sie mit Nachdruck und schüttelte den Kopf. »Ich gebe gut auf meine Mädchen acht.«

----- East Houston Street Nr. 73

(Ecke Houston und Elisabeth Street) Miss Emma Everett – fünf
Pensionatsschülerinnen ----- Dieses Haus führt
Miss Everett, eine flamboyante Brünette, die ihren Kunden stets mit einem
Lächeln gegenübertritt. »Little Emma«, wie sie gemeinhin genannt wird, hat fünf
junge Pensionatsschülerinnen, deren heiteres Gemüt jeden Anflug von
Schwermut vertreiben dürfte. Keine jener eleganten Damen, die in Satin und
Seide über den Broadway wandeln, kann es mit dem bezaubernden Lächeln
dieser feengleichen Geschöpfe aufnehmen, die sich hier dem Dienste des
Amor widmen.

Im Haus finden regelmäßige ärztliche Visiten statt. Doch auch seine Besucher
dürfen jegliche Form von Aufmerksamkeit erwarten. Dieses Haus ist ein
erstklassiges Etablissement, ruhig und gesittet – und komfortabelst mit
französischen Spiegeln, Brüsseler Teppichen, Möbeln aus Palisander und
üppigen Betten ausgestattet.

----- Nur nach Terminabsprache.

----- *New York City für den Gentleman, 1871*

Mae erzählte mir, dass sie sich nach dem Debakel mit der falschen Ehevermittlerin an den einzigen Menschen gewandt hatte, den sie hier kannte – an Rose Duval, eine entfernte Cousine, die auch aus Patterson, New Jersey, stammte. Die junge Frau hatte einst Talent als Schauspielerin gezeigt, war aber durch eine Verkettung unvorhersehbarer Umstände zur Prostituierten geworden.

»Das wusste ich ja vorher nicht«, sagte Mae. »Selbst ihre Mutter hatte keine Ahnung, dass Rose im Boudoir und nicht auf der Bühne gelandet war.«

Im Jahr 1871 lag das
Schutzalter in den
meisten Staaten bei zehn
Jahren. (In Delaware
lag es bei sieben.)

In New York wussten
die Mädchen aus gutem
oder schlechtem Grund
um den Wert, sich ein
dem Manne reizvolles
Alter zuzulegen. Zwölf
klang in den Ohren
eines Mannes mit Ge-
wissen und Herzen zu
jung. Sechzehn hingen-
gen zog, selbst aus einem
ehrlichen Mund, unwei-
gerlich Zweifel an des
Mädchen Rein-
heit nach sich.
So einigte man sich
auf fünfzehn als die
ideale Altersangabe.

Mae hatte Rose um Hilfe angefleht,
ihr erklärt, sie habe gute Gründe, nicht mehr heimzukehren, und
der beste Grund seien die furchtbaren Schläge, die ihr der
Vater angedroht hatte, sollte er sie jemals wiedersehen.
Daraufhin hatte Rose versprochen, ihr, wie auch immer,
beizustehen.

»Dieser Kerl ist nicht mein richtiger Vater«, sagte Mae bei meinem betroffenen Gesichtsausdruck. »Das ist bloß der, den meine Mutter geheiratet hat, als Papa im Krieg geblieben ist. Sie liebt er, mich hasst er. Ganz einfach.«

Einfach war nichts, sofern es um Liebe und Hiebe ging. Doch ich wollte Mae nicht drängen, über ihre Familie zu sprechen, aus Angst, sie könnte nach meiner fragen. Außerdem war ihre Vergangenheit nicht annähernd so aufregend wie die Tatsache, dass sie nun in einem erstklassigen Bordell auf der Houston Street ausgebildet wurde.

»Es gibt Huren, und es gibt Beinahe-Huren«, sagte Mae, als wir gemeinsam die Bowery entlanggingen. »Und nur eine wirklich gute Madame mit einem wirklich guten Bordell weiß, was man aus diesem feinen Unterschied machen kann.«

Sie steuerte die Vordertreppe eines sauberen, schlitzten Hauses an und sagte: »Warte hier. Ich hole Miss Everett, damit sie dich kennenlernen.«

»In Ordnung«, erwiderte ich und setzte mich auf halber Treppe hin.

»Oh, und denk daran«, wandte sich Mae noch einmal um, »du bist fünfzehn – vierzehn, falls sie dir nicht glaubt.« Dann öffnete sie die Tür und verschwand im Haus.

Das facettierte Glas beschwore das Bild von Mrs. Wentworths Portal herauf, und obwohl mir Mae aufrichtig erschienen war, konnte ich die Furcht vor einer weiteren ausweglosen Lage nur schwer abschütteln. Dann fiel mir Eliza Adler ein, die ein so furchtbare Ende im Fluss gefunden hatte. Ich schob eine Hand in die Tasche und fühlte nach meinem Messer. *Falls ich heute sterbe, dann wenigstens mit vollem Magen.*

Mrs. Riordan hatte so oft von ihrer Kindheit geschwärmt. »Wir waren arm, doch wir wussten's nicht.« Aber sie hatte auch eine

Familie und eine fürsorgliche Mutter gehabt, der die eigene Tochter nicht lästig gewesen war – sie hatte Liebe erfahren. Ich hasste mein Leben in Armut. Mama hatte nichts getan, um auch nur das kleinste Licht in unser Dasein zu bringen. Tagtäglich hatte sie irgendetwas für all diese fremden Frauen aus dem Nichts gezaubert, aber für mich ein wenig Glück zu ersinnen, das war ihr zu mühsam. *Ich werde nicht wie du, Mama. Ich werde nicht einfach verschwinden.*

Hinter der Tür erklangen Gelächter und die Stimmen von mindestens drei jungen Frauen. Obwohl ich nicht viel verstehen konnte, waren sie offenbar mit großem Vergnügen dabei, einander zu necken. »Aber es stimmt!«, rief eines der Mädchen in ein noch lauterer Gelächter hinein. Das klang nach Mae.

Bei unserem Austerntopf hatte sie mir schon einiges über Emma Everett, die Leiterin des Hauses, berichtet. Mae wusste angeblich von einigen Madames, die mich sicher gern in ihre Dienste nehmen würden, aber keine würde sich auch nur halb so gut um ihre Mädchen kümmern wie Miss Everett. »Den anderen Frauen geht es einzig ums Geld«, hatte Mae voller Abscheu gesagt. »Sie lassen zu, dass die Männer einen halben Block weit anstehen und ihre Mädchen aufzehren, damit sie noch mehr Geld einsacken können. Ein Mädchen zur Gefährtin eines Gentlemans heranzuziehen, und zu einer gut bezahlten obendrein, das ist Miss Everetts Metier. Sie wird dich mit Ruhe und Bedacht einweisen, dir beibringen, wie sich eine Dame in Gesellschaft benimmt und den Bedürfnissen eines Herrn am besten begegnet. Es wird keine Vereinbarung getroffen, ehe sie nicht das Gefühl hat, dass ein Mädchen bereit ist, und dann auch nur, wenn ein Mann den richtigen Preis zahlen will. Die Mädchen von Miss Everett führen ein freies und großzügiges Leben. Wir trinken, essen und schlafen wie königliche Märtessen und müssen uns um nichts und niemanden sorgen.«

Mir war wohl bewusst, dass sie ihre Worte vorsichtig gewählt und mir ein rosiges Bild hingemalt hatte, doch ich hatte geschwiegen und sie ausreden lassen, schon aus Dankbarkeit dafür, dass sie in mir nicht nur die traurige Gestalt im Lumpenkleid gesehen hatte.

Kurz nachdem das Lachen verhallt war, öffnete sich die Haustür, und eine Frau, zierlich und attraktiv, erschien auf der Schwelle über mir. Sie trug ein blaues Satinkleid, das tief ausgeschnitten war und eng um die Taille saß. Ihr Haar war zu einem hübschen Chignon frisiert, sein langes Band hing anmutig hinter dem rechten Ohr. Ihre Spitzhandschuhe, samt der Schleifchen an den Handgelenken, passten perfekt zu ihrem Aufzug.

»Miss Fenwick?«, fragte sie.

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich und stand auf. Ich hätte mich gleich erheben sollen, sobald sich der Riegel bewegte.

Nachdem sie mich einer Musterung von Kopf bis Fuß unterzogen hatte, sagte sie: »Sie dürfen mich gern Miss Everett nennen.«

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich mit einer linkischen Verbeugung und versuchte mich an einer angemessenen Grußformel: »Sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Miss Everett.«

Um ihren Mund hatten sich verräterische Fältchen eingegraben, die von einem Alter jenseits von Brautkleidern und Babys sprachen und ihrem gepuderten, herzförmigen Gesicht einen Ausdruck ständigen Ernstes verliehen.

»Kommen Sie, Miss Fenwick«, sagte sie und hielt mir die Tür auf.

Im Innern war das Haus weit üppiger, als das Äußere vermuten ließ. Seine reiche Ausstattung erinnerte an Mrs. Wentworths

Heim, doch hier war es viel freundlicher und komfortabler. Im Eingangsbereich lagen keine Fliesen, sondern Teppiche, so weich und dick, dass ich bei jedem Schritt einzusinken glaubte.

Miss Everett führte mich in den vorderen Salon und bat mich, Platz zu nehmen. »Warten Sie hier, während ich ein paar Dinge arrangiere, dann unterhalten wir uns eingehender.«

Ich nickte, doch bevor ich etwas erwidern konnte, hatte sie mir schon den Rücken zugewandt.

Mae war ebenfalls im Salon, in Gesellschaft eines weiteren Mädchens. Die beiden saßen auf einer Couch mit pflaumenfarbenen Samtkissen. Auf allen Tischen dufteten frische Blumenbouquets, es roch nach Rosen. In einer Ecke stand ein Klavier, eine goldene Harfe in einer anderen, und an den Wänden hingen zahlreiche Gemälde. Auf einem Bild war eine Kohl-Rose zu sehen, die sich zur Sonne hin öffnete, auf einem anderen eine Flusslandschaft mit einer waldigen Schlucht. Über dem Klavier hing das Bildnis einer jungen Frau mit einem Obstkorb. Ihre Bluse war verrutscht und entblößte die Schulter, das Haar fiel ihr in weichen Locken um den Hals. Der Ausdruck auf ihrem Gesicht wirkte so gelassen, als ob sie keinerlei Kummer kannte. Auf dem Messingschildchen am Rahmen stand: *Die Früchte des Zigeunermädchen*s. Mein Blick schweifte über die quastenbehangenen Vorhänge, den großen Kandelaber, den Teewagen vor der Couch – und ich wollte alles davon.

Auf dem Servierwagen warteten ein Silberservice und drei runde Tablett's voller verlockender winziger Törtchen. Es gab runde, eckige und sogar herzförmige – und alle waren sie mit Zuckerfäden und Zuckerblumen in Gelb und Blau und Rosa verziert.

»Tee?«, bot mir Mae an und griff nach der Kanne.

»Ja, bitte«, erwiederte ich in der Hoffnung, dass mich das von der bangen Frage ablenken würde, ob Miss Everett mich wohl in ihr Haus holen würde.

Das Mädchen neben Mae musterte mich. Seine blauen Augen leuchteten so hell und unschuldig wie die eines Kindes, das noch über alles staunen kann. Sein Haar war das reinste Strohblond, sein Kleid sogar noch hübscher als Maes, in einem wunderschönen Rosa mit Herzausschnitt und Samtbesatz. Das Mädchen war wohlgestalt und schön, schien sich dessen aber nicht bewusst zu sein.

»Darf ich vorstellen, Alice Creaghan«, sagte Mae und reichte mir eine dampfende Tasse Tee auf einer Untertasse.

»Mae hat auch mich hierhergebracht, als ich nicht mehr wusste, wohin«, gestand das Mädchen. »Sie hat gesehen, wie ich um mein Leben rannte, und kam dann zu meiner Rettung.«

Alice hatte den gleichen wahnsinnigen Eifer im Blick wie die Missionarinnen auf der Bowery, die von ihren Kisten aus die Passanten zu sich riefen, damit sie *gerettet* würden, mit den Fäusten an ihre Bibel schlugen und langatmige Passagen über Versuchung und Hölle vortrugen. »Als sie mich zu Miss Everett führte«, sagte Alice, »glaubte ich, ich wär im Himmel.«

Mae nahm sich ein Törtchen. »Wer hätte gedacht, dass der Himmel ausgerechnet ein Bordell ist.« Dann biss sie mit ihren strahlend weißen Zähnen in ein Petit Four und zwinkerte mir zu.

Ich griff ebenfalls nach einem Törtchen und schob es mir auf ein Mal in den Mund. Der dicke Zuckerguss legte sich klebrig auf die Zunge, zerschmolz dort langsam und lief mir süß und sämig in den Rachen.

»Mae ist durch Vermittlung von Rose Duval hergekommen«, fuhr Alice fort. »Miss Duval hat ein eigenes Zimmer und einen ständigen Herrn. Er schenkt ihr, was das Herz begehrts, und zahlt

dafür, dass nur er sie aufsuchen darf. Es heißt sogar, er wolle ihr demnächst ein Apartment besorgen, im Fifth Avenue Hotel. Er ist nämlich der Polizeichef.«

Mae warf Alice einen missbilligenden Blick zu und schüttelte den Kopf. »Den letzten Teil hättest du besser für dich behalten.«

»Was soll das schon anrichten?«, protestierte Alice. »Moth wird doch nun eine von uns.«

»Falls Miss Everett dem zustimmt«, sagte Mae und nahm sich ein weiteres Törtchen.

»Und falls der Doktor sagt, dass alles in Ordnung ist«, fügte Alice hinzu und lächelte zuversichtlich.

In die Slums der Chrystie Street verirrten sich Ärzte nur selten. Die meisten Bewohner konnten sich ihre Dienste nicht leisten oder hatten zu viel Angst, nach einem Doktor zu rufen. In meiner Kindheit hatte ich immer wieder gehört, was dann für schreckliche Dinge geschahen. Ein Arzt brachte nicht nur Schmerzen und Tränen in ein Heim, er verließ es auch mit einer Rechnung, die direkt vom Krankenlager ins Armenhaus führte.

Wer Heilung brauchte, wandte sich an Mrs. Popovitch auf der Broome Street. Sie kannte die alten Mittel und half den Frauen, wenn sie ein Kind nicht wollten, oder wenn ein Baby, das sie wollten, feststeckte. Sie zog schlechte Zähne und wusste, wie man eine Krankheit wegschröpfte. Sie war eine stille Frau mit großen, starken Händen und Haar, das vor der Zeit weiß geworden war. Ich ging gern an ihrem Haus vorbei, besonders an Sonnentagen. Dann funkelten die Schröpfgläser, die auf einem langen Spitzenläufer umgedreht in ihrem Fenster lagen, und warteten darauf, dass Mrs. Popovitch sie mit einer Flamme erhitzte und auf einen Rücken drückte. Angeblich saugten sie die Krankheit regelrecht aus dem Leib heraus.

Mama jedoch traute weder Ärzten noch Mrs. Popovitch. In

ihren Augen war jemand, dem man mit einem Stärkungsmittel und einem Tag Bettruhe nicht mehr helfen konnte, ohnehin nicht lebenstauglich.

Als Alice den Arzt erwähnt hatte, war meine Tasse verrutscht und heißer Tee über den Rand geschwappt. »Keine Sorge«, sagte Mae und schüttelte den Kopf. »Der Doktor ist eine Sie. Sie sieht nach uns allen.«

Mit grummelndem Magen fragte ich mich, ob ein weiblicher Doktor besser als ein männlicher war und ich es wagen könnte, mir noch ein Petit Four zu nehmen. Das Essen mit Mae schien eine Ewigkeit her zu sein, ich hatte nach jedem einzelnen Törtchen Verlangen.

Mae nahm sich mithilfe einer silbernen Zange zwei Stück Zucker, ließ sie nacheinander in ihre Tasse fallen und lächelte mir verwegen zu, als sie ein weiteres Mal zur Dose griff. »Zwei Stücke reichen wirklich, aber ich gönne mir immer gerne ein drittes ... Nur, weil es mich glücklich macht«, sagte sie. Der dritte Würfel plumpste in ihre Tasse, Tee spritzte auf, aber nicht ein Tropfen ging über den Rand. Mae legte mir die Zange hin. »Und was macht dich glücklich, Moth?«

Ich griff weder nach der Zange, noch nahm ich mir Zucker. Ich trank rasch meinen Tee und genoss es, wie er mir heiß die Kehle hinunterlief und meinen Bauch von innen wärmte.

Mrs. Wentworths goldener Schmuck an meinem Arm. Eine Handvoll Münzen in der Tasche. Zuckersüßes Backwerk auf der Zunge.

»Überfluss«, entgegnete ich, nahm ein weiteres Törtchen vom Tablett und stopfte es mir in den Mund.

With clasping arms and cautioning lips, With tingling cheeks and finger tips.

»Lie close«, Laura said,

Pricking up her golden head:

We must not look at goblin men,

We must not buy their fruits:

Who knows upon what soil they fed

Their hungry thirsty roots?

Mit offenen Armen, die Lippen ein Bangen, ein Kribbeln in Fingern und Wangen.

»Leg dich zu mir, ganz dicht«,

hebt Laura ihr goldenes Haupt und spricht: Wir dürfen den Blick auf den Kobold nicht wagen, Wir dürfen nicht ersteh'n seine Frucht: Wer weiß, in welchen Boden sie schlagen Ihr Wurzelwerk, das gierig ist und sucht?

Aus: Christina Rossetti:

The Goblin Market, 1862



Während ich mit Alice und Mae im Salon wartete, kamen zwei der anderen jungen Damen, die im Haus lebten, herein. Sie waren beide nur halb bekleidet, trugen fließende Seidenmorgenröcke, das Haar bereits eingedreht, damit es später am Abend lockig fiel. Sie legten sich Törtchen in eine Serviette und gingen gleich wieder, vermutlich, um sich weiter herzurichten. Eine der beiden, ein gertenschlankes Mädchen mit einem Leberfleck auf der Wange, nickte mir zu, doch weder sie noch ihre Begleiterin sagten ein Wort.

»Emily Sutherland und Missouri Mills«, sagte Alice, nachdem sie fort waren.

Als Miss Everett nahte, um mich zu holen, flüsterte Mae mir rasch zu: »Sei bloß still, wenn du nach oben gehst – Miss Duval schläft nämlich noch.«

Mit großem Unbehagen ging ich hinter Miss Everett die

Treppe hinauf. Bei jeder Stufe musste ich daran denken, wie ich Nestor mitten in der Nacht ins Dienstbotenquartier von Mrs. Wentworth gefolgt war.

Miss Everett führte mich in einen Raum, in dessen Mitte drei Betten mit verschnörkelten Gestellen, weichen Quilts und sauberen, frisch aufgeschüttelten Kissen standen. An der Wand sah ich drei Frisiertische, die Spiegel waren von Seiten aus Modejournalen umkränzt, Skizzen von Frauen in eleganter Toilette. In den Ecken stapelten sich Hutschachteln zu fünf oder sechs übereinander, obenauf lagen Haufen farbiger Haarbänder. Gegen die Kammer, die ich mir mit Caroline geteilt hatte, war dies ein warmes, helles Nest aus Mädchenträumen. Ich schloss die Augen. Wie es sich hier wohl schlafen ließe, die Wange auf einem weichen Kissen, die Lider von Träumen flatternd?

Miss Everett schloss die Tür. »Dr. Sadie wird sich gleich zu uns gesellen«, verkündete sie, »aber noch sind wir unter uns.«

Ich nickte. Mir drehte sich der Magen um. Graff's Austerntopf und die Törtchen drohten ihre Wiederkehr an.

»Zieh dein Kleid aus«, sagte Miss Everett mit verschränkten Armen. Dies war unmissverständlich ein Befehl und keine Bitte.

Ich griff in meine Tasche und klammerte mich an meine Klinge. Was, wenn Mae mich in die Irre geführt hatte und ein Mann schon darauf wartete, gleich über mich herzufallen?

»Dort hast du vermutlich dein Messer«, sagte Miss Everett und sah auf die Stelle unter dem Kleid, wo sich meine Faust ballte. »Behalte es ruhig in der Hand, wenn es dir ein Trost ist, aber bitte zieh jetzt dein Kleid aus.«

Ich hatte selbstbewusst auftreten wollen, als ob ich verstehen würde, wie mir geschah, doch dafür war es nun zu spät. Ich ließ das Messer los und fummelte an den Kragenknöpfen herum.

Schließlich fiel das Kleid, mitsamt meinem Messer, zu Boden.

»Du hast nichts zu befürchten«, sagte Miss Everett, beugte sich und holte die rostige Klinge aus meiner Tasche. Sie drückte mir den Griff in die Hand und sagte: »Wenn ich zu den Menschen gehören würde, die einem Mädchen Übles wollen, dann wärst du längst geschändet und wieder in der Gosse.« Sie ging um mich herum, fasste an mein abgetragenes, dünnes Unterkleid und rieb es zwischen den Fingern. »Wie alt bist du?«

»Fünfzehn.«

»Gut.«

Dann entdeckte sie das Band an meinem Hals und zog daran. Mrs. Wentworths Fächer drohte unter meinem Leibchen hervorzuschauen.

Ich legte schützend die Hand auf die Brust.

»Sch«, machte Mrs. Everett. »Ich will ja nur schauen.«

Ich gab nach und erlaubte ihr, den Fächer herauszuholen.

»Wundervoll«, sagte sie und bewegte ihn hin und her. »Woher hast du das?«

»Von meiner Mutter«, antwortete ich und betete, dass sie mir die Lüge abkaufte.

»Verstehe«, sagte sie und ließ den Fächer sinken. »Lebt sie noch?«

Ich wollte kein Unheil heraufbeschwören, indem ich, ohne es zu wissen, behauptete, Mama sei tot, und so sagte ich bloß: »Sie hat mich verlassen.«

»Bitte nimm dein Kopftuch ab«, sagte Miss Everett. »Der Doktor muss nach Läusen suchen.«

Ich schob die Baumwolle beiseite und spürte mein kurzes Haar, das wie eine fettige Kappe um meinen Kopf lag. Es war seit meiner Flucht zwar gewachsen, doch noch weit von einer

In der beruflichen Praxis des Arztes gilt es immer wieder abzuwägen. Als ich vor der Wahl stand, mich dem Wohl der Einwohner der East Houston Street Nr. 73 zu widmen oder besagte Bewohnerinnen meiner Aufmerksamkeit für unwürdig zu erachten, entschloss ich mich zu Ersterem. Es war keineswegs meine Absicht, wie mir manche empörenderweise unterstellen, auf diesem Wege ein unerfülltes Verlangen oder gar niedere Instinkte zu befriedigen. Es ging mir schlicht um die jungen Frauen und um die Wissenschaft. Ich habe während der Zeit meiner regelmäßigen Visite dort zahlreiche Fälle und viele wertvolle Beobachtungen in meinem Buch vermerken dürfen.

Miss Everett seufzte enttäuscht. »Du hast es verkauft, nehme ich an?«

»Ja, Ma'am«, sagte ich und schichtete allmählich Lüge auf Lüge, wie Reisigbündel beim Ofenmachen.

An der Tür klopfte es sanft, dann fragte eine Frauenstimme: »Darf ich?«

»Ja«, erwiderte Miss Everett. »Kommen Sie herein.«

Die Ärztin betrat das Zimmer, mit einer großen schwarzen Tasche bewaffnet. Sie stellte sie auf das Bett, wo sie sogleich in den Kissen versank. Ob diese Tasche etwas enthielt, das meinen schlingernden Magen beruhigen würde?

»Ich bin Dr. Sadie«, sagte sie, nickte mir kurz zu und holte ein hellrotes Stück Seife aus der Tasche.

Den Blick zu Boden, gegen die Übelkeit kämpfend, erwiderte ich: »Ich bin Moth.«

Dr. Sadie war von Kopf bis Fuß in Schwarz gehüllt. Der Stoff und der Schnitt ihres Kleides wirkten so edel, sicher hatte es jemand eigens für sie gefertigt. Die Knöpfe im Nacken und an den Ärmeln waren silbern und hatten die Form winziger Rosenknospen. All das verriet Wohlstand und vornehme Herkunft, doch das unumwundene Auftreten der Ärztin besagte, dass sie deswegen kein Aufhebens wollte.

Sie löste die Schleife an ihrem Hut und nahm ihn ab. Darunter verbarg sich dunkelbraunes Haar, das geflochten und zu einem Chignon gesteckt war. Sie legte den Hut auf den Waschtisch, krempelte die Ärmel hoch und wusch sich Hände und Arme. Die Seife roch harsch, wie Teer.

Im Anschluss ging sie wieder zu ihrer Tasche und holte eine frische Schürze heraus. Sie zog sie sich über den Kopf, zupfte den Stoff zurecht und knotete sie an der Taille zusammen. »Es tut mir leid«, entschuldigte sie sich, noch bevor sie begonnen hatte. »Ich versuche, es dir möglichst leicht zu machen.«

Miss Everett bedeutete mir, mich auf das benachbarte Bett zu setzen.

Vor lauter Aufregung gaben meine Beine auf dem Weg dorthin fast nach. Ich zweifelte, ob ich jemals wieder aufstehen könnte.

Der Doktor löste ein flaches Silberutensil von einer Taillenkette. Es sah ein wenig wie Mrs. Wentworths Brieföffner aus, nur mit gerundeten Ecken. Ich wich zurück, als Dr. Sadie damit auf mich zukam.

»Ich muss in deinen Mund schauen«, sagte sie und wies mich an, den Mund zu öffnen.

Ich gehorchte. Sie drückte das Gerät auf meine Zunge, schaute auf meine Zähne, dann sollte ich »Aaah« sagen.

Anschließend zog sie das Ding wieder hervor und legte es auf das Waschbecken. Dann zupfte sie sanft an meinen Augenlidern und schaute mir prüfend in die Augen. Unter Dauerbeobachtung von Miss Everett teilte Dr. Sadie die Haare auf meinem Kopf in Strähnen und suchte nach Läusen. Immerhin die waren mir erspart geblieben.

Als Nächstes musste ich mich hinlegen, weil sie Arme, Beine und Bauch befühlen wollte. Sie bat Miss Everett, den Raum zu verlassen.

Miss Everett wirkte ein wenig enttäuscht und ging mit mürrischer Miene zur Tür. »Ich bin gleich hier draußen«, sagte sie.

Mit sanfter Stimme erklärte Dr. Sadie: »Ich muss nun deine Unterwäsche anheben, um dich innerlich zu untersuchen. Ich will dir nicht wehtun. Bitte spreiz die Beine und versuch, dich möglichst nicht zu bewegen.«

Ich fühlte mich in die Enge getrieben. Ängstlich und verwirrt legte ich eine Hand zwischen die Beine und presste die Knie zusammen. Als Kind hatte ich oft in dieser Haltung geschlafen, eine Hand an mich gekuschelt, die Finger über dem zartesten Teil meines Körpers. So hatte ich mich sicher gefühlt. Nichts, hatte ich damals geglaubt, könnte mir geschehen, solange ich diese Wärme spürte und spürte und spürte.

»Nicht!« Ich stand kurz davor, aus dem Zimmer zu stürmen. »Das lasse ich nicht zu.«

»Na schön«, sagte der Doktor, zog mir das Unterkleid wieder über die Knie und setzte sich auf das Bett. »Wie alt bist du?«, fragte sie mit besorgtem Ton.

»Fünfzehn.«

»Wie alt?«

»Vierzehn.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du kannst Miss Everett erzählen, was immer du magst, aber mich belügen bitte nicht. Ich bin hier, um dir zu helfen, falls du es zulässt. Also, dein richtiges Alter, bitte.«

Ich gab keine Antwort.

Sie holte ein kleines Buch aus der Tasche und begann, sich Notizen zu machen. »Hast du Familie?«, fragte sie, den Stift in der Hand.

»Mein Vater ist fortgegangen, als ich noch klein war.«

»Und deine Mutter?«

»Ist auch fort.«

»Wann war das?«

»Ist eine Weile her.«

Der Stift steckte in einer edlen, geschnitzten Elfenbeinhülle, die ihn wie eine Spirale umwand.

»Kommt deine Periode regelmäßig?«

»Ich verstehe die Frage nicht.«

»Hattest du schon deine erste Blutung?«

»Nein.«

»Du hast noch nie bei einem Mann gelegen? Bist niemals gezwungen oder verführt worden?«

»Nein.«

»Aber du verstehst, was das heißt, und auch, was Miss Everett von dir erwartet?«

Die Vorstellung, mit einem Mann zusammen zu sein, machte mir Angst. Obwohl ich Mama damals mit Mr. Cowan beobachtet hatte, hatte sie selbst mir wenig erklärt. Sie hielt es für das Beste, wenn ein Mädchen beim ersten Mal unwissend war.

»Verstehst du das?«, wiederholte der Doktor.

»Ja.«

Was ich mit Sicherheit wusste, war: So wie der Armreif, den ich Mrs. Wentworth gestohlen hatte, war auch meine Tugend ein gefährdetes Gut, besonders auf der Straße. Es war mir ganz deutlich geworden in jenem Moment, als Mr. Cowan seine Hände an mich gelegt und gierig und heiß an meine Wange geatmet hatte. Dass ich meine Unschuld verlieren würde, war unvermeidlich, doch unter Miss Everetts Dach hoffte ich, dafür wenigstens einen angemessenen Preis zu erzielen.

In der Medizin kommt
der Beruf zwar stets
vor der Freundschaft,
doch man bemüht
sich doch immer um
Menschlichkeit.

Ich mochte das Mäd-
chen vom ersten Augen-
blick an. Es trug nicht
die Spur von Unver-
stand in sich, anders
als so viele Mädchen in
seinem Alter. Selbst in
seinem jämmerlichen
Zustand wusste dieses
Mädchen genau, was es
wollte. So gesehen ver-
band uns weit mehr, als
uns trennte.

Der Doktor legte das Buch beiseite

und sagte: »Wenn du nirgendwo Obdach findest – es gibt ein Mädchenheim, drüben am St. Mark's Place.«

»Das kenne ich.«

»Ich helfe dir gern, dort unterzukommen.«

»Nein, danke, alles bestens«, beharrte ich.

Der Doktor seufzte. »Die Nächte werden kühler, und die Betten werden knapper. Du bekämst jeden Abend eine heiße Mahlzeit und tagsüber Unterricht in Lesen, Rechnen und Nähen.«

»Ich kann bereits lesen. Ich bleibe hier.«

Dr. Sadies Augen wanderten über mein Gesicht. »Du hasttest erst neulich Blutergüsse am Auge. Hat dich jemand misshandelt?«

Wie eine Zigeunerin, wie eine Hexe, wie Mama, hatte sie einen Blick für alles, was man vergessen wollte. Ich wandte mich ab, gab keine einzige Antwort mehr. Schweigend blieb ich sitzen, bis sie endlich ging.

FRAU DOKTOR VON DER BOWERY

Von DANIEL CHARLES,
exklusiv für den *Evening Star*

M eine erste Begegnung mit der jungen Ärztin erfolgte bei einer Soirée im Hause unseres hochverehrten Thaddeus Dink. Von meinem Platz aus beobachtete ich eine mir unbekannte anmutige junge Frau, die ein seltsames Verhalten auf sich zog. Die anderen anwesenden Damen lächelten ihr kurz und höflich zu, um sich gleich wieder in ein Gespräch über das Dekor ihres Porzellans und die neueste Garderobe von Miss Demorest zu vertiefen. Die Fremde schien eine solche Paria zu sein, dass, wäre sie nicht so keusch und geschmackvoll gekleidet gewesen, ich sie für die Kurtisane eines bekannten Herrn hätte halten müssen. Natürlich hatte sie mich vom ersten Augenblick an gefesselt.

Sie ist eine wahre Ausnahmeerscheinung, wenn sie als Frau mit der Medizin einer ernsthaften Arbeit nachgeht, und dies in einer Gesellschaft, in der es viele vorzögen, sie nicht mehr zu sehen. Als unweiblich wurde sie schon mehrfach bezeichnet, manche versteigen sich gar zu der Äußerung, sie sei eine Art Monster. Doch sie geht unabirrt ihren Weg. Um ihre Anonymität zu wahren, will ich sie hier nur »Doktor S.« nennen.

Jedem, der ihre Bekanntschaft macht, wird auffallen, dass sie aus gutem Hause stammt. Sie ist von kultivierter Schönheit, zierlicher Statur und dennoch großer Entschlossenheit. Wieso diese Frau noch niemand vom Fleck weg geheiratet hat, ist mir ein Rätsel. Sie selbst gab auf meine Frage, warum sie die Medizin der Ehe vorziehe, folgende Antwort:

»Mein Herz gehört der Medizin. Ein Mann käme immer an zweiter Stelle. Das möchte ich niemandem zumuten.«

Sie hat sich so entschieden

Während ihrer Studien an der Medizinischen Hochschule für Frauen des Spitals der Stadt New York für Bedürftige Frauen und Kinder und am renommierten Bellevue Kolleg für Medizin hat Dr. S. großes Mitgefühl für die weniger glücklichen Seelen unserer Stadt entwickelt. Obwohl sie als eine der Besten ihres Jahrgangs graduierte und eine Auszeichnung in Physiologie erhielt, entschloss sie sich, ihrem Beruf ausgerechnet in den verrufensten Vierteln dieser Stadt nachzugehen. »Ich habe vieles gesehen, was ich lieber

vergessen würde«, gestand sie mir und hielt inne, aus Angst, die allgemeine Schicklichkeit zu verletzen. »Doch ich führe mein Werk fort.«

16. Oktober 1871

Die üblichen Visiten in den Freudenhäusern. (Zwei Fälle von Diphtherie, ein Kleinkind mit einem Katarrh. Habe präventiven Puder und Traktate über Geschlechtskrankheiten an die jungen Frauen in den Häusern Spring Street Nr. 111, Nr. 112 und Mercer Street Nr. 97 ausgeteilt.) Im Haus East Houston Street Nr. 73 ist ein neues Mädchen eingetroffen.

»Moth« Fenwick, angeblich fünfzehn Jahre alt. Nachdem ich das Mädchen untersucht habe, würde ich sein Alter auf höchstens dreizehn schätzen, Körper und Gemüt sind noch recht kindlich.

Ich setzte Miss Everett davon in Kenntnis, aber sie entgegnete, das Kind sei fünfzehn und damit alt genug, für sich selbst zu entscheiden. »Mangelernährt«, insistierte sie, als ich auf die fehlende körperliche Reife des Mädchens hinwies. Um ihre Behauptung zu untermauern, erwähnte sie, dass sie das Mädchen mehrmals beim Betteln auf der Bowery gesehen habe. Hier stellt sich die Frage – hat Miss Everett es geködert?

»Sie kam aus freiem Willen her.«

Ich habe selbst meinen Teil zu den Lügen rings um dieses Kind beigetragen, als mich Miss Everett nach der innerlichen Untersuchung fragte. (Und sie hat gehört, was sie hören wollte.) Das Mädchen halte ich zwar für eine *virgo intacta*, doch zu meiner Diagnose kam ich, ohne es einmal zu berühren. Ich habe im Spital, in den Waisenhäusern, Asylen, Heimen und Bordellen genügend Mädchen gesehen, um zu erfassen, ob ein Kind von einem Mann genommen wurde oder nicht.

Sie ist zu jung. Sie hatte bisher keine Regelblutung. Sie hat keine Familie und kein Heim.

Ich mache in diesem Haus nun seit beinahe einem Jahr meine

Visite, doch noch nie sah ich dort ein Mädchen von so zartem Alter. Was für sie spricht, sind ihre Klugheit und ihr Mut. Ich wünschte nur, sie würde zulassen, dass ich ihr andernorts ein Obdach suche.

Miss Everett hat mich natürlich umgehend daran erinnert, dass ich, verglichen mit ihr, dem Mädchen nun wirklich nichts bieten könne. »Ein Platz in einem Heim? Eine Stellung als Spülhilfe oder Laufmädchen? Was ist das denn für ein Leben?«

Ein Leben, frei von der Gefahr durch Krankheit, frei von körperlicher Ausbeutung.

»Denken Sie an Katherine Tully!«, gab Miss Everett zurück.

Wie könnte ich nicht an Katherine Tully denken?

S. F.

Zirkassisches Haaröl

*Das Schönheitsgeheimnis sich
üppig lockenden Haars!*

Eine bedeutende Entdeckung aus der Natur, die das Haar nährt und stärkt, es weich und kämmbar macht. Tragen Sie es zweimal täglich auf, um die Kopfhaut zu erquicken und Glanz und Schwung in Ihr Haar zu bringen.



Hleine Flasche: 35 Cent

Große Flasche: 1 Dollar

Ecklusive Rezeptur und Verkauf durch
JAMES A. HETHERINGTON, Apotheker.

New York, New York.

Ecke Thirteenth Street und Third Avenue

xv

Miss Everett nahm mich auf. »Du wirst das schaffen«, sagte sie und legte mir eine Hand auf die Schulter, nachdem der Doktor mit mir fertig war. »Da bin ich sicher.«

Auf den ersten Blick war das Leben im Haus die reinste Idylle.

Zarte rosa Blüten schmückten jedes Zimmer. Auf dem Marmortisch am Fuße der Stufen drängten sich Weinflaschen und Schachteln mit Pralinen, auf den Kärtchen stand *Miss Sutherland, Miss Mills, Miss Duval*.

Selbst die Köchin, Mrs. Coyne, war so, wie sich ein Mädchen eine Köchin wünschte, freundlich und herzlich – das Gegenteil von Caroline. Sie empfing mich mit einer Schale Hühnerbrühe und einem herzhaften »Freut mich, Sie kennenzulernen, Miss«, als ich kaum an ihrem Tisch saß. Die Brühe, aus den guten Stücken des Vogels und aus frischen Möhren und Erbsen, hielt zwar nicht den Vergleich mit Carolines Brühe stand, war aber immer noch weit besser als alles, was ich je zu Hause bekommen hatte. Nachdem ich aufgegessen hatte, neigte ich die Schüssel, damit auch die letzten Tropfen auf meinen Löffel liefen.

»Lass noch etwas für die Schale der Lumpensammlerin übrig«, tadelte Miss Everett, die ganz plötzlich hinter mir stand.

Klappernd fiel mir der Löffel aus der Hand. »Es tut mir leid, Ma'am.«

Meine Ungeschicktheit war ihr ein Dorn im Auge. Gereizt nahm sie die Schüssel vom Tisch. »Manieren vor Appetit«, belehrte sie mich. »Anmut kennt keinen Hunger.«

An Mrs. Wentworths Küchentür hatte damals die bucklige Mrs. Tuesday geklopft, immer dienstags. Die Lumpenfrau hatte Reste und Flickenkleidung gegen Knöpfe und Fadenspulen getauscht. Sie hatte einen zweirädrigen Karren, der von einem Paar Sennenhunde gezogen wurde; sie trugen Halsbänder mit Glöckchen, die bei jedem Schritt läuteten. Wenn Mrs. Tuesday kam, legte Nestor die Knochen von Mrs. Wentworths Teller für die beiden Hunde zurück. Bei gutem Wetter tranken er und Mrs. Tuesday auf der Treppe zum Untergeschoss einen Tee. Zum

Abschied sang ihm die Lumpenfrau stets ein Lied, ihre Stimme stieg bis zu den Dachziegeln und über den First hinaus und trug ihren Kummer und ihre Verzweiflung davon. Ob die Frau, die an Miss Everetts Hintertür klopfte, auch so singen konnte?

Als meine Mahlzeit beendet war, kam ein junger Mann mit einem Korb Stiefel in die Küche, ihm folgte der durchdringende Geruch von Schuhpolitur. Bei Miss Everetts Anblick stellte er den Korb ab und nahm seine fadenscheinige Soldatenmütze ab. »Die Stiefel der Mädchen wären gewienert, Miss Everett«, sagte er. »Benötigen Sie sonst noch etwas?«

Seine Stimme war seltsam rau im Vergleich zu seinem glatt rasierten, sanften Gesicht. Seine dicken, dunklen Augenbrauen verschatteten große Augen mit langen Wimpern. Seine Jackenärmel waren bis zu den Ellbogen aufgerollt und entblößten sehnige Unterarme. Sie waren lang und dünn, keine Kinderarme mehr, aber auch noch keine Männerarme.

»Würdest du Miss Fenwick ein Bad in Rose' Zimmer bereiten, Cadet?«

»Ja, Miss Everett«, erwiderte er, nahm zwei Eimer von ihren Haken an der Wand und machte sich an die Arbeit.

Normalerweise, so sagte Miss Everett, würde zum Baden ein Blechzuber in der Küche benutzt, aber bei meinem ersten Bad in ihrem Haus dürfe ich in Rose Duvals Kupferwanne steigen. »Die war ein Überraschungsgeschenk von ihrem Liebhaber«, erklärte Miss Everett stolz. »Eine Lieferung zu ihrem siebzehnten Geburtstag.«

Ich kam mit dem Zählen nicht mehr nach, als Cadet Eimer um Eimer an dem Boiler füllte, der an Mrs. Coynes Herd angeschlossen war. Cadets Hände wurden von den Kordelgriffen rot, das Haar fiel ihm in die Augen, der Schweiß tropfte ihm von der Stirn. Ich fand es entsetzlich, dass er

meinetwegen so schuften musste, und gerne hätte ich Miss Everett gebeten, dem Ganzen ein Ende zu setzen. Cadet hatte sicher längst genügend heißes Wasser herbeigeschleppt. Doch ich fürchtete, sie würde mich beim ersten Widerwort aus ihrem Haus werfen.

Rose' Zimmer war warm vom Schein des Feuers und der Lampen. Auf ihrem Frisiertisch stand ein Bouquet aus roten Rosen, Parfumflakons reihten sich neben einer silbernen Bürste mit Kamm auf. Eine Wand war vollständig mit goldenen Spiegeln – runden, ovalen, länglichen und rechteckigen – behangen. Sie vervielfachten die Schönheit mit den sinnlichen Lippen und dunklen Augen, die mich dort empfing. Sie trug einen legeren Morgenmantel und offenes dunkles Haar, das die Schultern lockig umspielte. Ich verstand augenblicklich, weshalb sie sich auf der Bühne eines Theaters gesehen hatte. Selbst in diesem Aufzug war sie ein Star.

»Ich überlasse Miss Fenwick dir«, sagte Miss Everett zu Rose.

»Aber ja«, erwiderte Rose, schloss die Tür hinter der Madame und sagte zu mir: »Hier entlang.«

»Danke schön, Miss Duval.«

»Nenn mich bitte Rose.«

Sie nahm eine kleine blaue Flasche von ihrem Frisiertisch, zog den Stöpsel ab und gab einige Tropfen Lavendelduft in das Bad. »Nur keine Scheu«, sagte sie mit einem reizenden Lächeln. »Von Prüderie wird bloß das Wasser kalt.«

Die Badewanne stand in der Nähe des Kamins, hinter einem hohen dreiteiligen Paravent, der mit orientalischen Szenerien verziert war und mich an Mrs. Wentworths Fächer erinnerte. Die Geschöpfe auf dem Wandschirm hatten wilde, hungrige Augen.

Rose reichte mir ein Stück Seife und wies zum Paravent. »Du kannst dich dahinter entkleiden.«

Ich schnupperte an der Seife mit ihrem kräftigen, würzigen Nelkenduft. Sie war ganz neu – die Ränder des Seifenstücks hatten noch scharfe Kanten. Was für ein Luxus dieser unberührte Klumpen aus Lauge und Fett doch war, besonders nach den Seifenspänen, die Caroline mich immer aus Mrs. Wentworths Bad hatte holen lassen.

»Ich bin hier, wenn du mich brauchst«, rief Rose von der anderen Seite des Paravents.

An heißen Sommertagen hatten viele Mütter ihre Babys in unserem Hof in einen Bottich gesetzt. Die Kinder hatten immer erst ängstlich gekreischt, und dann vor Wonne gekichert. Mama hatte darüber stets die Nase gerümpft, daher war ich sicher, dass sie so etwas nie für mich getan hatte. Was Sauberkeit anging, vertrat sie eine strikte Haltung. Strömendes Wasser, nach alter Zigeunersitte wie an einem Fluss, war ihr am liebsten. Sie wusch sich nur an der Pumpe oder goss sich das Wasser aus einem Krug über den Körper, aber es durfte sich in der flachen Wanne nie bis über die Knöchel stauen. »Bäder gebären Krankheiten«, hatte sie kopfschüttelnd gesagt.

Die Kupferwanne war so groß, dass ich die Beine fast ausstrecken konnte. Ich sank in das warme, dampfende Bad und schrubpte mir die zähe Bitternis der Stadt von meinem Leib, dann glitt ich tief ins Wasser und legte den Kopf auf den sanft geschwungenen Wannenrand. Ich hätte die halbe Nacht in diesem Gefühl von Geborgenheit, Linderung und Hoffnung baden können. Mochte Mama ruhig ihrem Aberglauben anhängen.

»Wenn du fertig bist, kannst du das hier anziehen«, sagte Rose, und dann erschien ein Morgenmantel über dem Paravent. »Aber keine Eile. Mr. Polizeichef muss heute Abend in der Stadt für Ruhe und Ordnung sorgen, ich habe das Zimmer für

mich.«

Der Musselin legte sich klebrig an meine Haut, als ich hinter dem Paravent hervorkam, um mich am Feuer zu wärmen. Beim Anblick meines Spiegelbilds schreckte ich zusammen. Das Bad hatte mein Haar in einen widerspenstigen Lockenschopf verwandelt. Es würde Monate dauern, bis mir das Haar wieder über die Schultern fallen würde und ich es zu einem Zopf flechten könnte.

»Setz dich zu mir«, sagte Rose und wies auf den Stuhl an ihrer Frisierkommode. »Und dann wollen wir mal sehen, was ich tun kann.«

Rose nahm eine Flasche Zirkassisches Haaröl und goss sich eine großzügige Menge in die Hand. Auf dem Etikett war ein bildschönes Mädchen zu sehen, das in einen Vogelkäfig schaute. Sein langes welliges Haar, genährt und gezähmt durch die Zauberlotion, ergoss sich bis zu seinen Füßen. Nachdem Rose das süßlich riechende Öl in den Händen verrieben hatte, strich sie es über mein Haar und besänftigte meine Wellen.

»Ich schwöre auf das Zeug«, sagte sie. »Ich benutze es morgens und abends.«

Dann öffnete sie eine Porzellandose, die neben Bürste und Kamm stand, und holte ein pelzartiges Haarteil heraus. »Ich hatte als Kind Läuse, und meine Mutter hat mir das Haar mehrfach scheren müssen. Seitdem hebe ich jede einzelne Strähne auf, aus Angst, es noch einmal zu verlieren.«

Mit Kämmen, Geduld und dem Haarteil gelang es Rose, meine kurzen Locken zu voller Länge zu beschwören. Ich musterte mich von allen Seiten, doch immer wirkte es, als hätte ich mir das Haar zu einem kleinen entzückenden Chignon gesteckt.

»Ich werde auf das Haarteil gut achtgeben, das verspreche ich«, sagte ich und fühlte vorsichtig, wie fest das Kunstwerk saß.

»Keine Sorge, ich habe noch andere«, sagte Rose mit einem Lächeln.

Ich war zwar überzeugt, dass Mamas Geschichten über die arme Mrs. Deery und ihren Irrsinn mehr Theater als Tatsache waren, doch ich nahm mir trotzdem vor, nichts Böses zu denken, solange ich Rose' Haar auf meinem Kopf trug. Das war das Mindeste, was ich tun konnte.

»Hast du einen Vornamen, Miss Beautiful?«, neckte sie mich, während ich mich und ihre Handfertigkeit im Spiegel bestaunte.

»Moth.«

»Moth?« Sie schüttelte den Kopf. »Den Namen wird dir Miss Everett niemals lassen. Besser, du änderst ihn selbst, ehe sie es tut.«

Ich hielt ihre Bemerkung für einen Scherz und schwieg.

»Ich war eine *Ruth*, bevor ich in Rose umgetauft wurde«, verriet sie mir. »Miss Everett fand, Ruth sei zu biblisch. Ich kann mir schon vorstellen, was sie zu einem Mädchen sagen wird, das nach einem Nachtfalter benannt ist. Sie wird dich mit einem Wimpernschlag in eine Blume oder einen Staat verwandeln. Wenn du also nicht Iris oder Georgia heißen willst, solltest du dir etwas anderes überlegen. Moth ist doch sicher nicht dein richtiger Name – wie hat dich deine Mutter denn genannt?«

»Oh«, sagte ich, um Zeit zu gewinnen. »Ada.«

»Ada«, wiederholte Rose und dehnte die Silben. »Äiii-daaah ... Das gefällt mir. Das hat Allure.«

Ich legte einen Finger ans Kinn, schaute in den Spiegel und versuchte, einen Schmollmund zu ziehen, so wie Mae vor dem Austernmann. *Moth. Moth Fenwick. Miss Fenwick. Miss Beautiful. Miss Ada Fenwick, eine Schönheit.* Zum ersten Mal in meinem Leben fand ich mich wirklich hübsch.

»Du hast Wunder bewirkt, Rose«, sagte Miss Everett, als sie hereinkam und ich mich noch immer im Spiegel besah.

Sie stellte sich neben mich und flüsterte mir ins Ohr: »Hüte dich vor deinem Stolz, mein Liebes. Du hast einen weiten Weg vor dir.«

Meine Miene verdüsterte sich.

»Schon besser«, sagte sie lächelnd. »Schon sehr viel besser.«

BOWERY CONCERT HALL

Bowery Nr. 258

Der richtige Ort für den unternehmungslustigen Herrn.

Abends Tanz, Spaß und Ausgelassenheit.

Damen haben freien Eintritt.

»Vergnüglicher als in diesem Etablissement
lässt sich eine Stunde kaum verbringen.«

Aus: *New York City für
den Gentleman*, 1871



Ein Mädchen hatte einen Monat Gnadenfrist, bevor Miss Everett erwartete, dass es sich zu einem Mann legte. »Mit einer Woche Spielraum, je nach Bereitwilligkeit«, erklärte Mae. »Falls deine Ausbildung allerdings schlecht verläuft oder Miss Everett das Interesse an dir verliert, dann geht es wieder auf die Straße.« Wenn sich ein Mädchen geschickt anstellte, durfte es die Kleider, und was es sonst bekommen hatte, behalten – vorausgesetzt, das Preisgeld, das der Gentleman für die Entjungferung zahlte, deckte diese Kosten. Taschengeld gab Miss Everett einem Mädchen nicht, keinen Penny, das änderte sich erst, nachdem das Mädchen von einem Mann besessen worden war.

Ein Bordell zu führen, war keine gesetztmäßige Tätigkeit, doch für Miss Everett und die anderen Madames der Stadt sprachen die Besucherzahlen. In Manhattan drängten sich Geschäftsmänner aus nah und fern, mit üppigen Konten und noch üppigerem Appetit. Die Herren, die von der Tammany Hall aus die Stadt regierten, drückten vor dem Verlangen ihrer

Geschlechtsgenossen ein Auge zu. Um diese Politiker und deren Bedürfnisse, namentlich um William Tweed und seinen Männerbund, wurde sich natürlich auch gekümmert. Die Leiterinnen jener Bordelle genossen nicht nur Begünstigungen aus dem Bürgermeisteramt, sondern auch Protektion durch das (und vor dem) Gesetz. Rose' andauernde Affäre mit dem Polizeichef sprach von dieser Sitte Bände.

»Sie hat mir mehr oder weniger offen gestanden, dass sie gehen und der Polizeichef sie aushalten will«, verkündete Mae, als Alice und ich wenige Tage später in unserem Zimmer beisammensaßen und sie sich vor dem Spiegel herrichtete. »Wenn Rose das Haus verlassen hat, wird ihr Zimmer dem Mädchen offenstehen, das als Nächstes an der Reihe ist.«

Aus Maes Stimme klang das gleiche überwältigende Selbstvertrauen, das sie auch sonst ausstrahlte. Sie war fest davon überzeugt, dass sie das nächste Mädchen war. In Miss Everetts Haus gab es nur Platz für drei Vollzeit-Huren, und so arbeiteten die meisten Mädchen, die Miss Everett angelernt hatte, anschließend nicht für sie, sondern in anderen Bordellen (gleich-oder höherrangig). Sie wurden von Madames erworben, die nicht über das Geschick verfügten, das bei der ersten Vermittlung eines Mädchens geboten war.

»Missouri Mills hat aber gesagt, dass Miss Everett manchmal auch zwei Mädchen in ein Zimmer lässt, wenn sie glaubt, dass es beide wert sind«, mischte sich Alice ein.

Wir Beinahe-Huren, Mae, Alice und ich, teilten uns das obere Zimmer – den Raum, in dem mich Dr. Sadie untersucht hatte. Natürlich gab es Neckereien, Rivalität und manchmal auch böse Worte, aber während der kurzen Zeit in diesem Haus hatte ich mehr Freundschaft als Grausamkeit erlebt. Wir waren so etwas wie Schwestern – und Miss Everett gab unsere sonderbare,

verschlagene Mutter.

Mae war schon seit drei Wochen im Haus, Alice nur halb so lange. Ich war erst seit fünf Tagen dort und hatte bereits drei Garnituren Leibwäsche erhalten, mehrere Paar Strümpfe, zwei Tageskleider mit Krinolinen, ein Paar Stiefel, eine weiche Tournüre und ein Korsett. Ich hatte alles ohne weiteren Hintergedanken entgegengenommen, aber nachdem mir Mae erklärt hatte, wie es lief, legte ich eine detaillierte Liste an. Ich vermerkte jedes einzelne Stück, das mir Miss Everett in die Hand drückte, am Rand einer Ausgabe von *Harper's Bazar*, die aus dem Jahr 1868 stammte und unter der Matratze gelegen hatte. Mein Inventar sollte dem von Miss Everett genau entsprechen, Zeile für Zeile.

Worauf auch immer es hinauslaufen mochte, ich war froh, dass ich endlich einmal ein verwöhntes, sorgloses Mädchen war. Ada Fenwick hatte hübsche Kleider, einen vollen Magen und ein weiches Bett. Mehr noch: Ihr bot sich die Aussicht auf ein Leben, wie Moth es niemals gekannt hatte.

Das größte Problem, das sich mir in diesem Haus bisher gestellt hatte, war das Korsett. Meins bestand aus englischem Leder, mit einem Überzug aus Musselin und war, neben der Verschnürung im Rücken, von einem ganzen System aus Verschlüssen umgeben. »Anfangs musst du es Tag und Nacht tragen«, hatte Rose gesagt, als sie mir das Mieder anlegte, die Schnallen der Reihe nach schloss und dann mit Macht die Schnüre strammzog.

Begeistert von der Sanduhrform in ihren vielen Spiegeln sagte ich »Ja«, als sie die Schnüre noch fester zurren wollte. Das steife Korsett drückte hart an meine Rippen, doch ich zog die Schultern nach hinten und hielt mich aufrecht, um zu dem Kleidungsstück zu passen, anstatt dagegen anzukämpfen.

Etwas, das bei Mrs. Wentworth so mühelos gewirkt hatte, würde mich doch nicht bezwingen!

»Na, Ada«, sagte Alice und kam zu mir ans Bett, »soll ich dich für die Nacht befreien?«

Alice hatte sich jeden Abend meiner erbarmt und das Korsett gelockert, damit ich wenigstens schlafen konnte. Sie hatte von jungen Jahren an eins getragen und nach so langem Training wundervolle Kurven und eine zierliche Taille. Miss Everett erließ es ihr, nachts das Korsett zu tragen, weshalb Alice umso mehr Mitleid mit mir hatte.

»Ja, bitte«, sagte ich und wandte ihr den Rücken zu, damit sie mir endlich Erleichterung verschaffte.

Mae machte sich nicht zum Schlafen bereit. Sie legte ein neues Kleid an und zierte sich mit ihrem Lieblingshut und einem Tropfen Neroliöl hinter den Ohren. Sie wollte in die Bowery Concert Hall gehen, wo hübsche junge Mädchen freien Eintritt hatten. Jeden Abend, selbst sonntags, gab es dort Tanz. Obwohl Miss Everett uns eingeschärft hatte, dass wir das Haus nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr zu verlassen hatten, wollte Mae, nachdem sie in der Woche zuvor unentdeckt aus dem (und wieder in das) Fenster geklettert war, ihr Glück erneut versuchen.

»Du gehst noch einmal aus?«, fragte Alice bestürzt.

»*Amantes sunt amentes*«, erklärte Mae mit koketter Stimme. »Liebende sind Verrückte, meine Teure.«

Alice schüttelte den Kopf und seufzte.

»Jetzt hab dich nicht so«, schmolte Mae. »Wenn das Haus wach wird, bin ich längst wieder da.«

»Wenn Miss Everett spitzkriegt, was du anstellst, wirft sie dich raus.«

Mae nahm Alice' Hand und sah sie mit großen Augen eindringlich an. »Aber das wird sie nicht, oder?«

Alice zog die Hand zurück und murmelte: »Nein, wird sie nicht.«

»Ich möchte doch nur mit ein, zwei hübschen Kerlen tanzen, bevor ich in Rose' Zimmer muss«, jammerte Mae. »Habt ihr ihren Polizeichef mal gesehen?«

»Rose gefällt er gut«, erwiederte Alice. »Er geht mit ihr ins Theater, ins Delmonico's zu Steak und Austern und zu den sonntäglichen Diners der Birnbaums.«

»Zu Mrs. Wolf Birnbaum, auf der Clinton Street?«, fragte ich und malte mir aus, wie sich die Elster durch die Feste ihrer Herrin kreischte und um Kuchen bettelte.

»Genau dorthin gehen sie«, antwortete Mae und warf mir einen interessierten Blick zu. »Warst du da mal?«

»Nur im Geschäft«, erwiederte ich und beließ es dabei.

Meine Geschichte hätte mir bei Mae womöglich Respekt eingebracht, aber nun, da ich mich für das Huren und gegen das Stehlen entschieden hatte, wollte ich Miss Everett keinen Grund zu Misstrauen geben.

»Rose sagt, die Diners von Mrs. Birnbaum sind ganz und gar extravagant«, warf Alice ein, während sie in ihren Morgenmantel schlüpfte. »Angeblich sind die Tische mit edlem Porzellan, Leinen, Silber und Kristall gedeckt, und all das ist Diebesgut aus den reichsten Häusern der Stadt. Auf dem Sideboard sollen sich Süßigkeiten und Gebäck drängen, der Wein soll aus einem Brunnen fließen, und Piano-Charlie, der eleganteste Einbrecher der Stadt, sitzt die ganze Nacht lang an den Tasten und spielt, was immer sich Mrs. Birnbaum wünscht. Mindestens ein Graf, eine Prinzessin, Baronesse, ein Lord, eine Lady und ein Senator sind wohl auch jedes Mal dort, außerdem die besten

Panzerknacker, Juwelendiebe und Hochstapler.«

Mae schenkte Alice' Geplapper keine Beachtung. Sie kam zu mir und zeigte auf das Band an meinem Hals. »Ich würde ihn mir gern leihen«, sagte sie mit Blick auf den Fächer.

Ich schüttelte den Kopf. Obwohl wir begonnen hatten, das eine oder andere zu tauschen, einander Kämme und Hutnadeln anvertraut, stand es außer Frage, dass ich den Fächer her gab. »Du weißt genau, dass ich ihn immer bei mir trage.«

»Du schuldest mir aber was, Ada ...«

»Dann muss das auch so bleiben.«

Alice schaltete sich ein und versuchte zu schlachten. »Er hat doch ihrer Mutter gehört. Das ist doch ihr Glücksbringer.«

Mae gab sich geschlagen, ging zum Fenster und sagte: »Glücksbringer brauche ich eh nicht. Ich sorge selbst für mein Glück.« Und dann war sie fort.

»Lass dich nicht täuschen«, sagte Alice, nachdem Mae in die Nacht entchwunden war. »Sie hat ein ebenso weiches Herz wie du und ich.«

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es einen weiteren Menschen gab, dessen Herz so weich wie das von Alice war. Mit ihren sechzehn Jahren strahlte sie immer noch die Unschuld eines viel jüngeren Mädchens aus. Dabei hatte ihr das Schicksal entsetzlich mitgespielt – ihre Eltern und ihre Schwester waren binnen eines Jahres an der Legionärskrankheit gestorben –, doch das hatte Alice nicht gebrochen. Sie hatte, um zu überleben, alle Besitztümer ihrer Familie verkauft (die Silberlöffel der Mutter, die Taschenuhr des Vaters, die besten Kleider ihrer Schwester). Als alles Wertvolle veräußert war, hatte sie Arbeit in Mr. Muellers Bäckerei gesucht und mit rosafarbenem Apfelgelee Zuckerrosen und Zuckerbänder auf Torten aufgebracht. Ein Band, eine Rose, ein

Band, eine Rose. Es war eine schlichte Tätigkeit, und Alice beherrschte sie mühelos, doch vom Hunger heimgesucht, war sie am Ende ihrer ersten Woche zur Diebin geworden. Mit Krümeln an der Wange und Zuckerguss auf der Lippe hatte sie Mr. Mueller gebeichtet, dass sie die Beherrschung verloren hatte. »Ich versteh«, hatte der Bäcker gesagt, sich vor Alice aufgebaut, mit einer Teigrolle drohend in seine Hand geschlagen und ihr gesagt, sie sei entlassen. In diesem Moment war Mae erschienen und hatte sie gerettet.

»Beim letzten Mal hat Mae im Tanzpalast ziemlich viel Kleingeld bekommen«, sagte Alice und stieg in ihr Bett. »Aber sie hat es dort nicht gestohlen oder die Männer deswegen angesprochen, sie hat wohl nur erwähnt, dass sie ihr Retikül vergessen habe und für die Straßenbahn zahlen müsse. Und ihre Begleiter haben sehr gern ausgeholfen.«

»Hatte sie denn keine Angst, zu etwas gezwungen zu werden?«, fragte ich. Auf dem Heimweg zu meinem Dach hatte ich die lüsternen Männer sehen können, die sich vor dem Tanzpalast drängten. So heiter, wie Mae es schilderte, ging es sicher dort nicht zu.

»Angeblich weiß sie sich die Männer nach dem Motto ›Bis hierher und nicht weiter‹ vom Leib zu halten«, sagte Alice mit einem Schulterzucken. »Ich würde sie ja auch, wenn es ihr nur um den Spaß ginge, sofort verraten, doch sie braucht das Geld. Mae will ihrer Mutter unbedingt ein Sargschild schicken, lieber heute noch als morgen. Nicht aus Blech oder Kupfer, sondern aus Silber, mit ganz vielen Schnörkeln am Rand.«

Maes Mutter hatte einst einen Jungen unter dem Herzen getragen, neun lange Monate, doch das Kind war bei der Geburt gestorben. In ihrer Trauer hatte sie das Schild mit seinem Namen, *Timothy O'Rourke*, noch entfernen lassen,

bevor der winzige Sarg in die Erde gelassen wurde. »Sie bewahrt die Plakette an einem Ehrenplatz auf, neben dem silbernen Krug, den ihre Großmutter aus Irland mitgebracht hat. Diese beiden Dinge sind ihr Stolz und ihre Freude. Sie küsst sie jeden Tag nach dem Morgengebet und erneut zum Abendgebet.«

Mae wollte nicht, dass ihre Mutter, wo sie doch schon den Sohn verloren hatte, ein Leben lang unter dem Verschwinden ihrer Tochter litt. Sie hoffte, wenn sie ihrer Mutter einen Beweis für ihren angeblichen Tod schicken könnte, eine in glänzendes Silber gravierte Lüge, würde das Herz ihrer Mutter eines Tages heilen.

»Mir reichen Kost und Logis, solange sich der Mann, der mich als Erster bekommt, in mich verliebt«, sagte Alice und lehnte sich sehnsgütig auf ihr Kissen. »Vielleicht wird er mich sogar bitten, seine Frau zu werden.«

»Das hoffe ich sehr für dich«, sagte ich. Alice hatte ja noch ehrgeizigere Wünsche als Mae! Ich rieb mir das Öl, das mir Rose gegeben hatte, ins Haar und zählte ungeduldig die Bürstenstriche, *eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs – bis hundert*. Da ich nicht wusste, ob Rose oder Miss Everett das Öl gekauft hatten, unterbrach ich meine Tätigkeit kurz und setzte es ebenfalls auf meine Liste: *Eine Flasche Zirkassisches Haaröl – groß*. Darunter: *Eine Feder, ein Fässchen Tinte, zwei Stapel Papier und eine Fünf-Cent-Briefmarke*.

Die Briefmarke brauchte ich, weil ich einige Dinge aus der Schublade meiner Frisierkommode an Mrs. Riordan schicken wollte – eine fast volle Schachtel Pralinen, die Missouri Mills nicht geschmeckt hatten, einen Wollschal, der Rose am Hals gekratzt hatte, ein Paar Handschuhe, das Mae nicht mehr tragen mochte, weil ein Knöpfchen fehlte. Ich wollte das Paket

an Mr. Bartz senden und darum bitten, dass sein Lieferjunge es zu Mrs. Riordan trug. Mr. Cowan sollte nichts von meinem Verbleib erfahren, und darum musste ich auch einen Brief an Mr. Bartz aufsetzen und ihn drängen, niemandem meine Adresse zu verraten, nicht einmal Mrs. Riordan.

»Ada?«

»Hmm?«

»Hast du schon mal einen Mann geküsst?«

»Nein. Du?«

»Ja«, antwortete Alice mit einem Lächeln. »Nun ja, eigentlich einen Jungen.«

»Und wie war es?«

»Feucht«, sagte sie und biss sich auf die Lippe. »Und weich.« Mit roten Wangen bot sie an: »Ich könnte Cadet dazu bringen, dich zu küssen, dann weißt du es. Mae hat ihn herausgefordert, mich zu küssen.«

Mama hatte mir verboten, mich küssen zu lassen, erst recht von einem Jungen. Einen Mann zu küssen sei ebenfalls heikel, doch dafür gäbe es, in der Regel, wenigstens eine Gegenleistung. »Natürlich kannst du, wenn du nicht aufpasst, dabei in etwas anderes hineinstolpern, und ehe du dichs versiehst – macht nichts mehr Sinn. Du weißt, was das andere ist, oder, Moth?«

»Nein.«

»Das ist Liebe, und Liebe willst du mit einem Mann ganz sicher nicht erleben. Wenn du einen Mann liebst, gleich, wie reich oder gut er ist, wirst du dich immer nach noch mehr sehnen, und was er dir auch geben mag, es wird dir nie genügen. Du wirst dich selbst nicht davon abhalten können, ihm zu sagen, dass du ihn liebst, ihn brauchst, ihn willst – und am

Ende wird er dich dafür hassen. Darum lass das mit dem Küssten bleiben, Moth.«

Alice hielt Cadet für einen gut aussehenden jungen Mann, und er sei, so sagte sie, auf seine schüchterne Art und Weise ein Gentleman. Er war nicht nur als helfende Hand angeheuert worden, sondern auch als Aufpasser. Bei Tag war er der Begleiter der Mädchen, bei Nacht stand er im Eingangsbereich, vor den Zimmern von Rose, Emily und Missouri, die Arme vor der breiten Brust verschränkt. Da er Miss Everetts Mädchen in der Öffentlichkeit fast immer eskortierte, hatte Alice einiges über ihn erfahren. »Seine Mutter ist in der Minute seiner Geburt gestorben«, sagte sie kopfschüttelnd. »Ist das nicht unfassbar traurig?«

Ich nickte, obwohl ich Geschichten kannte, die weit trauriger waren. Doch ich wollte Alice nicht unterbrechen, sondern hören, was sie sonst noch über Cadet wusste.

Zwar röhmt sich die Bowery Concert Hall, ein respektables Etablissement zu sein, doch es ist allgemein bekannt, dass sie von zahlreichen Mitgliedern der Unterwelt frequentiert wird. Diese hecken in den Tanzpausen ihre Verbrechen aus und lachen den Doktoren, Richtern und Abgeordneten am Nachbartisch unverschämt ins Gesicht. Manche Tochter mit Zukunft und Bildung wurde an diesem Ort in ihr Verderben gelockt. Mädchen, die ihren Eltern entlaufen oder ohne Aufsicht sind, trinken dort erstaunliche Mengen Alkohol, bis sie ihr Urteilsvermögen einer einzigen Nacht fleischlichen Vergnügens opfern. Ihr Schicksal sollte allen eine Mahnung sein.

»Sein armer Vater musste ihn ganz allein großziehen, mit etwas Hilfe von den Bardamen aus der Sportsmen's Hall.« Das Etablissement an der Water Street, das von einem gewissen Kit Burns geführt wurde, war vor allem wegen seiner zweieinhalb Meter großen Rattenarena und der Boxkämpfe mit bloßen Fäusten bekannt. »Und da war Cadets Vater ganz offiziell der Blutsauger«, sagte Alice und riss die Augen auf.

»Blutsauger?«

»Er musste den Boxern das Blut aus den Wunden saugen, damit sie möglichst viele Runden durchhielten.«

»Oh.« Bei der Vorstellung wurde mir mulmig.

Alice lenkte das Thema wieder auf Cadet. »Du solltest dich irgendwann von ihm küssen lassen. Er ist sanft und lieb, und vermutlich ist es auch eine gute Übung für das, was uns erwartet.«

Alice' Worte lullten mich in den Schlaf, und bevor ich eindämmerte, sah ich noch vor mir, wie sich Cadet die Stiefel zuschnürte und dabei die Zungenspitze zwischen die Zähne schob.

Als ich die Augen wieder aufschlug, hockte Mae auf mir und hauchte mir ihren alkoholisierten Atem entgegen. »Die Männer hättest du sehen sollen«, zwitscherte sie. »Ein gut aussehender Kerl neben dem anderen, und so aufmerksam!«

»Leg dich schlafen, Mae«, murmelte ich, denn es zog mich zurück in meine Träume, in denen ich den Sohn eines Blutsaugers küsste.

DIE LEGENDE VON STUYVESANTS BIRNBAUM

Von DANIEL CHARLES,
exklusiv für den *Evening Star*

Peter Stuyvesant pflanzte einst einen Birnbaum. Da schrieb man das Jahr 1647.

Die wundersamen Kräfte des Baumes zeigten sich damals schon, als er noch zur Rast an einem gewundenen Pfad zum Gemeinschaftsbrunnen lud. Jeden Tag ruhte eine junge Magd, Abigail Fish, unter seinem Geäst. Wenn sie mit vollen Krügen nach Hause ging, vergaß sie nie, einen großzügigen Schwall über die Wurzeln des Baumes zu gießen und ihn mit einem schlichten Vers zu segnen. Bald schon grüßte sie den Baum auf ihrem Hinweg und dem Heimweg; er wurde zu einem guten Freund, dem sie die teuersten und geheimsten Herzenswünsche anvertraute.

Eines Tages wagte sie es, eine Frage an den Baum zu richten: »Ob mir bald ein hübscher Bursche begegnen wird?« Das Mädchen schwor, es habe im Rauschen der Blätter eine Antwort vernommen: »Ja.« Es war so verblüfft, dass es ein zweites Mal die Frage stellte. Der Baum antwortete wiederum: »Ja.« Das Mädchen fragte ein drittes Mal. Und es kam dieselbe Antwort. Abigail Fish schloss die Augen und dachte: »Aller guten Dinge sind drei ...«

Die junge Magd lief gleich nach Hause und erzählte ihrer Mutter von dem Wunder. Die jedoch verriegelte die Tür, trat zu ihrer Tochter und verschloss auch deren Mund. »Hör mir gut zu, mein Kind. Du warst mir immer eine ehrliche und gute Tochter, und so habe ich keinen Grund, an dir zu zweifeln. Aber du darfst keiner Menschenseele je erzählen, was dir an Governor Stuyvesants Baum widerfahren ist. Schwöre es mir, bitte.«

Das Mädchen schwor es seiner Mutter an dem Tag, doch es hielt den Eid nicht. Als ein hübscher junger Mann, Master Willmott Rudd, darum bat, sie zum Brunnen zu begleiten, konnte Abigail nicht an sich halten und erzählte alles. Danach flehte sie ihn an: »Wirst du mein Geheimnis wahren?«

»Nur, wenn du mir einen Kuss gibst«, verlangte Willmott.

Abigail Fish schloss die Augen und erlaubte Willmott Rudd, sie zu küssen.

Am nächsten Morgen kloppte der Vater des Jungen, Thomas Rudd, an die Tür.

»Guten Morgen, Mr. Rudd«, sagte Mrs. Fish zum Gruß.

»Ich wünschte, das könnte ich zu Ihnen sagen. Mein einziger Sohn ist von einem Fieber befallen, und ich fürchte, Ihre Tochter trägt daran die Schuld.«

»Meine Tochter? Wie wäre das möglich?«

»Die Antworten auf einige schlichte Fragen dürften es erklären. Ob ich wohl das Mädchen sehen darf?«

Doch Mr. Rudd wartete nicht auf ihr Einverständnis, sondern stürmte durch das Haus und packte Abigail. Er zerrte das Mädchen auf die Straße, gefolgt von Mrs. Fish. Als Mr. Rudd die junge Abigail in seine Scheune stieß, auf dass sie dort dem Richter und zwölf Männern aus der Gegend Rede und Antwort stehe, weinte Mrs. Fish ganz fürchterlich.

»Hast du, Abigail Fish, gestern mit Willmott Rudd unter Mr. Stuyvesants Birnbaum gestanden?«

»Ja.«

»Hast du, Abigail Fish, gestern deine Lippen auf die von Willmott Rudd gelegt?«

»Ja.«

»Hast du, Abigail Fish, Willmott Rudd erzählt, du habest ein göttliches Gespräch mit Mr. Stuyvesants Birnbaum gehabt?«

»Ja.«

»Stellst du, Abigail Fish, die Weisheit eines Baumes über die unseres Herrn?«

Hier hielt Abigail inne. Sie schaute zu ihrer Mutter, ein Flehen um Vergebung lag in ihrem Blick, dann erwiederte sie: »Ich halte beider Weisheit für ein und dasselbe.«

Dies war das Ende von Abigail Fish.

»Es fand sich bestätigt, dass die Anklage gegen besagte Abigail Fish zu Recht besteht und dass sie, da es ihr an Gottesfurcht mangelt, auf bösartige, hinterhältige und verbrecherische Weise jene verabscheungswürdigen Künste namens Hexerei und Zauberei an Master Willmott Rudd praktizierte und versuchte. Ebenso wird die Angeklagte verdächtigt, Master Rudd gefoltert, heimgesucht, gequält, verhext und ihm so großes Leid angetan zu haben. Hiermit wird bekanntgegeben, dass wir, die wir uns auf dem Grund und Boden von Mr. Thomas Rudd in Gegenwart des Gesetzes versammelten, Miss Abigail Fish für schuldig befinden. Wir empfehlen daher, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Das Mädchen ist zur Sühne für seine Verbrechen zu hängen.«

Die Rede ging um, der Baum habe sich der Seele des Mädchens angenommen, da ihr das Himmelreich verwehrt blieb. Immer mehr Menschen kamen nun, zunächst heimlich, dann in aller Offenheit, um sie zu Rate zu ziehen.

Einige banden sogar Wünsche an die Zweige. Menschen jeglichen Alters, Glaubens, gesellschaftlichen Standes und jeder Rasse kamen mit dem gleichen Satze von dem Baum – dass er sprechen könne. Ihm wohne ein Zauber inne, man müsse nur lauschen.

Beinah ein halbes Jahrzehnt ist nun vergangen, seit ein wütender Februarsturm und ein unglücklich ausgebrochener Wagen dem Baum zum Verhängnis wurden. Im Sommer noch hatte er Früchte getragen und seine schweren, vollen Äste geneigt – obwohl sein erster Herzschlag, wie bei allem dieser Stadt, an einem anderen Ort stattgefunden hatte und er so viele Male neue Wurzeln schlagen musste. Peter Stuyvesants geliebter Baum, eine Gottheit Gothams, war über das Meer verbracht und neu verpflanzt worden, auf dass ein Teil der Niederlande überleben würde, auch falls Neu Amsterdam verlorenginge. Zweihundertzwanig Jahre wuchs er unbirrt, gedieh vom schützenden Laubdach an einem gewundenen Pfad zu einer beliebten Wegmarke unserer Zeit – und nun ist er Erinnerung. Heute verbleibt er uns nur noch als Motiv von Künstlerhand und Fotografen, auf deren Bildern seine Zweige immer noch die Apothekenfront verschatten – Fortschritt und Tradition, Seite an Seite.

Ein Fragment von
Stuyvesants geliebtem
Baum wird im Museum
der Historischen Gesell-
schaft New Yorks gezeigt.
Nach dem Unglück
selbst wurde das Baum-
gerippe sehr schnell fort-
gebracht. Es endete als
Brennstoff, um die Kälte
des langen Winters zu
vertreiben, und
als Material für Geh-
stöcke, Serviettenringe,
Briefbeschwerer und
andere Mementos.

Es heißt, der Baum kannte jedes Geheimnis dieser Stadt. Es gibt wohl keine Großmutter in New York, die nicht irgendwann in ihren Töpfen, in Kohl und Erinnerungen gerührt und dabei seine Wundermacht bezeugt hätte. An dem Tag, als der Baum fiel, wurde ein Refrain geboren: »Lasst es alle wissen, dieses war der Tag, als Old New York auf immer unterging.«

AN DIE JUNGE LADY

im blauen Kleid in der Straßenbahn Third Avenue.
Sie haben mir letzten Dienstag »Kontaktanzeige«
zugeflüstert. Möchten Sie sich zu
vergnüglicher Konversation verabreden?

Es war vierzehn Uhr, als Sie in der Nähe Houston
Street die Bahn bestiegen haben – ich bin
kurz vor der Tenth Street ausgestiegen.

Ich bin ein abenteuerlustiger Kerl und suche die
Bekanntschaft einer unkonventionellen jungen Lady.
Wenn Sie besagte Lady sind, schreiben Sie bitte an:

Mr. E.M.V., Box 473, Herald Office.

Um einen Irrtum auszuschließen,
erwähnen Sie bitte einige Details.



Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun. Ich markierte jeden Tag, den ich bisher hier verbracht hatte, am Rand der Zeitschrift, in der ich auch mein Inventar vermerkte. Es war gerade wieder angewachsen, um ein Kostüm, auf dessen Annahme Miss Everett bestanden hatte. *Ein seidener Straßenanzug, mit passendem Hut, Handschuhen und Stiefeln.* Die Kleider, die sie mir während der ersten Tage im Haus gegeben hatte, waren hübsch, doch dieser Anzug, in der gleichen Farbe wie der Flieder, der im Frühling an Miss Keteltas' Zaun erblühte, war weitaus schöner.

Das Kostüm bekam ich gemeinsam mit einigen Stunden Nachmittagsunterricht. Die Lektion brachte mir bei, mich in so etwas zu bewegen. Missouri Mills gab die Lehrerin und führte mich zum Salon, in einem Kostüm, das noch viel raffinierter war,

und mit einem Sonnenschirm aus Spitze an der Schulter. »Heb das Kinn, achte auf den Saum«, wies sie mich an, Tonfall und Gestik ganz vom Südstaatenrhythmus durchdrungen.

Dieser hinreißende Anzug besteht aus Promadenrock, Uniformjacke, Schößchentaille und Reverskragen. Der Promadenrock ist aus fliederfarbener Seide und am Saum mit zwei Rüschenreihen aus demselben Material besetzt. Die Jacke ist aus violetter Seide, an den Seiten betont und hinten offen, vorne mit Schurz und Rüschenbesatz aus fliederfarbener Seide. Die Pompadourtaille aus violetter Seide wird über einer schlichten Taille aus fliederfarbener Seide getragen. Die fließenden Ärmel der Bluse und die Schößchentaille sind mit Seidenrüschen besetzt. Unterärmel aus Spitze. Violetter Seidenhut mit fliederfarbenen Federn. Fliederfarbene Handschuhe, farblich passende Stiefel.

Harper's Bazar, 1870

Mit ihren leuchtend roten Locken und strahlend grünen Augen bot sie gemeinsam mit Rose und Emily den perfekten Dreiklang. Missouri war die üppige Schönheit zwischen der dunklen Rose Duval und der blonden Emily Sutherland. Miss Everett hatte alles an ihr gemocht, außer ihrem Namen, und so hatte sie Martha kurzerhand in ihren Geburtsort umbenannt. »Missouri passt zu mir«, erwiderte sie auf meine Frage, ob ihr das denn nichts ausgemacht habe. »Martha klingt nach Haushälterin und verstaubter Präsidentengattin.«

Als wir uns dem Salon näherten, rückte Cadet noch letzte

Möbel in die Mitte des Raums, um uns einen Weg für unsere Übungen zu bahnen. Beim Hinausgehen streifte sein Arm meine Schulter.

»Wenn ein Gentleman dir nicht den Vortritt lässt, musst du ihm sein Fehlverhalten deutlich machen«, sagte Missouri und warf Cadet einen verächtlichen Blick nach. »Nächstes Mal bleibst du vor der Tür stehen und wartest, bis er durchgegangen ist. Sollte er sich nicht entschuldigen, ist er deine Zeit nicht wert.«

Mir hatte der Vorfall nichts ausgemacht, selbst wenn es ein Versehen war. Meine Wangen glühten nicht nur vor Verlegenheit. In meinen Augen hatte Cadet es sehr richtig gemacht.

Obwohl Mae und Alice die Kunst des Schreitens in einem solchen Aufzug schon beherrschten, wurden auch sie in den Salon gebeten, als Vorbild und Begleitung. Missouri führte sie herein und verkündete: »Wir werden zuerst das Flanieren üben. Mae und Alice, Seite an Seite, Ada im Gefolge.«

Ich gab mir große Mühe, doch es war schwer, mich ihrem gemessenen Schritt anzupassen. Ich hielt zu wenig Abstand und trat Mae von hinten auf den Rock.

»Zwei Mal sollte reichen, oder?«, murkte sie, als es zum dritten Mal geschah.

»Es tut mir leid, Mae«, entschuldigte ich mich.

Sie wandte sich nach vorn und promenierte neben Alice her, das Kinn gereckt.

Als ich mich wieder in Bewegung setzte, überfiel mich ein nervöses Gelächter. Vor meinem geistigen Auge spielte sich pausenlos ab, wie Maes stolzer Gang durch meine Ungeschicklichkeit zu einem so abrupten Halt gezwungen wurde.

Auch Alice bekam einen Kicheranfall. Wir mussten

stehenbleiben und uns die Seiten halten, während Mae unbeirrt ihre Runden schritt. Aus Angst, dass ich andernfalls tagelang durch das Haus spazieren müsste, hatte ich mir wirklich Mühe geben wollen, doch Maes arrogantes Gebaren bei einer so simplen Aufgabe hatte eine Komödie daraus gemacht.

»Vielleicht möchtest du uns zeigen, wie man mit einem Eimerchen auf dem Kopf geht, Mae?«, forderte Missouri in einem Versuch, die Aufmerksamkeit wieder auf den Unterricht zu lenken.

»Sehr gern«, erwiderte Mae.

Auf dem Tisch warteten schon drei Eimerchen, so groß wie die Krüge, in denen Mr. Bartz sein Bier ausschenkte, jedes zur Hälfte mit Wasser gefüllt.

Mae warf Alice und mir einen giftigen Blick zu, nahm eines der Gefäße und stellte es sich auf den Kopf. Als sie die Hände löste und sich in Bewegung setzte, betrat Miss Everett das Zimmer.

»Alice, tu es bitte Mae gleich«, sagte sie und ließ sich neben Missouri auf eine Polsterbank nieder.

Mae flüsterte mir im Vorübergehen zu, ihr Eimerchen zitterte:
»So macht man das.«

Jetzt war Alice an der Reihe, sie ging langsamer und behutsamer als Mae, und das Eimerchen blieb still an seinem Platz.

»Ja, so macht man das«, sagte Miss Everett an mich gewandt.

In der Chrystie Street hatte es eine Frau gegeben, die mit einem Wäschekorb oder Eimer voller Seifenlauge auf dem Kopf tanzen konnte. Sie nannte sich Aunt Chickory und war Sklavin in Georgia gewesen. Ihre Haut war so dunkel wie eine geröstete Nuss. Jeden Morgen auf dem Weg zum Hinterhof tanzte sie singend durch die matschige, kotige Gasse: »I'm

gonna take the cake. Master's missy's gonna say I'm the best.«

Eines Morgens hatte ich sie wohl zu neugierig angeschaut, denn sie hatte mich am Arm gepackt und mit Mamas Eierkorb auf dem Kopf ebenfalls tanzen lassen. Ich hatte es schnell gelernt, aus Bewunderung für Aunt Chickory und aus Angst um die Eier und vor Mama. »*Take the cake, child. You gotta take that cake.*«

Ohne weitere Aufforderung ging ich zum Tisch und setzte mir den letzten Eimer auf den Kopf. Ich spazierte langsam im Kreis um Mae herum, grinste und wackelte dabei mit den Schultern, so wie ich es von Aunt Chickory gelernt hatte.

Miss Everett machte dem Spaß ein Ende. »Das genügt für heute«, sagte sie mit verschränkten Armen und missbilligendem Blick. »Leg den Anzug wieder ab, Ada. Er soll doch sicher für deinen Ausgang morgen frisch sein.«

Der nächste Tag begann mit Dr. Sadies Visite. Unsere erste Begegnung lag nun über eine Woche zurück, und ihr Gesichtsausdruck sprach Bände. Es war mir eine große Befriedigung, dass sie bei meinem Anblick nach Luft schnappte und mich bei jedem ihrer Schritte ansah.

Sie stellte ihre Arzttasche neben mich und sagte: »Miss Fenwick, ich erkenne Sie kaum wieder!«

Auch diesmal trug sie das elegante, aber schlichte Kleid, und auch diesmal verfuhr sie wie bei ihrer ersten Untersuchung. Sie wusch sich die Hände, legte sich die Schürze an, sah in meinen Mund und sagte »weit aufmachen«. Nur bat sie mich diesmal nicht, die Beine zu spreizen.

Sie hatte etwas Sanftes an sich, doch man musste danach suchen. Sie trug diskrete Perlen in den Ohren, das Haar war zu einem ordentlichen, perfekten Chignon gesteckt. Sie legte

offensichtlich großen Wert auf ihr Äußeres, denn ihr Blick glitt, so wie es Frauen eben tun, immer wieder zu ihrem Bild in meinem Spiegel.

Als sie fertig war, setzte sie sich auf mein Bett, ihre maßvolle Tournüre drückte sich ihr seltsam in den Rücken. »Und du willst immer noch die Pläne verfolgen, die Miss Everett mit dir hat?«, fragte sie mit gerunzelter Stirn.

»Ja«, erwiderte ich und wünschte, sie würde das Thema auf sich beruhen lassen.

»Falls dich irgendwelche Zweifel befallen ...«

»Sicher nicht«, beharrte ich.

Dr. Sadie meinte es ja gut, doch solange sie nur ein Obdachlosenheim zu bieten hatte, sollte es sie nicht verwundern, wenn ich ihren Vorschlag abwies. Den ganzen Tag lang in einer Fabrik oder über eine Nähmaschine gebeugt zu schuften, war wenig lockend.

Ich glättete eine Falte an meinem Rock und sagte: »Ich habe nicht den Wunsch, hier fortzugehen.«

»Die Hilfsgesellschaft für Kinder unterhält einen Waisenzug, der obdachlose Kinder zu Paaren bringt, die sich Familie wünschen«, fuhr sie fort und legte mir eine Hand aufs Knie. »Die meisten wollen einen gesunden, kräftigen Jungen, der auf der Farm mitarbeiten kann, aber manche sehnen sich auch nach einem Mädchen, um ihr Leben zu komplettieren. Ich könnte mich bei der Gesellschaft in deinem Sinne erkundigen«, sagte sie. »Ich kenne jemanden, der mit den Kindern im Zug mitfährt. Er würde sicherstellen, dass du ein gutes Zuhause findest.« Und bevor ich etwas einwenden konnte, ergänzte sie: »Vielleicht könnte man dich mit Alice gemeinsam unterbringen. Miss Everett erwähnte neulich, wie recht nahe ihr euch steht.«

Das stimmte. Je besser ich Alice kennenlernte, umso mehr

wuchs sie mir ans Herz. Sie war freundlich, hatte immer ein Lächeln auf den Lippen und bot eine wunderbare Gesellschaft bei den Mahlzeiten und am Abend. Selbst wenn sie all diese Qualitäten nicht besessen hätte – ich sah auch, dass Miss Everett sie Mae gegenüber vorzog, und hielt es für das Beste, es ebenso zu tun.

»Alice möchte fort?«

»Ich bin mir nicht ganz sicher«, antwortete Dr. Sadie, stand auf, streifte die Schürze ab und faltete sie wieder in ihre Arzttasche. »Aber ich dachte, falls ihr beide es euch anders überlegt, ließe sich für euch beide auch ein besserer Ort finden.«

Bei der Vorstellung, New York zu verlassen, drehte sich mir der Magen um. Es war ein Segen, dass ich Mrs. Wentworth entkommen war, doch deshalb zog es mich noch lange nicht ins Niemandsland, zu endlosen einsamen Weiden. Für die meisten Städter bestand die Landbevölkerung aus tumben Hinterwäldlern, die sich von Mais und Dummheit ernährten und die man mühelos um ihr Geld und ihr Urteilsvermögen bringen konnte. So sah ich sie nicht. Für mich waren sie die schemenhaften Gestalten auf dem Gemälde in Miss Everetts Salon, stark genug, einen furchterregenden Pflug durch die Erde zu ziehen, und hart genug, die sengende Sonne zu ertragen.

»Ich danke Ihnen, aber es ist alles gut«, sagte ich zu Dr. Sadie. »Schlagen Sie es Alice ruhig vor, doch ich bin fest entschlossen.«

»Wie du willst«, sagte sie und wirkte ziemlich niedergeschlagen. Dann nahm sie ihre Tasche und verließ den Raum.

Alice war an jenem Morgen ganz schrecklich unruhig, denn ihr

stand die erste Verabredung zum Lunch bevor.

»Tee und Sandwiches im Salon, mehr ist es doch nicht«, sagte Mae angesichts der heftigen Röte, die Alice über den Hals kroch und drohte, ein Nesselausschlag zu werden. Schon beim Gedanken an die Verabredung mit einem Mann wuchs sich ihre Aufregung zu Pusteln aus.

Alice war in die Vorstellung verliebt, sich zu verlieben, und sie würde nie wie Mae. Ich betrachtete sie mit der gleichen Sorge, die ich auch um Mama gehabt hatte, doch ich brachte es nicht übers Herz, Alice zu sagen, dass nichts gefährlicher war, als seine Hoffnung auf die Liebe zu setzen.

»Du schaffst das schon.« Ich umarmte sie rasch und drückte ihr einen liebevollen Kuss auf die Wange.

Da Alice nun anderweitig beschäftigt war, hatte Miss Everett mir Mae für meinen ersten Ausflug zugewiesen. Der Gedanke, dass Cadet uns begleiten und ich ihm bei unserer Promenade so nah sein würde, hatte mir eine unruhige Nacht beschert. *Halt dich von den Jungs fern*, hatte mir Mamas Stimme zugezischt, als er in meinen Traum getreten war.

Die Wege, die Miss Everetts Mädchen nehmen mussten, waren mit Bedacht gewählt. Mueller's Bäckerei, die einen Dauerauftrag für Teegebäck und Madeleines hatte, lag nur drei Häuser von einem Herrenclub entfernt. Einige Mitglieder reservierten sich am Mittwochmittag stets das Vorderfenster, in vollem Wissen um die regelmäßigen Gepflogenheiten der Mädchen. »Für manche ist das ein fester Bestandteil ihres Terminkalenders«, lachte Mae. »Du solltest sehen, wie sie zum Glotzen die Zeitung senken. Mittlerweile muss ich beim Geruch von frischen Backwaren schon immer an gepflegte Herren denken.«

Mein erster Ausflug in die Öffentlichkeit sollte zur Apotheke an

der Kreuzung Thirteenth Street und Third Avenue führen. Wir sollten zunächst den Weg zur Fourteenth Street nehmen, vorbei an einem Café an der Ecke, dann einen Halt bei der Apotheke einlegen und dort abholen, was Miss Everett als notwendigen Bedarf für die Dame erachtete. Es war ein kühler, aber klarer Tag, der Himmel zum Glück wolkenlos, denn in meinem neuen Anzug wollte ich auf keinen Fall Regen oder Pfützen trotzen.

»Nehmen wir doch die Pferdebahn«, schlug Mae vor, als wir zur Bowery kamen. »Ich bezahle.«

Cadet hatte keine Einwände, doch ich war unschlüssig. Die Straßenbahn, die von geschundenen Pferden über die Bowery bis zum Central Park gezogen wurde, war ein schmutziges Gefährt. Im Innern drängten sich vorwiegend Männer und raue Gesellen, Fremde von außerhalb und einige wenige, zweifelhafte Damen. Mama hatte mir strikt verboten, die Bahn zu nehmen. »Dort wirst du nur begrabscht«, hatte sie gesagt.

Ich dachte an das, was mir Alice über das Sargschild für Maes Mutter erzählt hatte, und fragte: »Solltest du das Geld nicht lieber sparen?«

»Es ist ein weiter Weg, hin und zurück, und wenn dir die Füße jetzt nicht wehtun, dann sicher bald.«

Mamas Warnungen konnte ich beiseiteschieben, doch ich wollte noch viel weniger, dass mir irgendein Grobian auf die Röcke trat. »Ich weiß nicht ...«

»Hast du etwa Angst?«, trieb Mae mich in die Enge.

Cadet gab mit verschränkten Armen einen Grunzer von sich.

»Nein«, sagte ich, und mein Widerstand wand sich wie ein Wurm.

Mae zog eine Augenbraue hoch. Sie wusste, dass sie kurz davorstand, ihren Willen durchzusetzen.

»Schön«, sagte ich mit der strengsten Miene, die ich fertigbrachte. »Wir fahren mit der Straßenbahn, aber falls dabei mein Kostüm beschmutzt wird, gehe ich zu Fuß zurück.«

Als die Bahn kam, holte Mae drei Nickel aus der Tasche und reichte sie Cadet. Mein Herz zog sich neidvoll zusammen. Sie ging so selbstverständlich mit Geld um wie schon an dem Tag, an dem sie mich zu Graff's eingeladen hatte.

VOR TASCHENDIEBEN WIRD GEWARNT, stand auf einem Schild über der Stufe.

»Für mich und die Damen«, sagte Cadet zum Schaffner und wies auf Mae und mich.

Der Kontrolleur machte Platz für Cadet, grinste Mae anzüglich an und ließ den Blick an ihr auf und ab wandern. »Ich glaube, hinten ist noch ein Sitz für Sie frei, Miss«, sagte er und wollte ihr sogar schon eine Hand in den Rücken legen, um ihr die Richtung zu weisen.

»Danke«, sagte sie und bahnte sich forscht einen Weg durch die stehenden Passagiere.

Der Schaffner versuchte dasselbe bei mir, aber ich blieb dicht hinter Mae und griff nach ihrem Ärmel. Cadet hatte ich in dem Getümmel aus den Augen verloren, ich wollte nicht auch noch von Mae getrennt werden.

Es stank nach Pfeifentabak, Alkohol und Schweiß, gelegentlich wehte eine Woge Pferdemist herüber, vom Stiefel eines Arbeiters. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, hielt ich mich an einer Stange fest. Ich griff absichtlich weit nach oben und stellte mich auf die Zehenspitzen, damit mein Rock nicht schmutzig wurde.

Ein Mann in einer Manteljacke kam dicht neben mich. Sein grauer Bart war voller Tabakflecken, und ich musste wehrlos hinnehmen, dass er die Augen schloss und sein Gesicht meiner

Hand annäherte; der Duft meines parfümierten Handschuhs trug ihn wohl an einen anderen, sehn suchtsvollen Ort.

Die Geschäftsmänner hingegen bemühten sich alle, mit den übrigen Passagieren möglichst wenig Berührung zu haben. Es war ein aberwitziges Getänzel, doch Mae, die den Männern um sie herum zulächelte und kokette Blicke zuwarf, wirkte im Zentrum all dessen recht zufrieden.

Als die Straßenbahn vor der nächsten Haltestelle abbremste, stolperte Mae einem gut aussehenden jungen Mann in die Arme. Er trug einen eleganten Hut und Gehrock, seine langen, gepflegten Koteletten wiesen wie Pfeile auf Mundwinkel und volle, rote Lippen. Rechts neben der Nase saß ein so vollkommen runder Leberfleck, als hätte er ihn hingemalt. Mae streifte mit dem Gesicht seine Schulter, während er sie mit einem Arm an der Taille fasste, um sie aufzufangen. Mae hatte sich diesen Mann bestimmt bewusst herausgepickt, denn ich wusste ja, wie sie zum Polizeichef und den anderen Besuchern von Miss Everetts Haus stand.

Der junge Mann war eindeutig Mae und ihrem Charme erlegen und plusterte sich auf wie Miss Keteltas' grüne Vögelchen.

Er machte Anstalten, an der nächsten Haltestelle auszusteigen, doch Mae ließ ihn nicht gehen, ohne ihr Interesse kundzutun. Mit dem Handschuh vor dem Mund flüsterte sie ihm zu: »Kontaktanzeige.«

Als wir schließlich ausstiegen, eilte Mae an Cadets Seite und hakte sich bei ihm unter. »Ach, da bist du«, sagte sie mit Unschuldsblick. »Ich dachte schon, ich hätte dich verloren.«

Er ließ sie gewähren, doch seine verdrießliche Miene verriet, dass ihm nichts an ihrer Nähe lag. Vor lauter Freude achtete ich kaum noch auf die Fenster des Cafés oder die Herren, die dort saßen. Erst, als wir uns der Apotheke näherten, nahm ich die

Umgebung wieder wahr.

BRUNSWICK APOTHEKE stand in großen handgemalten Lettern auf dem Schaufenster. INHABER: WILTON HUBER.

Als wir das Geschäft betraten, überflog ich Miss Everettts Liste. *Scheidenpulver*, *Toilettenessig*, *Lavendelwasser*, *Makassaröl*, *Naturschwämme*, *Riechsalz*, *Bouquet de Rondeletia*, *Patschuli-Extrakt*, *Grosvenor's Zahnpuder*, *Kirschwasser*, *Anisette*. Es waren die Insignien von Frauen und insbesondere von Huren. Doch dieses Inventar machte mir nicht mein bevorstehendes Schicksal deutlich – dieser Tag schien mir immer noch so fern, so unvorstellbar. Mit dieser Liste verband sich ein Gedanke, der mir bisher nie gekommen war: Offenbar konnte sich ein Mädchen, mit Geschick und Überlegung, den Willen eines jeden zu eigen machen, ob nun Fremder, Freund oder Feind.

Aus Frankreich importierte Kondome (aus Haut oder Kautschuk) sind eine große Verbesserung dem Onanismus gegenüber, doch oft scheuen Männer diese genau in dem Moment, in dem sie gebraucht würden. Präventive Puder, meist aus Pottasche oder Sublimat, eignen sich ebenfalls zum Schutz vor einer unerwünschten Empfängnis. Die Frau muss aber den rechten Zeitpunkt für die Anwendung finden – je früher, desto besser. Letztlich sind für Frauen wohl Portiokappen das diskreteste und geeignete Mittel zur Verhütung.

Kamphersalbe und Chinin, Rosenmilch und Liebesöl – in den Regalen der Apotheke fand sich jeder nur vorstellbare

Zaubertrank, in einem Universum aus vergilbten Globen und Weltkarten, zwischen exotischen Käfern, deren glänzende Körper von Nadeln aufgespießt waren, und unzähligen Gläsern, in denen goldgefleckte Fische schwammen.

Zwar stand Mr. Hubers Name auf dem Fenster, doch Dienst tat ein James Hetherington. Er wirkte adrett und aufgeweckt, trug einen kurzen Spatenbart, und seine Augen waren so blau, als hätte sich ein dämmeriger Himmel dorthinein ergossen. Sein Scheitel war unordentlich und aufrichtig, nicht wie die verlogenen, geraden Linien, die so viele Männerköpfe in der Mitte teilten.

Neben seinem Warenangebot aus Fläschchen und Gläsern mit Medizin, aus Seifen und Linimenten hingen zahlreiche Regale und Setzkästen voller toter Spinnen und Schmetterlinge in allen Farben dieser Welt. Offenbar wollte Mrs. Hetherington, falls es eine gab, die Sammelleidenschaft ihres Mannes nicht bei sich zu Hause sehen.

Mr. Hetherington, in einer langen, frischen Schürze, die Hemdsärmel leicht aufgerollt, nickte Cadet zu. Dann begrüßte er Mae mit einem Lächeln. »Miss O'Rourke, wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

Mae bedeutete mir, Mr. Hetherington die Liste zu überreichen, und sagte: »Das Übliche bitte, wenn es recht ist.«

»Soll mir ein Vergnügen sein«, erwiderte er und nahm die Liste aus meiner Hand. »Und Sie sind?«

»Ada Fenwick«, sagte ich und lächelte verlegen.

»Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Miss Fenwick«, sagte er.

»Die Freude ist ganz meinerseits«, erwiderte ich seine Höflichkeit so, wie mich Miss Everett instruiert hatte.

Cadet ließ uns allein und studierte einen Globus.

Mae summte vergnügt und spielte mit einem Drehgestell voller Parfumölproben, das auf der Theke stand. Ihr Blick schweifte zwischen mir und dem Karussell der Flakons hin und her. »Lavendel, nein. Kardamom, nein. Neroli, nein. Hyazinthe – ja.« Damit zog sie den Gummistopfen von dem Fläschchen und hielt ihn mir unter die Nase.

»Hier, riech mal«, drängte sie. »Ich glaub, das ist das Richtige für dich.«

Ich nahm nur einen Atemzug, doch von dem beklemmend-süßen Geruch wurde mir augenblicklich schwindelig. Ich wich zurück: »Ich seh mir lieber die Fische an.«

»Wie du meinst.«

Die Goldfische wedelten mit ihren federigen Schwanzflossen durch das Wasser. Ob einem so schönen Geschöpf ein solch bescheidenes Glas genügte? Am liebsten hätte ich einen der Fische eingepackt und Mrs. Riordan geschickt. Sie hätte sich an dem Fisch, der niemals müde wurde, seine Kreise durch diese kleine Welt zu ziehen, bestimmt erfreut.

»Sie können die Fische gern füttern«, rief mir Mr. Hetherington zu, während er zwischen Schränken und Regalen hin und her lief und die Artikel von unserer Liste zusammensuchte. »Nehmen Sie sich einfach einige Körner aus der Schale gleich neben dem Glas und streuen Sie sie aufs Wasser.«

Als ich das tat, schwammen die Fische direkt zur Oberfläche und schnappten nach dem Futter. Bestand ihr einziges Vergnügen darin, mit jedem Bissen auch ein kleines Bläschen zu verschlucken?

Dann kam Cadet zu mir. »Ich geh nach draußen, unter die Markise. Kannst dich gern anschließen. Mae hat sicher noch 'ne Weile hier zu tun.«

Ich bekam in meinen Handschuhen feuchte Hände. »In
Ordnung«, nickte ich.

Ich ging zu Mae, die noch immer die Düfte begutachtete, und
sagte: »Ich schnappe ein wenig frische Luft.«

»Hm-hmm«, brummte sie, tupfte sich etwas Nelkenöl auf das
Handgelenk und roch daran.

Cadet stand draußen vor dem Notizbrett der Apotheke und las
die Nachrichten und Aushänge. Nach allem, was mir Alice über
ihn und das Küssen erzählt hatte, machte es mich ziemlich
nervös, mit ihm allein zu sein. Sie hatte recht, er war anziehend.
Vor Cadet hatte ich erst ein einziges Mal mit einem Jungen zu
tun gehabt, mit John the Witcher. Er hatte mir eine Teetasse
weggenommen, die ich in einer Aschetonne gefunden hatte. Ich
war ihm nachgerannt und hatte ihn beschimpft, ihn einen Dieb
genannt. Mein verrußter geblümter Fund war, auch ohne Griff,
noch brauchbar, und ich hatte ihn Mama geben wollen. John
hatte mich angegrinst, als er mir die Tasse aus den Händen
riss, sie aber nicht zurückgegeben, nicht einmal, nachdem wir
den ganzen Nachmittag miteinander gespielt hatten.

»Bist du da mal gewesen?«, fragte ich Cadet und wies auf den
Reklamezettel für Dink's Museum.

»Oft sogar«, erwiderte Cadet mit einem Nicken.

Das Museum war an das Theater angeschlossen, das die
meisten Herren, die zu Miss Everett kamen, mit ihren Mädchen
besuchten – und beide Häuser lagen bloß einen kurzen Fußweg
von dem Tanzpalast entfernt, in den Mae sich heimlich stahl.

In meinen Tagen als Knabber-Mädchen auf der Bowery hatte
ich oft die grotesken Schausteller bewundert, die vor Dink's
standen, um Passanten anzulocken, hatte zu meiner
Enttäuschung aber lesen müssen, dass der »Zutritt nur für
Herren« war. Es hatte mich hineingezogen, seit ich die

Ziegelfront mit ihren grellen, reißerischen Verheißenungen zum ersten Mal gesehen hatte. Ein Mann mit langen, dünn gestreckten Beinen war dort abgebildet, er reichte bis zum ersten Stockwerk und hielt eine Kristallkugel in seiner spinnengliedrigen Hand. *Magnifico, der weltgrößte Illusionist!* Neben ihm war ein Frauenkopf zu sehen, aus dessen Mund orangerote Flammen loderten. *Lady Mephistopheles, die Herrin des FEUERS!* Die Bilder und Worte zogen sich bis um die Häuserecke und verschmolzen mit dem Mauerwerk: eine zweiköpfige Ziege, eine Frau, um deren Leib sich eine Schlange wand, ein Mann, der sich ein langes silbernes Schwert in den Rachen steckte. *SCHAUEN SIE! Geheimnisvolle Wesen aus fernen, exotischen Welten!* *STAUNEN SIE!* *Magisches und Schätze aus aller Herren Länder!*

Während ich verzweifelt ein Gesprächsthema suchte, hatte sich Cadet nach einem Penny gebückt, der zwischen den Pflastersteinen steckte. Als er sich aufrichtete, streifte er meinen Rock mit den Fingern.

Mein Herz raste. Absicht oder Versehen? »Alice hat mir erzählt, dein Vater war Blutsauger«, begann ich meinen zweiten unbeholfenen Versuch, Konversation zu betreiben.

Cadet steckte sich den Penny in die Tasche. »Wohl wahr, bis zu seinem Tod.«

»Oh, das tut mir leid.« Ich fühlte mich entsetzlich.

»Ist zwei Jahre her«, sagte Cadet. »Und weißt du, was er als Letztes zu mir sagte? ›Hoffentlich komm ich in den Himmel, dann kann ich dem Gabriel ein Ohr abbeißen.‹ So war Pa.«

Ich fand die Vorstellung, dass ein Mann einem Engel ein Ohr abbeißen wollte, sehr komisch, doch Cadets Miene war düster, und ich wollte ihn nicht durch meine Reaktion verletzen, denn er hatte offenbar noch mehr zu sagen. Und so erzählte Cadet von

Boxkämpfen, blutigen Visagen und von Rattenfängern, und ich lauschte hingerissen und hing an seinen Lippen.

Nach dem Tod seines Vaters hatte Cadet eine Zeit lang für Dick the Ratter gearbeitet. Cadet, damals klein und klapprig, war an all die gewundenen, engen Stellen gekommen, an die der Rattenfänger nicht gelangte. Cadet hatte sich, um die Ratten anzulocken, die Hände mit süßem Öl einreiben und dann mit einer Fackel herumfuchteln müssen, um die Plagegeister in den offenen Beutel des Fängers zu scheuchen.

»Wenn man sie erst mal hat, muss man den Sack ständig in Bewegung halten«, erklärte er und ließ einen unsichtbaren Beutel am Arm kreisen. »Sonst beißen sich die Viecher schneller wieder raus, als man es merkt.«

Es war anständige Arbeit gewesen, außerdem hatten Cadet und sein Boss mit den Ratten nicht nur einmal, sondern gleich zweimal Geld verdienen können. »Die schicken Hotels müssen ihre Rattenprobleme natürlich vertuschen, drum ist da als Fänger gutes Geld zu holen. Und dann verkauft man die Ratten weiter, an jemanden, der einen Konkurrenten aus dem Geschäft drängen will oder sie für Rattenkämpfe braucht. Mr. Burns hat den besten Preis gezahlt. Zehn Dollar für hundert Tiere, wenn es gute Ratten waren. Bei ihm konnte man wetten, welcher Hund zuerst eine Ratte fangen und totbeißen würde. Als sein bester Terrier, der alte Jack, gestorben ist, hat er ihn ausstopfen lassen und über der Bar aufgestellt. Der Hund hat einmal in knapp sieben Minuten hundert Ratten gefangen, das ist amerikanischer Rekord.«

Mr. Burns hatte offenbar alles Mögliche in seine Arena geworfen – Hähne, Hunde, Katzen und eben Ratten. Einmal waren es vier Dutzend Klapperschlangen gewesen, die irgendjemand extra aus dem tiefsten Westen mitgebracht hatte.

»Ein Kerl namens Tinley hat dann Geld bekommen, damit er zwischen all den zischenden, gefährlichen Schlangen durchgeht, und die anderen haben Geld darauf gesetzt, ob er gebissen wird, und, falls er einen Giftzahn abkriegt, ob er's überlebt. Eins steht fest, Männer wetten immer Geld auf Dinge, bei denen es um Leben oder Tod geht.«

Als Cadet gerade das Schicksal von Mr. Tinley schildern wollte, kam Mae mit einem großen Bündel aus der Apotheke. »Du erzählst Ada doch sicher von den Klapperschlangen«, sagte sie und reichte ihm das Päckchen. »Wie viele waren es denn diesmal, vier, fünf oder gleich sechs Dutzend?«

Cadet würdigte Mae keines Blickes und ging los.

Ich ließ sie ebenfalls stehen und lief ihm hinterher. »Und, ist er gestorben?« Bei der Vorstellung, dass sich unzählige Schlangen um meine Füße wanden, schauderte mir immer noch.

»Wer?«

»Der Mann, der zu den Schlangen musste.«

»Nein«, sagte Cadet grinsend. »Und viele Männer hassen ihn bis heute dafür.«

29. Oktober 1871

Heute Abend nahm ich an einem Treffen des New Yorker Komitees für Frauenangelegenheiten teil, Gastrednerin war Jane Clattermore, die Leiterin eines Heims für vagabundierende Mädchen.

Mich interessierte sehr, was sie zu diesem Fluch zu sagen hatte. Traurigerweise zeigte sie kein wahres Verständnis für das Schicksal dieser Mädchen.

»Ein Mädchen besitzt keinen moralischen Instinkt zu seinem Schutz.«

»Sein Körper und Verstand sind von Geburt an schwach.«

»Oft fehlt es in einem solchen Maße an sittlichem Gefühl, dass jeder Besserungsversuch zu einer ausgesprochen mühevollen Angelegenheit wird, die sich meist als Zeitverschwendungen erweist.«

»Ein Mädchen hat schon prinzipiell weniger Aussichten.«

Aufgrund dieser entsetzlichen und fälschlichen Ansichten weigert sie sich, Mädchen in ihre Obhut zu nehmen, die älter als zehn Jahre sind. Schlimm genug, dass sie selbst diese Kinder aufgibt, aber sie ging auch noch so weit, den Anwesenden das Gleiche zu raten.

»Woher wissen Sie, wo man die Grenze ziehen soll?«, fragte ich, weil ich hören wollte, was sie zu ihrer Verteidigung zu sagen hätte.

Ich erhielt keine Antwort.

Auch ich bin oft entmutigt, lag mir auf der Zunge, doch mir hätte Jane Clattermore ohnehin kein Gehör geschenkt.

Das Gesetz steckt mit den Bordellbetreiberinnen unter einer Decke, überall herrscht Korruption. Die Vorstellung, dass sich ein Mädchen verkauft, entsetzt mich, und dennoch bin ich mitten in dieser Welt gelandet. Wo liegt die Grenze? Wie jung ist zu jung?

Ich glaubte Emma Everett, als sie mir sagte, sie brauche eine Ärztin, die ihre Prostituierten untersucht und über Fragen der Hygiene und Anzeichen von Krankheiten aufklärt. Doch als ich gestern Moth Fenwick wiedersah, wurde mir bewusst, dass die Dinge dort zu weit gehen. Das Mädchen ist zu jung – und erstaunlicherweise, wenn man bedenkt, in welcher Welt es heranwachsen musste, immer noch ein Unschuldslamm. Liegen Emma die Mädchen wirklich am Herzen, oder sieht sie in ihren Jungfrauen bloß die Ware?

»Wenn ich sie fortschicke, verkaufen sie sich auf der Straße«, mahnte Emma, als ich ihr diese Frage stellte.

In der Gewissheit, dass sich das Mädchen für ihr Haus und gegen meine Hilfe entscheiden würde, hatte Emma mir erlaubt, frei mit Moth zu sprechen. »Was würden Sie selbst denn wählen, den hölzernen Verschlag oder das weiche Federbett?«

Dr. B. sagt, das Krankenhaus kann es sich nicht leisten, sich in diese Dinge einzumischen. Gelder aufzutreiben ist sehr schwierig, denn die Worte *Hure*, *Krankheit* und *Prostitution* schlagen jeden Wohltäter in die Flucht, verschließen jede Börse.

Aber irgendjemand muss den Mädchen dieser Stadt doch zeigen, dass es einen anderen Weg gibt. Ich muss unentwegt an die liebe Miss Fenwick denken. Ein Mädchen sollte Aufmerksamkeit gebieten, nicht erdulden müssen.

S. F.

*Face to face and nose to nose
Smick, Smack, Smuck and away she goes
Lay her eyebrow on your collar
Hug her so that she can't holler;
Tell her that you're always true
Squeeze her till her face turns blue
Keep it for fifteen hours
Then begin anew.
Nas'an Nas' und Kinn an Kinn,
Schnick, Schnack, Schnuck, schon ist sie hin,
Ihr Gesicht an deinem Kragen,
Halt sie, so sie kann nicht klagen,
Schwör ihr deine ew'ge Treue,
Drück sie, bis die Lippen bläue,
Bleibe so für fünfzehn Stunden,
Dann beginn von Neu'm.*

J. P. Sousa



Die Privatgemächer von Rose, Missouri und Emily lagen im ersten Stock. Spätabends, nach dem Theater, führten sie ihre Herren die Treppe hinauf und kicherten und gurrten dabei unentwegt. Dann spielten sie »das Spiel des Eros«, wie Mae es nannte.

Eines Abends, wir hatten gerade unsere Nachthemden angelegt, ließ ich mich von Mae dazu verführen, Rose und den Polizeichef zu belauschen. Ich musste ein Ohr an die Lüftung im Korridor über unserem legen und durfte keinen einzigen Mucks von mir geben. »Du willst doch lernen, wie das Spiel geht, oder?«, stachelt sie mich an.

Nach dem, was ich bei Mr. Cowan und Mama im Bett gesehen

hatte, fand ich, Zuhören könnte nur besser sein.

Ich verbrachte hin und wieder etwas Zeit mit Rose und half ihr, ein Abendkleid anzulegen oder ihre Unterröcke instand zu setzen. Es war eine ähnliche Arbeit wie für Mrs. Wentworth, doch für Rose tat ich sie viel lieber. Sie war das reizendste von Miss Everetts Vollzeitmädchen. Wenn ich ihre Kleider richtete, zog sie immer sanft an meinem Haar, maß die Länge mit den Fingern und sagte: »Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis auch du ein ausgewachsenes Luder bist.«

Das, was durch den Lüftungsschacht kam, klang, als wäre Rose mit dem Polizeichef deutlich inniger und lockerer, als es Mama mit Mr. Cowan je gewesen war. Das Quietschen des Betts übertrug jede Bewegung, und auf jede Regung von Rose folgte eine Reaktion ihres Geliebten. Unentwegt sagte er: »Ja, Rose«, wobei seine Stimme immer mehr zu einem Grunzen wurde. In Rose' Antworten mischte sich ein gestöhntes *Liebster, Baby, Süßer, Mister, bitte, mehr, jetzt*. Ich legte mir die Hände über die Ohren und bedauerte, dass ich mich darauf eingelassen hatte.

Mae amüsierte sich über meine Bedrängnis und feixte.

Sie war auf dem besten Weg, noch schöner als Rose, Missouri und Emily zusammen zu werden und machte keinen Hehl aus ihrem Ehrgeiz, sie zu übertreffen. »Ich wünsche mir zehnmal mehr Liebhaber und auch zehnmal mehr Reichtum als sie alle.«

Mein Traum von einem Haus, wie Miss Keteltas es besaß, mit dem weichsten Bett der Welt, einem Paar Unzertrennlicher im Salon und zwei Schoßhündchen zu meinen Füßen schien, im Vergleich zu Maes Ambitionen, lächerlich normal. Jedenfalls war ich fest entschlossen, was es auch kosten würde, dem traurigen Schicksal einer Eliza Adler aus dem Weg zu gehen –

oder einer Nellie Lynch, die für fünf Cent mit den Schlägern aus der Chrystie Street in jeden dunklen Keller stieg.

Als Schritte auf der Treppe erklangen, eilten Mae und ich in unser Zimmer. Alice saß an ihrer Frisierkommode und wand sich vor dem Schlafengehen Stoffbänder ins Haar, um es zu locken.

»Würdest du mir den Hinterkopf machen, Ada?«, bat sie mich und wedelte mit einem Bändchen in der Luft.

Ich half ihr und zwirbelte eine Strähne feuchten Haars darum.

»Mit dem Rest habe ich immer Mühe«, sagte Alice.

Mae räkelte sich auf dem Bett und blätterte durch den *Evening Star*. »Hat jemand Lust auf Blindekuh?«, fragte sie und zog hinter dem Rand der Zeitung eine Augenbraue hoch.

»Was denn – du willst dich heute nicht davonstehlen?«, fragte Alice.

Mae schenkte ihr keine Beachtung. »Wisst ihr was, wir spielen im Dunkeln.«

Ich hatte den anderen Kindern auf der Straße immer zugeschaut, daher wusste ich, dass man dafür mindestens zu dritt sein musste, doch »je mehr, je lustiger«. Mich hatten sie nie gefragt, ob ich mitspielen wollte, selbst als Eliza noch dazugehörte. Ich hatte ihr das niemals vorgeworfen. Wenn sich die Mütter der Chrystie Street in einem einig waren (bis auf die gute Mrs. Riordan), dann in ihrer Einstellung Mama gegenüber. Sie hielten eisern daran fest, dass sie eine Blenderin sei und falsche Hoffnungen verkaufen würde. Selbst die, die an ihre Zauberkräfte glaubten (wenn sie diese nötig hatten), zu uns kamen und um Rat und Talismane baten, rümpften (wenn es ihnen nützte) hinter Mamas Rücken die Nase und beschimpften sie als Hexe. Mrs. Kunkel, so breit wie groß, war die Schlimmste von allen und hatte ihre Meinung über Mama oft

genug an mir ausgelassen. »Das Kind einer Zigeunerin ist ein Kind des Teufels«, hatte sie mir beim Wäscheaufhängen zugezischt und mich durch den Spalt zwischen zwei Laken angestarrt. »Halt dich bloß von mir fern, Mädchen. Du bringst nur Unheil.« Gern hetzte sie auch ihren Sohn Thomas auf mich und lachte, wenn er mich die Straße hinunterjagte.

»Ich fang an«, meldete sich Alice, nahm einen Schal von ihrem Spiegel und band ihn sich über die Augen.

Die gelöschten Lampen rauchten noch, als Mae Alice im Kreis zu drehen begann. »Keine Hände«, befahl sie und ließ los.

Ich schlich auf Zehenspitzen, drückte mich gegen eine Wand und hielt den Atem an. Über die Treppe drangen die Geräusche des Hauses zu uns herauf – quietschende Dielen, unterdrücktes Gelächter, das Ticken einer Uhr.

Alice stolperte umher, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Sie bahnte sich den Weg mit den Ellbogen, stieß dabei an eines der Betten und wäre beinahe über ein Paar von Maes Schuhen gestolpert.

»Willst du mich umbringen?«, fragte sie und hoffte auf ein verräterisches Lachen.

Mae rief: »Gleich hinter dir, am Fenster«, dann sauste sie in die andere Richtung.

»Hab wen!« Alice drückte mich mit den Armen gegen die Wand. Sie roch an meinem Hals und packte die Schnur des Fächers mit den Zähnen: »Äää-dah.« Sie löste ihren Schal und rief: »Wusst ich doch, dass du's bist!«

»Ada ist dran!«, sang Mae.

»Hilf mir, Mae zu fassen«, flüsterte ich Alice zu, als sie mir die Augen verband.

Mae drehte mich noch öfter als Alice um die eigene Achse.

Danach war mir so schwindlig, dass ich das Gefühl hatte, ich müsse gleich hinfallen. Gegen die Regel streckte ich die Arme aus und spreizte die Finger, um mich zu orientieren.

»Hände weg!«, schimpfte Alice von irgendwoher.

Ich hörte Schritte, schwere und sanfte. Überall um mich herum flüsterte es.

Ada

Ada

Ada

Ada

Ich stolperte in die Richtung, aus der ich glaubte, Mae gehört zu haben, doch ich lief in jemand anderes.

»Keine Hände«, warnte Mae von hinten.

Wie eine Katze rieb ich meine Wange an der Brust dieser Person, fühlte ein kratziges Jackett und roch Stiefelpolitur. Cadet.

»Lass mich dich küssen«, flüsterte er und fasste meine Arme, sodass ich ihm nicht entfliehen konnte.

Ich hatte es mir erträumt, insgeheim sogar geplant, wie ich es anstellen würde, hatte mir ausgemalt, mit ihm allein in der Küche zu sein oder bei Nacht in sein Zimmer zu schlüpfen, um mir einen Kuss zu stehlen, wenn er schlief. Aber das waren die mutigen Schwärmereien mädchenhafter Einbildungskraft. In meiner Traumwelt war ich Ada Fenwick, weiblich, mit schönen Brüsten und langem, fließendem Haar. Nun, im Dunkeln, tatsächlich so nahe bei Cadet, war ich nur noch Moth, und meine Mutter mahnte von der einen Seite, nichts mit einem Jungen anzufangen, und mein Vater fragte von der anderen: »Warum hast du dir den Namen nehmen lassen?«

Cadet beugte sich vor, dann drückten sich seine Lippen auf

meine. Es erschien mir wie eine Ewigkeit. Wir atmeten flach und warm, Nase an Wange.

Mit einem Mal kam Gelächter aus den Zimmerecken, und der Bann brach.

Mae zog mir den Schal vom Kopf. Alice zündete eine Lampe an. Cadet war fort.

Mit seinem salzig-süßen Geschmack auf meinen Lippen nahm ich nichts mehr wahr, was Mae oder Alice danach sagten. Zum ersten Mal in meinem Leben verstand ich, wozu es Hüften, Beine, Brüste, Hände, Seufzer und die Fantasie gab.

»Kein Mann darf durch diese Tür treten, wenn er nicht Gentleman durch und durch ist«, versicherte mir Miss Everett am Morgen meines ersten Erscheinens in ihrem »Ruherraum«.
»Er muss von ehrbarer Herkunft und tadellosem Ruf sein. Und muss auf Empfehlung kommen.«

Vor zwölf Uhr war Herrenbesuch nicht gestattet, mit Ausnahme des Sonntags. Dann aber, um halb zwölf, marschierte stets eine Handvoll geladener Herren in das Haus, um zuzuschauen, wie Miss Everetts Beinahe-Huren die Kleider ablegten.

Der Sinn des Ganzen war, Interesse zu erregen. Wenn alles gut ging, bat einer der Herren um eine Verabredung zum Kennenlernen. Dem folgten formlose Lunchs unter Aufsicht, ein Abend im Theater und schließlich das Angebot für ein Tête-à-Tête. Miss Everett versicherte mir, dies sei ein geregelter Prozess, und sie würde bei jedem Schritt auf mich achten.

Es gab zwei Salons im Haus. Der große Salon lag vorn, dies war der Raum, wo Emily Harfe oder Klavier spielte, während sich Missouri und Rose gegenseitig aus Zeitschriften oder Bilderbögen vorlasen. Dort warteten auch ihre Besucher mit Blumen, einer Schachtel Pralinen oder einem anderen Geschenk. Kamen sie mit leeren Händen, schickte Miss Everett

sie gleich wieder fort.

Den anderen Salon – den Miss Everett ihren »Ruherraum« nannte – konnte man nur durch eine Schiebetür an der getäfelten Rückwand des großen Salons betreten. Hinter dieser Tür wartete eine Reihe aus bequemen Sesseln, die mit dunkelrotem Samt bezogen waren.

Die Sessel standen dicht vor einem Gitter-Paravent, der den Raum der Länge nach teilte. Dahinter befand sich eine niedrige Bühne, die so angelegt war, dass jeder Mann sie von seinem Platz aus gut einsehen, und so breit, dass man sich bequem darauf bewegen konnte. Rechts der Bühne stand eine große Musiktruhe, mit deren Kurbel man Messingwalzen zum Rotieren brachte. Dann klimperte ein Lied sein *pling pling pling*, mechanisch wie Regentropfen auf dem Dach.

Ich wäre zwar so weit von dem Paravent entfernt, dass ich die Männer nicht wirklich sehen konnte, dennoch beunruhigte mich der bloße Gedanke ihrer Anwesenheit. Aber auch unabhängig von der Vorstellung, dass mir Fremde zusahen, fühlte ich mich mit meinem Äußeren sehr unwohl. Ich war (dort, wo es darauf ankam) nicht ansatzweise so entwickelt wie Mae und Alice, und mit Mamas Zigeunerblut sah ich auch längst nicht so amerikanisch aus wie sie.

»Es kommt nur darauf an, dich mit dem richtigen Mann zusammenzubringen«, hatte mir Miss Everett versichert. »Genügend Herren bevorzugen nämlich die exotischere Kost.«

Alice war schon zwei Mal im Ruherraum gewesen und mochte kaum darüber sprechen. »Man sollte doch meinen, wenn man sie nicht sehen kann, wäre es nicht so schlimm, aber es ist ... entsetzlich.«

Mae behandelte das Ganze mehr als lästige Pflicht. Nach einem Monat war ihre Ausbildung nahezu abgeschlossen – sie

hatte andere Dinge im Kopf. Bald schon würde es ins Theater und danach in Rose' Zimmer gehen.

»Du solltest Miss Everett bitten, ›Beautiful Dreamer‹ zu spielen«, riet mir Alice an jenem Morgen, als sie sich ein Samtband ins Haar steckte. »Es ist das kürzeste Stück. Dadurch kann man alles ein wenig schneller machen, und man hat es hinter sich.«

»Aber zu schnell darfst du auch nicht sein«, warnte Mae, »sonst stehst du eine Ewigkeit in deinen Unterhöschen da.«

Mae musterte sich in dem langen Spiegel am Fenster und bereitete sich für ihren Auftritt vor. Sie schloss einen Knopf an ihrer Taille, den sie übersehen hatte, und war dabei beneidenswert ruhig. *Ihr fällt alles leicht.*

Alice kam mit einer Dose Rouge zu mir. »Damit es aussieht, als wärst du leicht errötet«, sagte sie und tupfte mir etwas auf Wangen und Lippen.

»Damit du mehr nach Hure und weniger nach Mädchen aussiehst«, fügte Mae hinzu.

Aber ich bin ein Mädchen.

»Manche Männer sind ja tatsächlich hinter Kindern her«, sagte Alice mit einem Schaudern. »Ich habe selbst gesehen, wie sie die Schülerinnen von St. Patrick's beim Seilspringen und Fangenspielen beobachten. Sie glauben wohl, wenn sie nur lange genug zuschauen, gehört der Spaß der Mädchen ihnen.«

Mae schüttelte den Kopf und sagte: »Emily hatte mal so einen. Er hat sie in eine Schulmädchenuniform gesteckt, damit es aussah, als würde sie tagsüber den Nonnen lauschen und dann ihre Bücher an einem Lederriemen heimwärts tragen.«

»Wusstest du, dass das ein Priester war?«, fragte Alice mit gedämpfter Stimme.

»Besser Emily als ein Kind«, sagte Mae.

»Ja.«

Ja.

Auf Miss Everetts Zeichen hin betrat ich den Salon und nahm meinen Platz mitten auf der Bühne ein. Als sich die Musikbox drehte, zog Miss Everett den Vorhang, der den Paravent verhüllte, beiseite. Das war der Moment, meine Kleider auszuziehen. »Mach es einfach so wie vor dem Schlafengehen«, flüsterte sie mir zu. »Ganz natürlich. Und nicht zu schnell.«

Ich roch den schalen Zigarrenrauch aus den Mündern der Männer. Dem vereinzelten Gehüstel und den Bewegungen in den Sesseln nach zu schließen, mussten es vier, fünf oder sechs sein, womöglich noch mehr. Ich versuchte sie auszublenden. Sie konnten mich nicht berühren, und außerdem stand Cadet vor der Tür. Doch ein wahrer Trost war mir das nicht.

Meine Finger waren taub vor Angst, und ich zitterte, als ich anfing, mich zu entkleiden.

Miss Everett hatte verlangt, dass ich meinen Straßenanzug trug, und so begann ich mit den Handschuhen, dem Hut, löste dann die Ösen an meinem Jäckchen und knöpfte meine Taille auf und ließ sie von den Schultern gleiten.

Psch, kleines Herzchen, nur keine Angst, zischte ein Mann durch den Paravent. Die anderen Männer begannen ebenfalls, gedämpft, mit mir zu reden. *Lass dir Zeit. Hierher. Gut so. Braves Mädchen.*

Ich schaute zu Miss Everett, doch ihre Miene war so unbewegt, als hätte sie nicht ein rüdes Wort gehört. Entweder stand sie zu nahe an der Musiktruhe, oder sie wollte es nicht hören.

Dann wanden sich die Finger eines Mannes durch ein Loch im Gitter, an seinem Ringfinger funkelte es golden.

Mit Tränen in den Augen wandte ich mich ab.

»Die Tür, meine Liebe, bleibt geschlossen, bis du fertig bist«, flüsterte Miss Everett. »Dreh dich wieder um, und mach bloß weiter.«

Dein Rock sollte in einem Rüschenhaufen auf den Boden sinken. Wenn du die Unterröcke erst einmal gelöst und über die Hüften geschoben hast, gleiten sie von ganz allein nach unten. Am Ende sollten nur noch Korsett und Pantalons übrig bleiben. Ich bin in der Nähe, falls sich eine Schleife verknotet oder eine Schnalle sich verhakt.

Also drehte ich mich wieder zum Paravent, schaute stur geradeaus und legte meine Kleidung bis auf die Unterwäsche ab. Und dann stand ich dort.

Als das Lied endlich zu Ende ging, schloss Miss Everett den Vorhang und führte mich aus dem Salon.

»Das Kleid sollte beim nächsten Mal noch langsamer fallen, meine Liebe«, sagte sie. »Und schlag die Augen nieder. Ich wage zu behaupten, dass du mit deinem entschlossenen Blick den Männern Angst einjagst.«

Dann legte sie mir einen Morgenmantel über die Schultern und fügte hinzu: »Ich habe Großartiges mit dir vor, Ada. Wenn alles gut geht, wirst du zu einer zweiten Rose.«

Ich weinte die ganze Nacht lang in mein Kissen.

Alice kam zu mir ans Bett und flüsterte: »Du solltest beten. Das tue ich immer. Bitte Gott, deinen Schmerz zu lindern.«

Alice glaubte, wenn sie sich hinkniete, die Hände faltete und mit der Luft sprach, würden Engel herbeischweben und ihre Sorgen gen Himmel tragen. »Bei so etwas würde ich doch

niemals lügen», sagte sie.

Ich hatte mich ein Leben lang danach gesehnt, dass mich jemand wollte – dass Mama sagen würde, wie lieb sie mich hatte, oder mein Vater zurückkäme. Es erschien mir so ungerecht: Nun wurde ich endlich gewollt, doch nur auf die Art, die in Miss Everetts Salon an der Tagesordnung war. Und es würde auch nicht helfen, wenn Gott erfuhr, dass es mich gab.

Gestern wurde im East River, bei den Docks an der alten William H. Webb Werft, die Leiche einer Unbekannten aufgefunden. Dem Gerichtsmediziner zufolge handelt es sich um Unfall durch Ertrinken. Fremdeinwirkung wird ausgeschlossen. Das Alter der Unbekannten wird auf etwa vierzig geschätzt; sie trug ein schlichtes Kleid und einen Seidenschal um den Kopf. Da die Verstorbene nicht identifiziert werden konnte, wurde der Leichnam im Anschluss an die gerichtsmedizinische Untersuchung zur Beisetzung auf den Armenfriedhof überführt.

The Evening Star, 5. November 1871



Seit ich so alt war, dass ich mir die Zahl auf unserer Haustür merken konnte, hatte mich Mama nachts allein gelassen. Angeblich hatte sie dann Dinge zu tun, die sich bei Tage nicht tun ließen, und davon abgesehen sei das eben so. Bevor sie fortgegangen war, hatte sie mich immer noch ins Bett gebracht und angewiesen, dort zu bleiben. Wenn sie weg war, hatte ich mir in der Dunkelheit eine Gute Mutter erträumt, die sich um mich kümmerte, bis Mama wieder heimkam.

Meine Gute Mutter war ganz anders als Mama. Sie war dick und glücklich, unter ihrem Kleid wellte sich das Fleisch. Wenn sie mich in die Arme schloss, konnte ich vor Wärme kaum noch atmen. Sie störte sich an nichts, und wenn sie lächelte, strahlten ihre Zähne weiß, nur vorn hatte sie eine Lücke, da fehlte ihr ein Zahn. Dort hindurch pfiff sie alberne Liedchen, mit denen sie mich zum Lachen bringen wollte. Zum Schluss brachte mich die Gute Mutter immer ins Bett und steckte Miss Sweet zu mir unter die Decke. Dann wartete sie mit uns und fragte sich, so wie ich, ob dies die Nacht wäre, in der Mama nicht mehr heimfand.

Nun war sie gekommen und rüttelte mich an meiner Schulter aus dem Schlaf.

»Wach werden, Moth.«

Doch es war Miss Everett, die mich bei meinem richtigen Namen nannte und aus dem Bett scheuchte. »Wickel dich einfach in einen Quilt, Liebes. Unten wartet jemand auf dich. Es ist dringend.«

Ich folgte ihr in den Salon und rieb mir den Schlaf aus den Augen.

Mrs. Riordan saß auf der Couch, die Lippen grimmig zusammengepresst, in ihren schäbigen, zusammengewürfelten Kleidern. Es war ein sonderbarer Anblick inmitten von Miss Everetts makellosen Polstermöbeln. Ich gab Mrs. Riordan einen Kuss auf die Wange. Ich hatte sie zuletzt an dem Tag gesehen, bevor mich Mr. Cowan bedrängt hatte. Mr. Bartz hätte ihr nicht ohne guten Grund verraten, wo ich war. Es musste etwas Schreckliches geschehen sein.

»Ihnen geht es, hoffe ich, gut?«, fragte ich.

»Gut genug«, erwiderte sie. Sie lächelte gezwungen und sagte: »Mr. Bartz bittet um Entschuldigung.«

Miss Everett warf mir von der Schwelle aus mitleidige Blicke zu. »Mrs. Coyne hat sich schon schlafen gelegt«, sagte sie. »Aber ich mache Ihnen gern eine Kanne Tee, wenn Sie mögen.«

»Dafür wäre ich sehr dankbar«, antwortete Mrs. Riordan für uns beide.

Miss Everett nickte ihr zu und verschwand in der Küche.

»Mein liebes Kind«, begann Mrs. Riordan mit viel schwächerer Stimme, als ich sie in Erinnerung hatte. »Ich habe dir etwas wegen deiner Mutter zu sagen.« Sie nahm meine Hand und drückte sie sehr fest. »Sie ist verschieden, Moth«, verkündete sie mit wässrigen, traurigen Augen. »Sie wurde ertrunken im Fluss gefunden. Ein paar Jungs haben sie unter den Docks

hervorgefischt.«

Tränen brannten mir in den Augen. Das Herz tat mir weh. Aber ich konnte mich nicht gegen die Vorstellung wehren, dass das ein Trick war, Mama sich irgendwo versteckt hatte und nur sehen wollte, ob ich noch an ihr hing.

»Und es ist ... ganz sicher sie?«

Mrs. Riordan nickte andächtig. »Ja.«

Die Nachricht war von Mund zu Mund gewandert, von der Werft zur Straße, der Gasse zum Marktstand, über Mrs. Kunkel und Mr. Bartz, bis sie Mrs. Riordan erreichte. Ich konnte mir genau vorstellen, was geredet worden war.

Erste Totenflecken zeigen sich acht bis zwölf Stunden nach dem Ableben. Die Hautstruktur verändert sich, hervorstehende Knochen werden so noch stärker betont. Die Totenstarre wandert durch den Körper, Muskel um Muskel, dann zieht sie sich wieder zurück. Daher das Sprichwort: »Nach der Starre, vor den Ratten.«

»Habt ihr das mit der Frau gehört, die man letzte Nacht aus dem Fluss gezogen hat? Soll 'ne Zigeunerin gewesen sein.«

»Ich weiß ganz sicher, dass das die Wahrsagerin war, die ihre Tochter verkauft hat, die aus der Chrystie Street.«

»Das war doch sowieso 'ne Diebin und 'ne Lügnerin. Da hat sie ja endlich die gerechte Strafe bekommen.«

»Ich konnte dich unglücklicherweise nicht rechtzeitig finden, damit du ihren Leichnam beanspruchen kannst«, klagte Mrs. Riordan. »Sie wurde schon auf den Armenfriedhof gebracht.«

Als das Bild von Mamas traurigem, triefendem Leichnam vor meinem geistigen Auge erschien, verlor ich die Fassung. Ich hatte versucht, sie zu vergessen, meine Erinnerungen Stück für Stück hinweggewünscht, und nun war sie wirklich tot, fast, als hätte ich es so gewollt. All meine Liebe kam in dem Moment zurück, Hand in Hand mit meinem Kummer darüber, dass mich meine Mama weggegeben hatte. Nun war es zu spät für Vergebung und für Abschied.

Mrs. Riordan holte ein zerknülltes Tuch aus ihrer Tasche und legte es sich in den Schoß. Sie zog die Enden auseinander, und hervorkamen ein kleiner Silberlöffel und ein längliches Fläschchen, ihrem Finger ähnlich, das an einer Kette hing. »Fang während dieser bitteren Nacht so viele Tränen, wie du kannst, und löffle sie in dieses Fläschchen, schau, so«, sagte sie und machte es mir vor. »Wenn die Tränen versiegt sind, verschließe es. Mit der Zeit werden die Tränen hierin weniger, so wie dein Kummer. Dann weißt du, dass du genug getrauert hast.«

Sie reichte mir Löffel und Fläschchen mit den Worten: »Es waren meine, als mein Johnny verstarb.«

»Das kann ich nicht annehmen«, widersprach ich und versuchte, ihr den Tränenfänger zurückzugeben.

»Du musst«, beharrte sie. »Andernfalls kehrt kein Glück ein.«

Ich stellte das Fläschchen und den Löffel ab und dankte ihr für ihre Freundlichkeit. Ihr zahnloses Lächeln und ihre tröstliche Gegenwart hatten mir gefehlt. Ich wünschte nur, Mrs. Riordan hätte aus einem glücklicheren Anlass zu mir gefunden.

Während des Kriegs war es Sitte, dass frisch vermählte Frauen Lacrimarien, oder auch Tränenfläschchen, trugen. Es galt als Zeichen der Hingabe an den fernen Ehemann, die Fläschchen mit Tränen zu füllen. Viele Männer jedoch kehrten aus der Schlacht nie mehr zurück, und so mussten ihre Frauen die Tränen der Einsamkeit auf die Gräber ihrer Männer gießen.

Heute ist die Praxis des Tränenfangens recht verbreitet, und zwar zu Zeiten der Feier wie der Trauer. Es gibt sogar einen Bericht über eine Frau, die ihre Tränen mit sich getragen haben soll, um ihre Gefühle für einen unerreichbaren Mann zu zerstreuen.

»Eines muss ich dir noch sagen.« Ihre Stimme wurde zu einem Flüstern. »Ich habe aus sicherer Quelle erfahren, dass ihre Augen offen waren, als man sie fand.«

Wir wussten beide: Eine Leiche mit offenen Augen kündete von einem Fluch. Die Seele hatte im Augenblick des Todes keinen Frieden gefunden und würde nun Familie und Freunde so lange heimsuchen, bis sie eine andere Seele zu sich ins Grab ziehen konnte.

Ich hatte die Ballade von Mary O'Day oft genug gesungen, und so wusste ich, dass der ruhelose Geist einer Mutter besonders eine Tochter plagte.

*Mary O'Day ist wie von Sinnen,
seit die Mutter ihr verblich.*

*Denn, wisse, nirgends gab's Entrinnen
vor der Mutter offen Aug.*

»Schau«, sagte Mrs. Riordan und holte noch ein Geschenk hervor. »Ich habe mir erlaubt, deine Puppe einmal richtig auszustopfen.«

»Ich danke Ihnen«, sagte ich und drückte Miss Sweet an meine Brust.

Mrs. Riordan blieb die ganze Nacht bei mir und hielt mich im Arm, während ich die Puppe wiegte.

Am nächsten Morgen wies Miss Everett die Köchin an, einen Korb zu füllen; sie rief sogar eine Kutsche, damit Mrs. Riordan den Weg zurück zur Chrystie Street nicht laufen musste. Ihre fürsorgliche Art der alten Frau gegenüber, einer völlig Fremden, bedeutete mir unsagbar viel.

»Ruh dich etwas aus«, riet mir Mrs. Riordan und umarmte mich ein letztes Mal. »Es war eine lange Nacht, und es werden viele weitere kommen. Verliere nicht den Glauben. Am Ende wird der Geist deiner Mama ermüden, und sie geht an den Ort, den der Herr ihr vorgesehen hat.«

Als sie fort war, nahm mich Miss Everett bei der Hand und brachte mich ins Bett. Sie wies Alice und Mae an, die schon wach waren, sich leise anzukleiden und mich in Ruhe schlafen zu lassen.

Ich weinte den ganzen Morgen lang, aus Traurigkeit, Wut und Verwirrung. Schließlich fiel ich erschöpft in einen kummervollen Traum, der Mama zu mir heraufbeschwore.

Ihr Geist stand am Ende meines Bettes, nur mit Pantalons und einem alten, fadenscheinigen Korsett bekleidet. Sie trug

Austernschalen im Haar, zu ihren Füßen zappelten Mr. Hetheringtons Goldfische und schnappten nach Luft. Brackwasser rann ihr an den Fingern hinunter und wurde, als es sich auf dem Boden sammelte, zu Blut. Ihr Mund war schwarz von Tod.

»Weißt du, dass ich dich geliebt habe, Mama?«, fragte ich ihren Geist und zerrte die Decke an meine Brust. »Ich hatte genug Liebe für uns beide in mir ...«

Sie schwebte mit ausgebreiteten Armen auf mich zu, so als wollte sie alles gutmachen, sie kam ganz nahe, doch dann hielt sie inne.

»Wer hat dir dein Haar geraubt?«, fragte sie mit schreckensverzerrter Miene.

Ich zog wild an meinen Locken. »Mrs. Wentworth hat es mir geraubt, aber es wächst schon, Mama, siehst du nicht? Es wächst jeden Tag.«

»Als Nächstes raubt sie dir die Sinne ...«, klagte Mama, immer wieder sagte sie die Worte, und so wurden sie zu einem Bannspruch: *Raubt sie dir die Sinne, raubt sie dir die Sinne, raubt sie dir die Sinne ...* Dann verwandelte sich ihr Gesicht. Es wurde gesünder, runder, plumper, bis ich Mrs. Wentworth vor mir sah.

Ihre Schere wie einen Dolch über den Kopf erhoben, schrie sie: »Du gehörst noch immer mir, Miss Fenwick!«

Und so begann Johannes, seinem vielversprechenden Plane festen Entschlusses zugetan, sich nach einem Medium umzutun, das mit dem Reich der höheren Wesen verkehrte und ihm die Bekanntschaft mit dem einen oder anderen Geiste verschaffen könnte.

Q. K. Philander Doesticks:
Die Hexen von New York, 1859



Eine kurze Weile zeigte Miss Everett mir gegenüber große Fürsorge und Teilnahme. Sie gestattete mir, den Tag zu verschlafen, und abends wies sie Mrs. Coyne an, mir heiße Milch und Haferkekse zu bereiten, die ich im Bett zu mir nehmen durfte.

Alice vermied jedes Thema, das mich noch mehr aufgebracht hätte, betrachtete die Modetafeln in *Godey's Lady's Book* und sprach endlos lange über Ausschnittsformen und Stoffmuster. »Ich hoffe doch, dass der Prinzessinnenschnitt auch im nächsten Jahr noch tragbar ist, du nicht?«

Mae hingegen war sehr unverblümt. »Wenn ich geahnt hätte, dass Miss Everett so reizend sein kann«, höhnte sie, »hätte ich längst irgendeiner alten Schachtel Geld gegeben, damit sie kommt und meine Ma für tot erklärt.« Ihre Bitterkeit kam nicht von ungefähr – Miss Everett hatte das mit Maes Ausflügen in die Bowery Concert Hall herausgefunden (zumindest hegte sie einen starken Verdacht).

In der Nacht nach Mrs. Riordans Besuch war Mae nämlich recht laut durch das Fenster zurück ins Haus gepoltert, Miss Everett war daraufhin in unser Zimmer gestürmt und hatte Mae erklärt, wenn sie selbst nicht auf ihre Sicherheit achten könne, dann bliebe ihr, Miss Everett, eben nichts anderes übrig, als diese Aufgabe für Mae zu übernehmen. »Du bist nicht mein

Kind«, hatte sie geschimpft. »Du bist meine Hure.«

»Beinahe-Hure«, hatte Mae trotzig geflüstert, nachdem Miss Everett das Zimmer verlassen hatte.

Seither hatte Cadet Order, Mae tagsüber im Auge zu behalten und bei Nacht auf dem Dach bis zur Sperrstunde Wache zu schieben.

Ich war neidisch auf Mae, weil sie ihm so nahe war, und Cadet tat mir leid, wenn er dort draußen in der Kälte stand und sich mit hochgestelltem Kragen vor dem Wind schützte. Mae versuchte ihn zu überreden, seinen Posten aufzugeben, und versprach ihm für jede freie Nacht eine Stunde Zuwendung. Sie war zu ihm auf das Dach geklettert, nur in ihrem offenen Morgenrock, sodass Cadet ihre Nacktheit gar nicht übersehen konnte. »Nimm dir, was du willst, doch dann lass mich gehen!«, hatte sie ihn angefleht. Cadet hatte stur geradeaus geschaut, als wäre er auf wundersame Weise immun gegen ihren Zauber.

Drei Tage, nachdem ich von Mamas Tod erfahren hatte, hatte sich Miss Everetts Mitgefühl jedoch erschöpft. Der Sonntagmorgen war gekommen, und trotz meiner Tränen wollte sie, dass ich meine Pflicht im hinteren Salon erfüllte.

Sie fasste mich am Arm und führte mich die Treppe hinunter.

»Bitte«, flehte ich erneut, »ersparen Sie mir doch heute, mich vor den Männern auszuziehen.«

»Wenn du schon diese einfache Aufgabe nicht bewältigen kannst, Ada, bist du für mein Haus womöglich ungeeignet.«

Als es vorbei war, brachte sie mich in mein Zimmer und befahl mir, den Rest des Tages dort zu bleiben, allein und ohne Essen. »Denk gut darüber nach, Miss Fenwick«, sagte sie. »Lass dir von der Trauer nicht dein Leben nehmen.« Dann schnappte sie sich Mrs. Riordans Tränenfläschchen, das an meinem Bettpfosten hing, stopfte es in ihre Tasche und verließ das

Zimmer.

Am nächsten Morgen machte Dr. Sadie ihre wöchentliche Visite, und im Salon kam es zu einem Streit zwischen ihr und Miss Everett. Ich presste ein Ohr an die Tür, doch ich konnte nur wenig verstehen, lediglich, dass Miss Everett »sehr, sehr enttäuscht« war. Dann sagte Dr. Sadie, schon kurz vor meiner Tür: »Ich will mein Bestes versuchen.«

»Miss Everett möchte, dass du mich heute begleitest«, sagte Dr. Sadie nach der Untersuchung. »Sie glaubt, eine kleine Luftveränderung würde dir guttun, und ich kann auf meiner Runde ein weiteres Paar Hände gebrauchen. Ich werde auch das Thema Waisenzüge nicht erwähnen, das verspreche ich.«

Aus Angst, dass Miss Everett mich andernfalls wieder auf die Straße setzen würde, willigte ich ein. Und, ehrlich gesagt, entfloh ich nur zu gern dem wachsamen Auge der Madame.

In der Third Avenue blieben wir vor einer Reihe von Gebäuden stehen, die mich an die Chrystie Street erinnerten. »Ich mache heute Hausbesuche«, sagte Dr. Sadie und fasste an eine Feuertreppe. »Los geht's.«

Ich folgte ihr die Sprossen hinauf, über die Dächer, über ein Haus nach dem anderen. Sie bewegte sich erstaunlich wendig, hob mit leichter Hand die schweren schwarzen Röcke ihrer Arztkleidung an und wusste, leere Kisten und Schachteln als Stufen zu nutzen, um über den Rand des einen Dachs zum nächsten Dach zu steigen. Angeblich kam sie zu den meisten Patienten auf diesem Wege, denn es sei ihr angenehmer, nicht den Boden zu berühren. »Die Treppenhäuser sind ein Alptraum«, sagte sie schaudernd. »Wenn es irgendwie geht, meide ich diese finsternen Rattenlöcher.«

Viele ihrer Patienten lebten in überfüllten Zimmern unter dem Dach und schwitzten sich halbtot durch Akkordarbeit – sie

rollten Zigarren, klebten Umschläge oder nähten Hemd um Hemd um Hemd. In ihre engen, dunklen Kammern zog das Siechtum ein. Die Krankheit gedieh, wo es weder Fenster noch Hoffnung gab.

Wir kletterten zu ihnen durch Dachluken und über Außentreppen. Wir sahen nach einer Witwe, um die sich niemand kümmerte, nach erschöpften Müttern, die viel zu viele Kinder hatten. Wir kamen zu Menschen, die einfach nur in ihren Betten lagen und von irgendeinem Leiden oder vom Hunger dahingerafft wurden. In jedem dieser Zimmer musste ich an Mama und ihre bitteren Klagen darüber denken, dass es ihr an allem fehle.

Während Dr. Sadie Husten und Fieber behandelte, Geschwüre aufschnitt und Wunden nähte, bemühte ich mich, den Kindern ein Lächeln zu entlocken. Ich nahm sie auf den Schoß und spielte mit ihnen Fingerreime oder Guck-guck. In ihrer Gegenwart beschlich mich Scham darüber, dass ich die Chrystie Street hinter mir gelassen hatte und nun so viel Bequemlichkeit genoss.

Wir arbeiteten bis in den späten Nachmittag. Schließlich legte Dr. Sadie eine Pause ein und setzte sich auf einem Dach an einen Schornstein. Sie zog zwei Äpfel aus der Tasche, reichte mir einen und riet: »Lehn dich mit dem Rücken gegen die Ziegel. Das hält warm.« Der Tag hatte mit hellem, warmem Sonnenschein begonnen, doch die kalten, feuchten Winde eines späten Novemberabends nahten schon.

Wenn Dr. Sadie spürte, dass ich auf ihre Hände sah, faltete sie diese rasch im Schoß. Sie waren spröde und rissig von der harschen Seife, in jeder Pore zeigte sich der Kampf zwischen Wissenschaft und Schönheit. Die Sorge um ihr Äußereres war Dr. Sadie deutlich anzumerken, auch wenn sie sich sehr bemühte,

die Welt vom Gegenteil zu überzeugen. Offenbar litten selbst die vernünftigsten Frauen unter dem Diktat der Eitelkeit.

»Wir haben noch eine Station vor uns, dann sind wir fertig.«

Ich nickte, biss in meinen Apfel und schluckte. »Gut,« sagte ich und hoffte, dass ich nicht so erschöpft aussah, wie ich mich fühlte. Ich ließ den Apfel an seinem Stiel kreisen und dachte an meine Tage auf der Bowery. Mochte mich mein schlechtes Gewissen wegen der Annehmlichkeiten, die ich bei Miss Everett genoss, auch drücken, so wollte ich doch niemals wieder zurück auf die Straße und um Pennys betteln.

Dr. Sadies letzte Visite führte uns zu einer Katherine Tully.

»Kommen Sie herein«, beantwortete eine schwache Stimme unser Klopfen.

In der kleinen Kammer war es kalt und dunkel, und es stank nach abgestandenem Urin. Miss Tully lag in ihrem Bett und trug scheinbar jeden Fetzen, den sie noch besaß, am Leib. Ihre Füße waren in zwei Patchworkdecken gewickelt, doch sie zitterte trotzdem so heftig, dass der Bettrahmen vor Mitgefühl erbebte.

Dr. Sadie holte eine Schachtel Streichhölzer aus ihrer Tasche und reichte sie mir. »Zünde eine Lampe an, Moth. Machen wir es Miss Tully ein wenig behaglicher.«

Während ich eilig den Docht entfachte, bevor das letzte Tageslicht aus dem Zimmer schwand, setzte sich Dr. Sadie auf das Bett und sprach sehr ruhig mit Miss Tully. Dr. Sadie legte die Finger um das dünne Handgelenk ihrer Patientin und fühlte den Puls.

In dem schwachen Licht war es schwer, Miss Tullys Alter oder ihr Leiden zu erkennen, doch die Krankheit setzte eindeutig alles daran, Miss Tully das bisschen Leben, das noch in ihr war, zu nehmen. Dr. Sadie und Miss Tully verhielten sich weniger wie

Doktor und Patientin, sondern mehr wie Freundinnen, und Miss Tully musste sogar lachen, als die gute Dr. Sadie einen Scherz darüber machte, dass sie beide das Los einer Junggesellin teilten.

»Wir sind schon zwei Einspänner, was?«, sagte Dr. Sadie mit einem Zwinkern.

»Ich wollte es gar nicht anders haben«, erwiderte Miss Tully seufzend. »An Ihrer Lage hat sich nichts geändert?«

Dr. Sadie schüttelte den Kopf, hob ein Medizinfläschchen vom Nachttisch und hielt es gegen das Licht. »Sie haben aber nicht sehr viel von meiner Arznei genommen«, sagte sie. »Haben Sie die Anweisungen nicht gelesen?«

»Oh doch«, erwiderte die junge Frau und lächelte kläglich. »Sehr gut sogar.« Sie bedeutete Dr. Sadie, ihr die Flasche zu reichen, und wies auf das Etikett: »Nur nach dem Essen einzunehmen.«

»Verstehe«, sagte Dr. Sadie, erhob sich und ging zum Schrank.

»Sparen Sie sich die Mühe«, sagte Miss Tully. »Dort werden Sie nichts finden.«

»Katherine«, seufzte Dr. Sadie, »dann haben Sie vermutlich auch keine Kohle im Haus?«

»Nein ...«

»Warum haben Sie bei meiner letzten Visite nicht gesagt, wie schlecht es um Sie steht?«

»Lassen Sie mir doch meinen Stolz«, erwiderte Miss Tully.

Dr. Sadie leerte ihre Taschen bis auf den letzten Cent und wies mich an, zum nächsten Lebensmittelgeschäft zu gehen und zu kaufen, was ich tragen konnte. »Einen Beutel Reis und eine große Tüte Haferflocken ... Brot, Milch, Äpfel, Bohnen und zwei

Fleischpasteten, egal welche. Der Ladeninhaber heißt Mr. Hannigan. Sag ihm, dass heute noch Kohle geliefert werden muss. Und dass du von Dr. Sadie kommst. Dann wird er sich darum kümmern.«

Kaum war ich mit den Einkäufen zurückgekehrt, brachte ein Laufbursche einen Eimer Kohle. Mit einem Feuer im Herd wirkte die Kammer gleich viel heiterer. Ich schürte die Flammen, während Dr. Sadie ihrer Patientin ein Abendessen aus Haferflockensuppe und Äpfeln bereitete. Wir blieben an ihrer Seite, bis sie alles aufgegessen hatte.

Nachdem Dr. Sadie ihr noch einen Löffel Medizin in den Mund geschoben hatte, setzte sie sich auf das Bett und kämmte Miss Tully mit einer silbernen Bürste, die in der Schublade des Tischchens gelegen hatte, sorgsam und liebevoll das Haar. Dr. Sadie behandelte die junge Frau wie eine Königin.

»Ich hatte ein Kind«, wandte sich Miss Tully an mich, während ihr Dr. Sadie das Haar zu einem lockeren Zopf flocht. »Ein winziges Ding, es hat nur zwei Tage gelebt. Ich hatte das Mädchen Olivia genannt, nach meiner Mutter. Es wäre zu einer Schönheit herangewachsen, so wie du.«

»Danke schön«, sagte ich und hielt mich an ihrem letzten Satz fest, damit ich mir Miss Tully nicht auch noch mit einem sterbenden Baby in den Armen vorstellen musste.

Ich hatte weder familiäre noch freundschaftliche Bande zu ihr, und daher sah ich ihre Traurigkeit sehr deutlich. Jedes noch so kleine Zögern in ihrem Gebaren – beim Atmen, beim Sprechen – erweckte in mir das überwältigende Verlangen, zu ihr zu gehen und ihr zu sagen: *Es wird alles gut.* Auch wenn es das nicht würde.

Als wir Miss Tully verließen, war es draußen finster. Dr. Sadie schimpfte mit sich selbst bei jedem Schritt. »Ich hätte letztes

Mal schon in die Schränke schauen sollen. Ich hätte dafür sorgen müssen, dass sie Vorräte im Haus hat.«

Es begann zu regnen, die Tropfen fielen immer heftiger, und wir hatten nichts, um uns vor dem Schauer zu schützen.

»Zu mir ist es näher als zu Miss Everett«, rief Dr. Sadie über das Geprassel hinweg. »Warten wir lieber dort, bis es aufhört.«

Ihre Mansarde lag über der Stätte, an der Dr. Sadie ausgebildet worden war, und nur wenige Schritte von Miss Keteltas' Anwesen entfernt. Sooft ich die Straße auch auf und ab gewandert war, dieses Gebäude hatte ich niemals bemerkt, nicht einmal das Schild über dem Portal: SPITAL DER STADT NEW YORK FÜR BEDÜRFTIGE FRAUEN UND KINDER.

»Ich bitte um Entschuldigung, dass mein Quartier so klein ist«, sagte Dr. Sadie, ließ die Ofentür quietschen und stocherte in einem frischen Feuer herum. »Ich habe selten Besuch.«

Ich hatte an ihrem Zimmer nichts auszusetzen. Dort waren lauter schöne Dinge – ein Korb mit Äpfeln, ein Setzkasten mit gestreiften und spiralförmigen Muscheln, ein weißes Batistnachthemd über einem Stuhl. Ringsherum waren Bücher verstreut, sie standen in Regalen, belegten den Schreibtisch, die meisten jedoch stapelten sich zu großen schiefen Türmen auf dem Boden.

An der Wand neben dem Bett hingen einige recht morbide Zeichnungen: Bilder von Armen und Beinen, Körpern und Gesichtern, die der Zeichner aufgeschnitten hatte, damit man ins Innere schauen konnte. Auf dem Sims und zwischen den Büchern standen Gefäße mit präparierten Tieren. Aufgeblasene Frösche und eingerollte Schlangen schauten mich durch trübes Glas an, die Augen glühten grün und gelb und rot.

»Möchtest du etwas essen?«, fragte Dr. Sadie und streckte sich nach einer Dose Kekse hoch auf dem Regal.

»Ja, gern«, erwiderte ich. Ich hatte, bis auf den Apfel, den ganzen Tag noch nichts gehabt.

Als sie nach der Schachtel fasste, entdeckte ich die Ratte, die gleich daneben saß. Ich wollte schon kreischen, doch da packte Dr. Sadie das Tier am Schwanz und setzte es zur Seite. Es blieb steif und ruhig, seine Glasäugen funkelten. Dr. Sadie öffnete die Dose und bot mir zuerst an.

»Nimm so viele, wie du magst.«

Jetzt sah ich das Skelett, das in einer Ecke hing. Es wurde von Drähten zusammengehalten und zitterte ganz sachte, als Dr. Sadie vorbeiging. Ich hätte schwören können, dass es mich aus den Augenhöhlen anstarre.

Dr. Sadie bemerkte meinen Blick. »Oh, das ist bloß Miss Jewett, achte nicht auf sie.« In ihrer Stimme schwang ein wenig Stolz mit, fast so, als hätte Dr. Sadie das Mädchen eigenhändig in das Knochenwesen dort verwandelt.

»Mr. Dink hat sie mir geschenkt, weil ich eine junge Schaustellerin aus seinem Palast der Illusionen gerettet habe«, erklärte sie. »Das Mädchen hatte die Stimme verloren, und meine Aufgabe war es, sie ihm zurückzugeben. In solchen Fällen ist regelmäßiges Gurgeln mit Salzwasser sowie Zitrone und Honig angezeigt.«

»Wer war es denn?« Mich interessierte die Identität der Darstellerin weit mehr als Dr. Sadies Vorgehen bei Kehlkopfentzündungen.

»Oh, ihren Namen sollte ich für mich behalten«, sagte Dr. Sadie und schüttelte den Kopf. »Mr. Dink ist sehr diskret, was seine Schausteller und sein Metier betrifft.« Um meine offensichtliche Enttäuschung ein wenig zu lindern, ging Dr. Sadie zum Skelett, legte sich spaßeshalber einen Arm um die Schulter und rasselte an den Rippen. »Arme Miss Jewett«,

seufzte sie und legte den Kopf auf die knochige Schulter. »Dabei bist du die beste Freundin aller Zeiten ... Nie muss ich für dich kochen, nie jammerst du, nicht einmal über das Wetter.« Dr. Sadie lächelte mich an und winkte mich zu sich. »Betrachte sie ruhig genauer. Sie beißt nicht.«

In einer Seite des Schädelns klaffte ein scheußliches Loch, doch der Mund grinste breit und zahnig. Ich schloss die Finger um einen langen Armknochen. Er fühlte sich ganz geschmeidig an. Irgendjemand hatte etwas darauf eingraviert und mit Tinte nachgefärbt. *So wie du jetzt, war ich einst. Wie ich jetzt bin, wirst du sein.* Ich ließ den Knochen los und prüfte ängstlich, ob das Skelett seinen geisterhaften Blick auf mich gerichtet hatte.

»Wenn du möchtest, kannst du heute hier übernachten«, sagte Dr. Sadie, holte ein zusätzliches Kissen aus einer Truhe und zupfte es zurecht. »Miss Everett weiß ja, dass du sicher untergebracht bist.«

»Sehr gern.« Ich war froh, dass ich bei dem entsetzlichen Wetter nicht zurücklaufen musste. Ich trat ans Fenster, sah in den Regen, lauschte, wie er an die Scheibe schlug, und folgte einem Tropfen mit dem Finger.

»Haben Sie Mr. Dink durch Miss Everett kennengelernt?«, fragte ich.

Im Jahr 1865 war ein Feuer im Medizinischen Kolleg auf der Fourteenth Street ausgebrochen, welches die umfassende Sammlung medizinischer Kuriositäten aus dem ehemaligen Besitz von Dr. Valentine Mott (der Verstorbene war Professor am Kolleg der Ärzte und Chirurgen gewesen) beherbergte. Nahezu der gesamte Bestand ging verloren, über tausend Objekte. Das Wenige, was von Dr. Motts Sammlung erhalten blieb, händigte man kurz darauf seiner Witwe aus. Einige besondere Stücke jedoch wurden einem Museum auf der Bowery gestiftet, das sich auf anatomische Exponate spezialisiert hat.

»Nein«, sagte Dr. Sadie. »Es war umgekehrt. Mr. Dink kenne ich seit Jahren.«

»Wirklich?«

»Oh ja, ich kümmere mich schon seit geraumer Zeit um die Gesundheit seiner Schausteller.«

Ich versuchte mir vorzustellen, wie Dr. Sadie in den Mund des weltgrößten Illusionisten schaute. *Das hätte ich wirklich gern gesehen.*

»Warum wollten Sie, dass ich Sie heute begleite?«, fragte ich. Dr. Sadie ließ sich in einen Stuhl neben dem Bett fallen und legte die Füße auf einen Bücherstapel. Im Halbdunkel des Zimmers wirkte sie fast mädchenhaft. Auch ihre Stimme klang anders, sanfter, unangestrengter.

»Ich wollte sicher gehen, dass es dir gut geht, nach dem Tod deiner Mutter.«

»Hätten Sie nicht einfach fragen können?«, wunderte ich mich laut.

»Auf Worte kann man sich nicht verlassen, wenn man das Herz ergründen will«, sagte sie. »Ich vertraue lieber meinen Beobachtungen.«

»Miss Tully wird bald sterben, oder?«

Dr. Sadie blickte mir in die Augen. »Ja, Moth, das wird sie.«

»Was fehlt ihr denn?«

»Sie hat eine Krankheit, gegen die es kein Mittel gibt.«

Miss Tully hatte sich, so erfuhr ich nun, eine der entsetzlichsten Sachen eingefangen, die ein Mensch bekommen konnte. Die Engländer machten die Franzosen dafür verantwortlich, die Franzosen die Italiener, die Deutschen die Spanier. Niemand wusste mit Sicherheit, warum die Krankheit sich verhielt, wie sie sich verhielt, doch sie war wie der Wolf im Schafspelz, und kaum glaubte man, sie wäre endlich fort, flammte sie erneut auf, schlimmer als zuvor. War der Ausschlag abgeklungen, folgten Haarausfall, Muskelschmerzen und ein starkes Hinken. Manch einem fiel sogar die Nase ab. Wenn einen die Krankheit nicht früher oder später tötete, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass man an ihr irre wurde. Wegen des Schreckens, den sie erzeugte, hatte sie gleich eine ganze Reihe von Namen: Lues, Harter Schanker, Morbo gallicus, Lustseuche.

Es ist möglich, dass ein Mann, der die Syphilis hat, zu Beginn keinerlei Symptome zeigt.

☞ Die Krankheit schlummert lange unbemerkt. So hält sich der Mann für gesund, obwohl dies nicht der Fall ist.

☞ Weist ein Mann eine gräulich-bläuliche Gesichtsfarbe auf, leidet unter wundem Zahnfleisch und übermäßigem Speichelfluss, oder ähnelt sein Körpergeruch dem von Bratkartoffeln, kann man sicher sein, dass er Quecksilber nimmt, um die Krankheit einzudämmen.

☞ Wenn das Quecksilber versagt, greifen viele Männer zu verzweifelten Maßnahmen. Manche nähern sich einer Jungfrau, in dem Glauben, deren Unschuld würde eine Heilung bewirken.

Dr. Sadie war der Krankheit schon eine Weile auf der Spur, und wenn sie eines sicher wusste, dann, dass Unehrlichkeit die Verbreitung noch am stärksten förderte. War das Leiden, so wie jede Lüge auch, einmal in die Welt gesetzt, ließ es sich nicht mehr aufhalten. Die Krankheit fragte nicht, ob man Baby oder Hure war. Es gab keine Hoffnung.

Von den Bewohnern der Chrystie Street forderte jede Krankheit einen entsetzlichen Tribut. Bei jeder neuen Typhus- oder Cholerawelle, die über die Slums hereinbrach, mussten die Mütter um ihre Kinder fürchten. Im Hochsommer stapelten sich die gekalkten Särge auf der Pritsche des Totengräbers in Zehnerreihen neben-und übereinander, und wenn sein Wagen fortrollte, stimmten Mütter ihre Totenklage an.

Könnte ich doch Miss Tully vergessen, und mit ihr jede

trauernde Mutter, die ich jemals gesehen hatte! Ich wünschte, mein Vater wäre zu Mama und mir zurückgekommen und hätte endlich wieder Freude in unser Heim gebracht. Ich wünschte, es wäre leicht, all das zu tun, was Miss Everett von mir verlangte, und dass Dr. Sadies Freundlichkeit ein Ende hätte und sie mich meinem Schicksal überlassen würde. Ich stand auf und ging erneut zum Fenster. Ich drückte die Nase an die Scheibe und versuchte, zu Miss Keteltas' Haus zu schauen, doch in Dunkelheit und Regen konnte ich es nicht erkennen.

10. November 1871

Der gestrige Tag begann mit einer Klage von Miss Everett, dass Moth (oder Ada, wie sie das Mädchen nennt) sich missmutig und widerborstig aufführe. Miss Everett sei, so sagte sie, mit ihrer Weisheit am Ende.

»Haben Sie nicht irgendein Mittel, um ihre Stimmung auszugleichen?«, fragte sie.

In mir sträubte es sich, blindlings zu verschreiben, was Miss Everett erwartete, und so fragte ich, ob sie versucht habe, mit dem Kind zu reden und zum Kern der Dinge vorzudringen.

»Das ist in dem Fall nutzlos«, wies sie meinen Vorschlag barsch zurück.

»Sie ist zu jung«, insistierte ich (wieder einmal).

»Das Mädchen weiß genau, was es will.«

Schließlich schlug ich vor, Moth mit auf meine Visite zu nehmen und zu sehen, ob ich sie ein wenig aufheitern könne. Zu meinem Erstaunen willigte Emma ein. »Sie gehört ganz Ihnen«, sagte sie und übergab Moth so meiner Obhut.

Ich nahm sie auch zu Miss Tully mit.

Ich hatte geglaubt, dies sei mit geringem Risiko, dafür möglicherweise mit großem Gewinn verbunden. Ich hatte

gehofft, die Begegnung mit Miss Tully würde Moth ins Grübeln bringen. Es war falsch, dass ich ihr nicht alles über Katherine erzählte, doch ich war zu erpicht darauf, dass sich Moth mir zu und von Emma abwandte.

Die Güte, die sie meinen Patienten gegenüber zeigte, und ihre Hilfsbereitschaft berührten mich tief. Es gab Momente wahren Vertrauens zwischen uns, da bin ich mir sicher, aber traurigerweise waren es wohl nicht genug. Obwohl sich Moth zur Nacht in mein Bett rollte, war sie am nächsten Morgen sichtlich froh, wieder aufzubrechen. Kaum hatten wir Miss Everetts Haus erreicht, lief sie mir davon und die Stufen hinauf, ohne ein Wort des Abschieds.

Ich habe wohl nur eines erreicht – mir meine Fehler aus der Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Vielleicht ist es mir einfach nicht vergönnt, Risiken einzugehen.

S. F.

5. Mai 1870

Es ist nun drei Wochen her, dass ich Katherine Tully von Miss Everett fortholte und in ein Heim brachte, doch heute kam sie zu mir und flehte um Einlass.

Sie wurde gegen ihren Willen verführt.

Vor vierzehn Tagen hatte sich ihr ein Mann abends während des Heimwegs genähert. Er hatte sie danach bei drei Gelegenheiten begleitet, ihr jedes Mal beim Abschied einige Münzen gegeben und sie schwören lassen, dass seine Gefälligkeit ein Geheimnis blieb.

Bei ihrer dritten Begegnung hatte er ihr das Angebot gemacht, während einer Gesellschaft in einem Privathaus als Hilfsmädchen zu arbeiten. Angeblich könne sie dabei einen Dollar verdienen und müsse nur eine Vereinbarung unterschreiben, er würde sich um alles Weitere kümmern.

»Was hat in der Vereinbarung denn gestanden?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht genau. Ich kann nicht gut lesen.«

Sie waren mit der Kutsche zu einem vornehmen Haus in einem schönen Viertel gefahren. Der Fremde hatte die Vorhänge der Droschke zugezogen, sodass Katherine nicht wusste, wohin die Reise ging. Allerdings war ihr die Fahrt recht lang vorgekommen.

Bei ihrer Ankunft wurde sie von niemandem empfangen, bis auf den Herrn des Hauses. Er hatte sie in den Salon geführt und ihr gesagt, sie solle sich setzen. Sie erinnert sich noch, dass dort ein Flügel stand, den sie sehr bewunderte, woraufhin der Hausherr etwas für sie spielte. Danach war er zu ihr gekommen.

Sie hatte sich hinter die Vorhänge geflüchtet, geweint und gefleht, aber er hatte sie aus ihrem Versteck gezerrt und ihr dann seinen Willen aufgezwungen.

»Kennen Sie den Namen Ihres Verführers?«

»Nein.«

»Wie lautet der Name des Mannes, der das alles arrangiert hat?«

»Er hat sich als Mr. Jones vorgestellt.«

Zweifellos ein Deckname.

»War an Mr. Jones irgendetwas besonders oder ungewöhnlich?«

»Er war groß, hatte dunkles Haar und ein gewinnendes Lächeln. Er trug immer einen hellen Anzug, modisch und teuer. Er hatte weder Bart noch Schnäuzer, nur Koteletten. Auf mich wirkte er wie ein ehrbarer Gentleman.«

Dann zeigte sie mir einen schmerzhaften Schanker, der sich seit dem Vorfall entwickelt hatte. »Können Sie irgendetwas tun, damit das weggeht?«

Der Ausschlag wird mit einer quecksilberhaltigen Salbe innerhalb weniger Tage austrocknen, doch ich bin sicher, er ist der Vorbote eines weit schlimmeren Übels.

S. F.

15. Wie viele Liebhaber werde ich haben?
16. Der, den ich liebe – was hält er in Wirklichkeit von mir?
17. Soll ich den süßen Versprechungen, die man mir ins Ohr flüstert, Glauben schenken?
18. Liebt mich der Mann, an den ich denke?
19. Denkt der Mann, an den ich denke, dass ich ihn liebe?
20. Was kann ich tun, um das Herz des Mannes zu erobern, den ich liebe?

Aus: *Das Orakel für die Dame von Cornelius Agrippa, einem unfehlbaren Propheten männlichen Geschlechts.*



Mae trat neben mich ans Fenster und legte das Kinn auf meine Schulter. Sie wollte wissen, wohin ich schaute. »Warum gehst du nicht raus und leitest ihm Gesellschaft?«, neckte sie mich und wies auf Cadet. »Vielleicht gibt er dir ja noch einen Kuss.«

Cadet hielt wie üblich, eine Lampe zu seinen Füßen, Wache auf dem Dach, um einen Ausbruchsversuch von Mae zu verhindern.

Ich schüttelte Mae ab. »Er hat mich bloß geküsst, weil du es ihm befohlen hast. Und das Spiel war doch auch nur dazu da, mich vorher abzulenken.«

»Mag sein«, erwiderte Mae. »Aber ich habe ihm nicht befohlen, das Ganze zu genießen. Das hat er höchstselbst getan.«

Bei der Erinnerung an seine Lippen auf meinen wurde ich rot, doch ich rührte mich nicht von meinem Posten.

»Wenn du nicht rausgehst, schicke ich Alice«, drohte Mae.

Alice holte kichernd meinen Wollumhang und legte ihn mir um.

»Dich will er sicher lieber sehen«, sagte sie und gab mir einen kleinen Schubs.

Die Atmosphäre im Haus hatte sich seit meiner Ankunft sehr verändert. Alice betete mittlerweile jeden Abend und flehte zu Gott, er möge ihr statt eines Verführers einen Ehemann schicken. Rose war kurz angebunden und wollte nur noch weg. Und Emily hatte ich drei Vormittage hintereinander in ihrem Zimmer weinen hören. Als Missouri mich beim Lauschen erwischt hatte, hatte sie nur gesagt: »Dich geht das nichts an. Das wird schon wieder.«

Auch hatte Miss Everett es noch nicht für nötig befunden, mir Mrs. Riordans Tränenfänger zurückzugeben, doch die Tränen, die ich in das bezaubernde Fläschchen vergossen hatte, waren bestimmt noch nicht getrocknet. Die Erscheinung in meinem Traum war nicht Mamas Geist gewesen, und ich fand keinerlei Anzeichen dafür, dass sie tatsächlich nahe war. Ich hatte es für möglich gehalten, dass es nach Dr. Godfrey's riechen, wenn ich allein war, oder ich ihre Finger an meinem Nackenhaar spüren würde, doch es war nichts geschehen. Ihr Tod hatte mir größeren Kummer als all ihre Lügen verursacht. Verrat kann man vergeben und vergessen. Der Tod ist unabänderlich.

Nur die Tagträumereien von Cadet lösten die knotige Angst in meinem Magen. Ich hätte mein Sehnen natürlich lieber für mich behalten, doch Mae konnte ich nichts vormachen, offenbar ja nicht einmal der gutmütigen Alice.

»Na schön«, sagte ich und spielte die mühsam Überredete.
»Ich gehe. Hilf mir raus.«

Gemeinsam zogen wir am Fensterrahmen, bis er so weit geöffnet war, dass Alice mich hindurchschieben konnte.

Auf dem Dach war es kalt, der Wind blähte meinen Umhang und ließ mich schaudern. Cadet lächelte bei meinem Anblick;

Alice hatte recht gehabt.

Cadet zog einen Flachmann aus der Tasche, drehte den Verschluss ab und reichte mir die Flasche. »Hier, gegen die Kälte.«

Der Alkohol roch angenehmer als das schale Bier, mit dem Mama immer ihr Dr. Godfrey's hinuntergespült hatte, doch beim Gedanken an ihr Getorkel und ihre betrunkenen Tränen an meiner Schulter lehnte ich ab.

»Nein, danke schön«, erwiderte ich stirnrunzelnd.

»Wie du magst«, sagte Cadet, legte den Flachmann an die Lippen und nahm einen kräftigen Schluck. Auf meine angewiderte Miene hin wischte er sich mit dem Ärmel über den Mund und sagte: »Hast recht, es ist eine üble Angewohnheit. Pa hat's das Leben gekostet. Ich hab mir das Trinken angewöhnt, während ich noch für Dick the Ratter gearbeitet hab. Da wohnte ich mit ein paar anderen Jungs zusammen. Wir mussten in einem Keller unter einem Laden auf der Third Avenue schlafen, und das war im Grunde bloß ein Erdloch. Nachts wurde es oft bitterkalt.«

Als er sah, dass Mae und Alice am Fenster lauerten, sagte er: »Hinter dem Schornstein drüben ist es geschützter – na komm, geh'n wir aus dem Wind.«

Ich folgte ihm zu einem Platz, außer Sichtweite, an dem sich Cadet eingerichtet hatte. Sogar eine Kiste zum Sitzen gab es dort. Doch kaum hatten wir uns niedergelassen, wussten wir beide nichts zu sagen, nichts zu tun, und das Schweigen wurde immer unangenehmer. Endlich fiel mir eine Frage ein, obwohl ich die Antwort schon zu kennen glaubte. »Gefällt es dir hier?« Für einen starken jungen Mann wie Cadet gab es zahllose Möglichkeiten. Dies war sicher nur eine Zwischenstation, bis sich etwas Besseres ergab.

»Es ist ganz okay«, sagte er.

»Wenn du es dir aussuchen könntest, wohin würdest du dann gehen?«

»Nach Westen«, kam es wie aus der Pistole geschossen.

»Weg von New York?«

»Aber sofort.« Er legte den Flachmann wieder an den Mund.

»Da draußen im Westen macht täglich irgendwer sein Glück. Wenn ich genug gespart hab, spring ich auf einen Zug und schlag mich durch bis nach Kalifornien. Dann bau ich mir ein neues Leben auf, vielleicht änder ich sogar den Namen.«

Mein Herz wurde schwer. Ich hätte nicht erwartet, dass es ihn so weit in die Ferne ziehen würde.

Er legte einen Finger unter mein Kinn und hob es an, bis sich unsere Blicke trafen. »Wie wär's mit einem Abschiedskuss?«, grinste er. »Wer weiß schon genau, wann ich gehe?«

Ich schloss die Augen, und wieder spürte ich seine weichen Lippen. Ich griff nach seiner Hand und hielt sie sehr fest, damit er wusste, dass ich ihn vermissen würde.

Doch er hatte meine Zuneigung wohl als Ermutigung aufgefasst, denn er entzog mir die Hand und öffnete die Schnalle meines Umhangs. Dann glitten seine Finger zwischen den Knöpfen meiner Bluse hindurch und fassten an die Stelle, wo meine Brust an das obere Ende des Korsetts stieß. Seine Küsse wurden immer drängender, er verwandelte sich von dem Cadet meiner Tagträume zu Mr. Goodwin, der im Gegenzug für ein paar Eier oder einen halben Laib Brot alles Mögliche betatschen wollte. Ich hatte so gern mit Cadet allein sein wollen, aber ich hatte dabei doch nur einige Küsse im Sinn gehabt.

»Nicht.« Ich schob ihn weg.

»Schon gut«, sagte er. »Ich verrate nichts. Niemand erfährt

hier von.«

Unsicher stand ich auf, bereit, notfalls vor ihm zu flüchten.

»Ich dachte, das hättest du gewollt«, sagte Cadet.

»Ich wollte nur, dass du mich küssst, nicht, dass du die Situation ausnutzt.«

»Das würde ich nie tun«, versicherte er und schüttelte den Kopf.

»Woher sollte ich das wissen?«

»Du solltest nicht mit dem Feuer spielen, wenn du dir nicht sicher bist.«

»Und du solltest nicht mit dem Herz eines Mädchens spielen.«

Ich wartete auf eine Erwiderung, doch er wandte sich ab und zog seinen Flachmann aus der Tasche. Wütend auf ihn und auf mich selbst ging ich fort und kletterte in unser Zimmer.

Alice saß wartend auf dem Bett. Mae war fort.

»Sie hat mich dazu verleitet, ein paar Kekse aus der Küche zu klauen«, sagte Alice. »Und als ich zurückkam, war sie schon entwischt.«

»Sie hat uns beide reingelegt, Alice«, seufzte ich, als mir Maes Listigkeit bewusst wurde.

»Sollen wir zu Miss Everett gehen?«

»Nein, wir dürfen Mae nicht verraten – dann würde Cadet seine Stellung verlieren, und wir würden auch ziemlichen Ärger bekommen.«

»Ich habe sie wegen ihrer Mutter bedauert«, sagte Alice. »Ich habe ihr sogar, nachdem sie mich in dieses Haus gebracht hatte, die wenigen Pennys gegeben, die ich noch besaß. Aber es ist nicht gerecht, dass sie mit ihrer Unbesonnenheit immer durchkommt. Ich würde auch gern tanzen, lachen und mich wenigstens ein einziges Mal in den Armen eines echten

Gentlemans drehen, bevor ich zur Hure werde. Wie schön, wenn man nie darüber nachdenken muss, welche Folgen etwas hat.«

Cadet erwischte Mae in jener Nacht, als sie sich über die Dächer zurückschlich. Das Haus hatte im Dunkeln gelegen und Mae geglaubt, er sei bereits eingeschlafen.

»Du darfst Miss Everett nichts sagen«, quengelte sie angetrunken, während sie durch das Fenster kletterte. »Sie muss ja nicht wissen, dass ich so ausgesprochen schlau bin.«

»Hinterlistige Zicke«, murmelte Cadet noch, dann zog Mae das Fenster zu.

Am nächsten Tag wandte er sich ab, als er mich in der Eingangshalle sah.

Ich blieb stehen und flüsterte: »Es ist nicht deine Schuld, dass Mae abgehauen ist.«

»Hab ich's doch geahnt«, sagte er und sah mich mit finsterer Miene an.

Da begriff ich, dass er glaubte, ich hätte Mae bei ihrem Plan geholfen. »Aber ich wusste gar nicht, dass sie verschwinden wollte ...«

»Verstehe«, sagte er und drehte mir wieder den Rücken zu.

Ein weiterer Sonntag kam und ging, und obwohl ich während meiner Pflicht im kleinen Salon die Fassung nicht verlor, war Miss Everett noch immer nicht zufrieden.

»Du kannst ruhig traurig dreinschauen oder sogar ein bisschen weinen – manche Männer mögen das nämlich. Aber du musst dir mehr Mühe geben und etwas Bereitwilligkeit zeigen. So wie Mae.«

Wenn sich Mae für den Sonntagmorgen zurechtmachte, flocht sie sich zwei lange Zöpfe und steckte sie als perfekte Kringel an den Ohren fest, band sich hellblaue Schleifchen ins Haar und

verwandelte sich in den Inbegriff süßer Unschuld. »Ich gehe ohne zu zögern da rein«, hatte sie mir einmal gesagt, »und gebe den Männern, was sie sehen wollen.«

Ich hatte sie für eines der schönsten und klügsten Mädchen gehalten, das mir je begegnet war, doch nun, wo sie Cadet, Alice und mich mitten in ihr Doppelspiel hineingezogen hatte, erschien sie mir schon weniger reizend und verständig. Ich wollte nicht so sein wie sie. Und ob die Madame mit ihr wirklich weiterhin zufrieden war? Es hatten zwar einige Herren Interesse an Mae gezeigt und sich mit ihr im Salon getroffen, doch nur einer, ein gewisser Mr. Greely, hatte sie gebeten, ihn ins Theater zu begleiten. Aber danach hatte er sie niemals wieder aufgesucht.

»Mae war ihm zu forsch«, hatte mir Alice in jener Nacht zugeflüstert, als wir uns zum Schlafengehen richteten. Dann hatte sie mir anvertraut, dass sie den Mann in der Eingangshalle gesehen und er daraufhin Miss Everett gefragt hatte, ob er mit Alice ausgehen könne.

»Aber ihre Zeit ist doch gekommen?« Ich wünschte, Mae würde endlich aus unserem Zimmer ausziehen und zur Vollzeithure werden. Da konnte sie ihre Forschheit entfalten, ohne uns zu schaden.

»Miss Everett wartet wohl noch auf das beste Angebot«, sagte Alice.

»Ja, vermutlich.«

Als sich Alice zum Abendgebet auf ein Kissen kniete, sagte sie: »Ich warte gern, bis Mae weiterkommt. Je mehr Zeit Miss Everett benötigt, den passenden Herrn für sie zu finden, umso mehr hat Gott, mir den rechten Mann zu schicken.«

Thaddeus Dink's



**PALAST
der
ILLUSIONEN**

— präsentiert —

**Die Ladys der
TABLEAUX VIVANTS!**

Mit

Lady Mephistopheles

UND *der verführerischen Suzie Lowe!*

SOWIE zahlreiche aufregende
ATTRAKTIONEN, über die Sie staunen werden!

**Freitag, 20. November – 19 Uhr,
Ecke Houston und Bowery**

Als Vorbereitung auf den ersten Theaterbesuch mit einem Gentleman musste jedes Mädchen einen Abend mit Miss Everett in Dink's Palast der Illusionen gehen. Alice war eine baldige Einladung von Mr. Greely so gut wie sicher, daher wurde ihr eine Abendrobe geschneidert und beigebracht, eine Kutsche mit Anmut und Würde zu besteigen und wieder zu verlassen.

Zu meinem großen Erstaunen wurde ich derselben Prozedur unterzogen. »Einladungen gibt es viele und Schneiderinnen um diese Jahreszeit wenige«, sagte Miss Everett. »Mir ist lieber, du stehst bereit. Nicht, dass es dich unerwartet trifft.«

Abendtoilette – Rock aus korallenrotem Rayon mit roséfarbenem dreireihigem Rüschenbesatz aus demselben Material, der sich vorne in die Höhe zieht. Überrock aus Nadelspitze, hinten mittels einer Schleife aus zwei Rayonbändern in der Farbe des Kleides zum Panier gerafft. Korallenrotes Oberteil mit V-förmiger Berthe über weißer Spitzenbluse, mit üppigem Rosenbesatz. Im Haar ein Kranz aus rosafarbenen Rosen und Blättern. Perlenkette mit korallenrotem Medaillon. Armbänder aus rosa Korallen und Perlen.

Harper's Bazar, 1870

Alice schwebte in ihrer zarten, kanariengelben Robe so selbstverständlich durch unser Zimmer, als wäre sie für Seide und Juwelen geboren. Ich hingegen war mit meinem Kleid ein wenig überfordert. Es war eine wunderschöne Kreation aus blassrosa Spitze, mit Bändern

und Rosen besetzt, aber auch mit einer sehr hinderlichen Schleppe. Die Rüschen fegten hinter meinem Rücken hin und her – das Ding war ausgesprochen eigenwillig.

Rose genoss einen seltenen Abend ohne Mr. Polizeichef und hatte angeboten, mir und Alice beim Ankleiden zu helfen. »Du musst in deiner Schleppe gewissermaßen ein kleines Hündchen sehen«, riet sie mir und zeigte, wie man den Stoff beim Sitzen beiseiteschob. »Behandle sie mit Zuneigung und ohne Verdruss, dann bringt sie dich auch nicht zum Stolpern.«

Ich strich die Spitze glatt und hoffte, dass sie recht hatte.

Obwohl das Theater nur einen kurzen Fußmarsch entfernt lag, bestand Miss Everett darauf, dass wir eine Kutsche nahmen. Cadet, der Anzug sauber, das Haar geölt, begleitete uns. Als er sich neben mich in die Kutsche setzte, drohte er fast in den Röcken meiner Abendrobe zu ertrinken, und ich entschuldigte mich dafür, so viel Platz einzunehmen.

»Hör mit dem Blödsinn auf«, schimpfte Miss Everett, nachdem ich Cadet zum dritten Mal gesagt hatte, dass es mir leidtue. »Schönheit muss sich nicht entschuldigen.«

Alice, auf der Bank mir gegenüber, legte die Hand auf den Mund und unterdrückte ein Lachen. Cadet schaute aus seinem Fenster. Und so schaute ich aus meinem.

Die nächtliche Bowery bot einen wundervollen Anblick. Miss Everett war wohl derselben Meinung, denn sie bat den Kutscher, die Avenue ein großes Stück hinauf und erst dann zum Theater zu fahren. An allen Pferdewagen schaukelten vorn und hinten Lampen, die Straße selbst war von strahlenden Lichtern gesäumt. Vor nahezu jedem Geschäft, besonders, wenn es abendliche Unterhaltung bot, hing eine farbige Glaslaterne und lockte die Passanten mit ihrem Regenbogenmuster.

Der Palast der Illusionen ragte zwischen den Dampfwolken empor, die von den Bürgersteigen aufstiegen, so als wollte er sich selbst jeden Augenblick in die Luft erheben. Gemeinsam mit dem benachbarten Museum nahm das Gebäude den größten Teil der Straße ein, bis zur Ecke Houston Street.

Im Museum, so hieß es, befanden sich wunderliche Dinge und Kuriositäten aus der ganzen Welt, doch das Theater war nicht minder seltsam. Dorthin ging, wer Mr. Dinks Truppe sehen wollte, eine Versammlung sonderbarer Gestalten, die er mit großem Aufwand um sich scharte. Alice war die Vorstellung, dass ein Mann ohne Beine auf den Händen laufen und dabei Gedichte rezitieren oder eine fette Dame Stephen-Foster-Lieder singen sollte, unbehaglich. Um sie zu beruhigen, erzählte ich ihr von den beiden Männern aus der Chrystie Street, die keine Beine, sondern nur Stumpen gehabt hatten und nicht minder Gentlemen gewesen waren als jeder andere Mann mit gesunden Beinen auch.

Cadet half mir aus der Kutsche. Dabei bemerkte ich einen Mann, der Cadet kaum bis zur Brust gereicht hätte und neben dem Theatereingang auf einem Stapel Kisten stand. Zu seinen Füßen verkündete ein Schild: DER UNVERGLEICHLICHE MR. DINK! Er trug einen Zylinder, der fast ebenso groß wie er selbst war, und fuchtelte mit einem langen dunklen Gehstock herum, der ständig von der einen in die andere Hand wechselte, bald hierhin und bald dorthin wies.

»Treten Sie näher!«, krächzte er lauthals über den Straßenlärm hinweg.

Dann trommelte er mit dem Stock auf eine Kiste. »Bestaunen Sie die Zauberkunst Magnificos! Erschaudern Sie vor dem Feuertanz unserer Lady Mephistopheles! Bewundern Sie die schöne Suzie Lowe! Alles hier, alles jetzt, alles unter einem

Dach! Kommen Sie, kaufen Sie Ihr Ticket, es gibt nur eine Schau HEUT ABEND!«

Als ein junger Mann neugierig näher trat, schob Mr. Dink ihn gleich mit dem Stock in Richtung Tür. »So ist's recht, Meister, gehen Sie zum Schalter dort, zur Dame unseres Hauses, der sonderbaren, wunderbaren Eva Ivan. Vorführung *und* Museum nur ein Vierteldollar! Kuriositäten und Monstrositäten! Zweitausend Modelle des menschlichen Körpers – sowohl gesund als auch krank – im Wert von über zwanzigtausend Dollar!«

Wieder in Richtung Straße gewandt, rief er: »Nur eine Schau heut Abend, meine Freunde, eine Schau! Und nirgendwo in dieser großen Stadt, exklusiv hier, hier bei Dink's, sehen Sie die berückenden Damen der Tableaux vivants!«

Alice war mitten auf dem Bürgersteig stehengeblieben und starre den kleinen Mann mit offenem Mund an.

»Komm schon«, wies Miss Everett sie zurecht, zog sie am Arm und führte uns durch die beeindruckenden Türen hindurch.

Das Theater war vom Boden bis zur Decke in Rot getaucht, von der beflockten Tapete bis zum schweren, quastengesäumten Bühnenvorhang. Aus allen Ecken und Winkeln lugte es golden hervor – unter der Decke lauerten Schlangen, Vögel und Kobolde, sie verbargen sich hinter Säulen und Türen.

Die Zuschauermenge war bunt gemischt, neben Arbeitern im Sonntagsstaat saßen blasierte Dandys in Streifenhose und heller Weste. Ein junges Mädchen am Arm seiner Mutter schaute neidvoll auf mein Kleid, als ich vorüberging.

Lass dich nicht täuschen, dachte ich. Ich bin bloß ein Mädchen, so wie du.

Cadet führte uns in den dritten Rang und half uns der Reihe

nach in die bequemen Stühle einer privaten Loge, die Miss Everett gemietet hatte – erst kam die Madame, dann Alice, dann ich.

Ich holte die Operngläser, die mir Rose geliehen hatte, hervor und schaute ringsumher. »Sieh dir alles an, solange du kannst«, hatte sie geflachst. »Später einmal wirst du zu beschäftigt sein.«

Ich entdeckte Missouri und Mae in einer Loge uns gleich gegenüber, in Begleitung zweier Herren. Für Mae sollte dies der letzte, unverbindliche Theaterbesuch mit einem Mann sein. Beim nächsten Mal musste sie mit ihm ins Bett gehen. Sie wirkte kein bisschen aufgereggt. Sie winkte der Menge unter ihr zu, als würde sie jeden dort kennen, und beugte sich so weit über das Geländer, dass ich fürchtete, sie würde stürzen.

»Seht mal, dort«, sagte Miss Everett und wies auf die Loge darunter. »Das ist die Baroness.«

»Die Baroness?«, wiederholte Alice und blinzelte durch ihr Opernglas.

»Die Baroness de Battue«, sagte Miss Everett. »Schaut sie nicht wundervoll aus?«

Noch nie hatte ich Miss Everett so voller Ehrfurcht erlebt.

Als sie sich über die üppige scharlachrote Robe der Baroness ausließ und dann versuchte, die Rubine und Diamanten zu zählen, die in ihrem Diadem funkelten, musste ich mir das Lachen mühevoll verkneifen. Schließlich kannte ich die Baroness noch als Francine Grossman aus der Chrystie Street.

Bald darauf trat Mr. Dink vor den Vorhang. Er schlug mit seinem Stock drei Mal auf den Boden, dann schmetterte die Kapelle im Orchestergraben ein recht flottes »Tenting Tonight«. Mr. Dink verkündete über die Musik hinweg: »Für alle Soldaten, tot oder lebendig!« Dann forderte er das Publikum auf,

mitzusingen. Er hob den Stock, fuchtelte wie ein Dirigent damit herum und führte unsere stolzen, lauten Stimmen durch die Musik.

Oft hatte ich Mrs. Wentworth diese traurigen Verse als Schlaflied vorgesungen. Wer immer der Verfasser war, hatte sich große Mühe gegeben, exquisit grausam zu sein, indem er so herzzerreißende Worte zu einer so schwungvollen, fröhlichen Melodie geschrieben hatte.

*The lone wife kneels and prays with a sigh
That God his watch will keep
O'er the dear one away and the little dears nigh,
In the trundle bed fast asleep.
Tenting tonight, tenting tonight,
tenting on the old campground,
Many are the hearts that are weary tonight,
Wishing that the war would cease.
Many are the souls that will die without light
Before the dawn of peace.*

*(Einsam kniet, ihr Gebet sie spricht,
Auf dass der Herrgott hüt' und wacht,
Über dem Liebsten so fern, den Kleinen so nah,
Im tiefen Schlaf der Nacht.
Im Lager heut Nacht, im Lager heut Nacht,
in uns'r Lagerstatt,
So viele Herzen schwer von Pflicht,
Ersehn'n ein End von Krieg und Front.
So viele Seelen vergehn ohne Licht,
Eh' Frieden dräut am Horizont.)*

Als das Lied verklungen war, brandete Applaus auf. Mr. Dink blieb auf der Bühne stehen und badete darin, mit

stolzgeschwellter Brust und leuchtenden Augen.

Dann rief er die Darsteller in rascher Folge auf die Bühne – einen dünnen Mann, der Teller auf Stäben kreisen, eine dicke Frau, die Hunde durch Reifen springen ließ, drei junge Mädchen aus Fernost, die die Beine hinter dem Kopf verknoten und auf den Händen laufen konnten. Sie trippelten herum wie Krebse. Ein Schwung mit dem Stock, und Mr. Dinks Theater erstrahlte, ein Schwung mit dem Stock, und Publikum und Darsteller waren gleichermaßen gebannt.

Nach dem Auftritt des Illusionisten, des langbeinigen Magnifico, der Kaninchen, Tauben und eine bildschöne Albinofrau verschwinden ließ, kam Mr. Dink noch einmal auf die Bühne. Er räusperte sich und sagte: »Heute Abend begrüße ich eine Darstellerin, die ebenso versiert, aber, so darf ich wohl sagen, bei Weitem anmutiger als unser geschätzter Zauberkünstler ist. Nach Engagements in London und Paris kommt sie nun direkt zu uns in den Palast der Illusionen und ist zweifellos die wunderbarste Darstellerin – des *Exotischen* –, die New York je gesehen hat!«

Gewaltiger Jubel brach aus, und Mr. Dink hob die Hand, um das Publikum zu beschwichtigen. Dann verkündete er mit gesenkter Stimme: »Meine Damen und Herren, allerdings warne ich Sie ... Erschrecken Sie nicht vor der Gewandung dieser Dame. Ich kann Ihnen versichern, ihr gefahrvolles Talent erfordert es so.«

Die jungen Männer in der ersten Reihe johlten dermaßen laut, dass Mr. Dink mit dem Stock auf die Bühne schlagen und die Musik anfeuern musste, damit sie wieder Ruhe gaben. Als die Musik anschwoll, rief er: »Werte Besucher meines Palastes, hiermit präsentiere ich die hinreißende, begnadete ... Lady Mephistopheles!«

Der Vorhang öffnete sich, es erschien eine düstere Schönheit, mit einer brennenden Schale auf dem Kopf. Sie trug einen langen Zopf, um Hals, Knöchel und Hüften wandten sich Ketten mit kleinen Schellen. Aus mehr bestand ihr Kostüm nicht, bis auf hauchdünne Tücher vor den anstößigen Stellen.

Sie tanzte zum Bühnenrand, ließ den Bauch kreisen, schlängelte die Arme hierhin und dorthin. Dann nahm sie die Schale vom Kopf und legte sie ab. Die Flammen schlugten gefährlich hoch. Als Mr. Dink zu ihr auf die Bühne eilte und ihr eine lange, dünne Fackel reichte, lächelte sie. Er warf ihr eine Kusshand zu, dann huschte er wieder davon.

Lady Mephistopheles steckte die Fackel ins Feuer und entzündete sie. Dann hob sie den brennenden Stab über den Kopf, senkte die lodernde Spitze bis an die Zunge, berührte sie, ganz kurz, bewegte die Fackel wieder fort, während das Trommeln aus dem Orchestergraben zu einem leisen Grummeln wurde. Das tat sie immer und immer wieder, schließlich aber schob sie sich die flammende Fackel tief in den Mund.

Alice schnappte nach Luft. »Wieso verbrennt sie sich nicht?«

»Schhh!« Ich legte einen Finger auf die Lippen, nicht minder fassungslos als Alice. »Bestimmt weiß sie, was sie tut«, flüsterte ich und hielt den Atem an. Ich hatte doch hoffentlich recht?

Lady Mephistopheles aber zog die Fackel aus dem Mund und verbeugte sich, gänzlich unversehrt.

Daraufhin kam Mr. Dink wieder auf die Bühne; diesmal trug er ein Silbertablett mit einer großen Flasche. Lady Mephistopheles nahm einen Schluck und behielt ihn im Mund. Mr. Dink legte sich die Hand vor die Augen, wich einige Schritte zurück und lugte zum Spaß durch die gespreizten Finger. Lady Mephistopheles hielt die brennende Fackel ganz ruhig und spie dann die

Flüssigkeit aus. Das Feuer brauste zu einer großen, langen Flamme auf, die bis über den Bühnenrand loderte und beinahe den kahlen Kopf des Kapellmeisters angesengt hätte. Die Menge pfiff und stampfte minutenlang mit den Füßen, was die Feuerschluckerin wiederum mit immer grelleren und größeren Flammen würdigte.

Als sie sich zum Abschluss verbeugte, stand die entfesselte Menge auf und applaudierte wie wild. Lady Mephistopheles stellte sich in die Mitte der Bühne, reckte das Kinn und funkelte ins Publikum, als wollte sie auch uns im nächsten Augenblick entflammen.

In der Pause geleitete Cadet uns in den separaten Empfangsraum für das Publikum aus den Logen. Dann nahm er seinen Posten vor der Tür ein und reihte sich mit den anderen jungen Lakaien an der Wand auf.

Als wir eintraten, bot sich uns ein einziges Gewühl und Gewimmel; Wein, Gelächter und Gespräche sprudelten. Es war ein großer, schöner Saal, drei Wände waren vom Boden bis zur Decke mit Spiegeln verziert – der perfekte Ort, um zu sehen und gesehen zu werden. An einer Wand befand sich die Bar, wo Getränke und Erfrischungen gereicht wurden, zur einen Seite schloss sich ein Raucherzimmer für die Herren und zur anderen ein Ruheraum für die Damen an. Alles schien so komfortabel, dass ich mich fragte, weshalb das Publikum diesen Raum überhaupt je zum zweiten Teil des Programms verließ.

Es waren lauter Paare dort, vorwiegend ältere Herren mit einer jungen Dame am Arm. Doch es spielte keine Rolle, wie schön die eigene Begleitung war, die Männer musterten jedes Mädchen, das durch die Tür trat. Als ich den Raum durchquerte, glaubte ich hundert Augenpaare auf mir und vergaß darüber meine Schleppe. Schon wand sie sich um meine Füße und

brachte mich zu Fall.

Alice sprang mir sofort bei, doch Miss Everett zog sie zurück. Die Frauen starnten über den Rand ihrer Fächer, die Männer giggeln in ihre Champagnergläser, ich saß fassungslos auf dem Boden und mühte mich, die Füße aus dem Rüschengebirge zu befreien.

Dann spürte ich Hände unter den Schulterblättern und wurde emporgehoben: Ein Gentleman war so freundlich, mir wieder auf die Beine zu helfen. Bevor ich mich umdrehen konnte, um ihm zu danken, war er weg.

»Lächle und tu so, als wäre nichts geschehen«, zischte mir Miss Everett zu. »Und wenn es sein muss, halte deine Schleppe fest. Aber bring mich nicht noch einmal in eine solche Verlegenheit.« Dann trat sie zu Alice und führte sie einen Schritt weit von mir fort – vor mir klaffte der Graben zwischen Gunst und Enttäuschung. Ich hatte törichterweise geglaubt, ich würde hierher, zu ihnen gehören: Doch ich war eine Katastrophe.

Ich wusste nicht, wohin ich schauen oder was ich tun sollte. Da rettete mich das Nahen von Mr. Dink höchstpersönlich, der nun eine gestreifte Weste und eine duftende Gardenie im Knopfloch trug. Sein Kinnriemen war exakt der Gesichtsform nachgeschnitten, seine Augen funkelten vor Neugierde und Vergnügen. Ich fand ihn, ungeachtet seiner Größe, ziemlich gut aussehend.

Er ergriff Miss Everetts Hand und küsste sie. »Meine liebe Emma«, sagte er. »Wie stets, willkommen.«

»Mr. Dink«, sagte sie mit einem Lächeln, »es ist immer eine Freude.«

Er musterte Alice und mich mit strahlendem Blick. »Sind dies die jungen Damen, die Sie bei unserer letzten Begegnung erwähnten?«

»Das sind sie, ja«, erwiderte Miss Everett. »Darf ich vorstellen, Miss Alice Creaghan und Miss Ada Fenwick.«

Rose hatte einmal erwähnt, dass Mr. Dink Miss Everett von Zeit zu Zeit am späten Abend mit einer Rose im Knopfloch und einem Bund Lilien im Arm noch aufsuchte. Lilien waren Miss Everetts Lieblingsblumen.

»Ich finde das befremdlich«, hatte Alice schaudernd gesagt.

»Es ist gut fürs Geschäft«, hatte Rose lachend erwidert. »Miss Everett hat dadurch auf unbegrenzte Zeit drei private Logen in Mr. Dinks Theater. Erst letzte Woche habe ich dort *Onkel Toms Hütte* gesehen, während Missouri Mills mit ihrem Gentleman *du jour* in der Loge darunter Liebe machte.«

»Miss Fenwick«, sagte Mr. Dink und legte den Kopf auf die Seite, als würde er einem fernen Klang nachlauschen. »Was für ein reizender Name.«

Miss Everett stieß mir den Ellbogen in die Seite.

»Danke sehr, Sir«, erwiderte ich und war einen Augenblick lang versucht, mich zu verbeugen, so wie Nestor es mir zur Begrüßung von Mrs. Wentworth beigebracht hatte, doch ich wusste nicht recht, ob Miss Everett das gutgeheißen hätte. Daher faltete ich die Hände vor der Taille und schaute zu Boden. Zu meiner großen Verlegenheit löste Mr. Dink den Blick gar nicht mehr von mir, strich sich über den Bart und lächelte.

»Verzeihen Sie«, sagte er, »aber Sie erinnern mich an eine junge Dame, die ich einmal kannte. Sie sind nicht zufällig Black Dutch?«

»Meine Mutter war Black Dutch«, antwortete ich und bereute meine ehrliche Antwort noch im gleichen Moment.

Mr. Dink klatschte vor Entzücken in die Hände. »Aha! Ich wusste es! Es sind und bleiben die schönsten Mädchen der

Welt ...«

Im Gang schlug eine Glocke, die ersten Gäste bewegten sich in Richtung Tür.

»Werte Damen, ich fürchte, die Pflicht ruft«, sagte Mr. Dink. »Miss Everett, Miss Creaghan, es war mir ein Vergnügen.« Er verbeugte sich. »Miss Fenwick«, zog er meinen Namen genüsslich in die Länge und grinste. »Ich hoffe doch, dass wir uns sehr bald wiedersehen.«

Kaum hatte er sich entfernt, war Miss Everett an meiner Seite. »Gut gemacht«, sagte sie, als hätte es meinen Unfall nie gegeben. Sie richtete mir Rock und Schleppet, die immer noch ein wenig derangiert war, nahm meinen Arm und führte mich aus dem Raum.

Alice flüsterte mir in das andere Ohr: »Er war so von dir hingerissen, dass ich die ganze Zeit gedacht habe, gleich fängt er an zu schnurren.«

Als Cadet uns wieder in unsere Loge half, gab eine Gruppe Minstrelsänger vor dem Vorhang ein Medley zum Besten. Dann trat Mr. Dink wieder auf die Bühne und kündigte den letzten Akt an, die Damen der Tableaux vivants. Zunächst war sein Tonfall so sensationsheischend wie zuvor, doch als Mr. Dink auf Suzie Lowe zu sprechen kam, die Hauptattraktion, wurde seine Stimme geradezu sanft und andächtig.

»Bei ihrem Anblick werden Ihre Herzen höherschlagen«, versprach er. »Über so viel Schönheit können Sie nur staunen.«

Und als sich der Vorhang öffnete, da stand sie dort, nackt und prachtvoll, überragte die anderen sechs Frauen des Tableaus. Sie hatte eine Hand anmutig um den Kopf gelegt und ein Knie leicht gebeugt, um die Locken zwischen ihren Beinen zu verbergen.

Die Frauen verharnten endlos lange unbeweglich, als hätte ein

Maler sie so festgehalten. Jede einzelne von ihnen war makellos und blütenweiß, für uns zur Schau gestellt, damit wir sie betrachten, bedenken und begehrten konnten. Miss Lowe war mit Abstand die Hinreißendste, das Kastanienhaar floss ihr bis über die Hüften, ihre Lippen waren perfekt geschwungen. Ich drehte Rose' Opernglas zur Seite und belauerte Mr. Dink, der seine Darstellerin ansah und mit leicht geöffnetem Mund nickte, so als wollte er sagen: *Ja, oh ja.* Dann schwenkte ich wieder zu Miss Lowe und hätte schwören können, dass sie ein *Vielleicht* lächelte.

Nun änderten sich Beleuchtung und Bühnenbild, und die Frauen verwandelten sich in immer neue Gemälde, neue Motive. Sie wurden zu Göttinnen und Schwänen, Engeln und Heiligen. Jedes Mal, wenn sie eine neue Pose einnahmen, schwoll die Musik an, und die Menge jubelte. Je öfter die Szenerie wechselte, umso größer wurde die Begeisterung des Publikums. Ich drückte die Hände an mein Herz und sehnte mich danach, wie sie zu sein, mich mit so viel Selbstbewusstsein zu bewegen und in alles zu verwandeln, was ich wollte.

Manchmal, einen Moment lang nur, ist alles, wie man es sich wünscht. Solche Momente leben im Herzen weiter und warten dort darauf, dass man sie braucht – und wenn es bloß zur Erinnerung daran ist, dass einmal, ein einziges Mal, alles gut war und vielleicht eines Tages wieder wird. Ich besaß wenige solcher Erinnerungen – Mamawickelt sich ihr Tuch um den Kopf, mein Vater lüftet den Hut, bevor er fortgeht, Miss Keteltas' Vögelchen schnäbeln und kuscheln miteinander, Mrs. Wentworths Armband liegt warm an meiner Haut, ich esse süßen Kuchen in Miss Everetts Salon, Cadets Lippen liegen weich auf meinen, feucht und süß. Was auch geschehen würde, welches Schicksal mir Miss Everett auch zugesetzt hätte, nun

besaß ich außerdem das Bild von Suzie Lowe. Es würde mich immer daran erinnern, dass ich ein Mädchen voller Sehnsüchte war, ein Mädchen, das über das hinausgehen wollte, was man in ihm sah.

21. Wird sich bei mir bald ein Freier melden?
22. Der Herr, den ich so gern sehe – denkt er an mich?
23. Hält man mich noch für ein Kind?
24. Ist sein Herz so liebevoll wie meines?
25. Was muss ich tun, um ihm zu gefallen?
26. Ist es ratsam, den ersten Brief zu beantworten?
27. Was wird geschehen, wenn ich zu dem Rendezvous gehe?

Aus: *Das Orakel für die Dame von Cornelius Agrippa, einem unfehlbaren Propheten männlichen Geschlechts.*



Nachts im Bett wälzte ich mich, trotz der Erinnerung an das Bild von Suzie Lowe, rastlos hin und her. Immer wieder durchlebte ich den Moment, als ich all den Herren samt ihren Damen vor die Füße gefallen war.

Alice flüsterte mir im Dunkeln zu: »Ada, alles in Ordnung?«

»Ja«, erwiderte ich. »Es ist alles gut.«

»Ist es nicht.«

Ich schwieg und hoffte, dass sie es damit auf sich beruhen ließ.

»Du grämst dich doch nicht noch wegen deines Sturzes, oder?«

»Doch.«

»Ach, hör auf damit. Miss Everett hat dir sofort vergeben, als Mr. Dink erschienen ist. Abgesehen davon bist du das hübscheste Mädchen hier. Sie wäre verrückt, dich vor die Tür zu setzen, wegen eines lächerlichen Stolperns.«

»Ich bin nicht die Hübscheste.«

»Laut Rose aber schon. Gestern erst hat sie genau das zu Miss Everett gesagt. Mae hat es auch gehört – nicht wahr,

Mae?«

Mae schlief wie eine Tote.

»Ich weiß, du wolltest mir aufhelfen«, flüsterte ich Alice zu, die wahrlich das weichste Herz von uns allen hatte. »Danke.«

»Der Herr, der dir zu Hilfe geeilt ist, war recht gutaussehend«, sagte sie. »Er hätte sich bestimmt vorgestellt, wenn seine Begleiterin ihn nicht wieder zu sich gewunken hätte.«

Mir wäre es lieber gewesen, Cadet wäre zu meiner Rettung geeilt, seine Hände hätten sich um meine Taille geschlossen, und ich hätte seinen Atem warm an meinem Hals gespürt. Das aber würde nie geschehen, denn offenbar war er fest entschlossen, mich niemals wieder anzuschauen.

»Gute Nacht, Alice«, sagte ich.

»Gute Nacht, Ada.«

Am nächsten Morgen kam Miss Everett an mein Bett. »Leg das Kleid an, das beim Empfang von Besuch zu tragen ist. Ein Gentleman ist hier, der dich zu sehen wünscht.«

»Ja, Ma'am«, erwiderte ich und hätte mir am liebsten die Decke über den Kopf gezogen und weitergeschlafen. Erstaunlich, dass Miss Everett mir nach dem Stolperer im Theater bereits eine private Begegnung mit einem Herrn zutraute, doch ihre Anweisungen würde ich keinesfalls infrage stellen – und mit einem Gentleman im Salon Tee zu trinken, war weit besser, als wieder auf der Straße zu landen.

Im Salon erwartete mich Mr. Dink. Er saß in einem der Samtsessel mit den hohen Rückenlehnen, eine stabile Kiste zu seinen Füßen. Darauf stellte er sich, als ich eintrat.

»Miss Fenwick«, sagte er und reichte mir ein Bouquet tiefroter Rosen, passend zur Blüte in seinem Knopfloch. »Wie reizend, Sie wiederzusehen.«

»Es ist auch schön, Sie wiederzusehen«, entgegnete ich.
Miss Everett lächelte Mr. Dink von der Tür aus an. »Kaffee oder Tee?«

»Ich fürchte, heute bleibt mir nur Zeit für das Geschäftliche.«

»Nun gut«, erwiderte Miss Everett. »Wollen wir dann gleich zur Sache kommen?« Sie setzte sich Mr. Dink gegenüber und bedeutete mir, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Mr. Dink war mir nicht einmal unlieb. Es hätte, so fand ich, weit schlimmer kommen können.

»Sie haben mir sehr imponiert, Miss Fenwick«, hob er an und strich sich wieder über den Bart, wie schon im Pausenraum.
»Ihre anmutige Gestalt und Ihr natürliches Wesen haben einen bleibenden Eindruck hinterlassen.«

Ich nickte ihm unbeholfen zu, der kleine Mr. Dink nickte zurück, grinste und setzte dann zu einer längeren Erklärung an. Irgendwann zwischen Mitternacht und Morgendämmerung sei ihm aufgegangen, dass unsere kurze Begegnung zu einem Arrangement führen könne, das für alle Beteiligten von großem Vorteil sei.

Miss Everett lächelte nun ebenfalls und nickte.

Ich versuchte, mich mit Mr. Dink zu sehen – seine Hand auf meiner, seine Lippen an meiner Wange –, doch die Vorstellung war mir nicht geheuer.

Mr. Dink zog ein Büchlein aus der Tasche und zeigte mir eine Skizze: Vor dem Eingang zu seinem Museum stand eine gut gekleidete junge Dame, über ihren Rock zogen sich zahlreiche Kästchen, und ein ganzes Heer von Pfeilen wies auf ein Schild mit der Aufschrift CARTES DE VISITE!

»Sie können das natürlich nicht wissen, meine Teure, aber mein Museum bietet den Besuchern – zu einem ehrlichen Preis

– auch kleine Wunder und Kuriositäten für das Zuhause an«, sagte er. »Hierzu gehören, unter anderem, Ampullen mit echtem Pharaonenstaub, kleine Stücke Mumienstoff, die Zähne so furchterregender Kreaturen wie Hai, Wolf, Hyäne, Bär und Tiger, Vogelschaukarten der Städte unseres Landes, Imitate von Schrumpfköpfen, Wachsmodelle der Knöchelchen des Innenohrs und eine große Auswahl an *Cartes de visite*. Unglücklicherweise«, so fuhr er fort, »ist der Platz zur Aufstellung dieser Karten begrenzt: ein einziges Regal hinter der Theke, und dies für einhundert Generäle, Indianerhäuptlinge, Schauspielerinnen, Varietékünstler und Zirkusstars. Die Besucher übersehen sie häufig zugunsten der vielen anderen Artikel, oder, schlimmer noch, verlassen das Museum ohne jeden Kauf. Und das«, verkündete er, »ist eine verpasste Gelegenheit! Den vermögenden Tabakhändlern dieser Stadt geht stets eine hübsche Verkäuferin bei der Kundschaft zur Hand. Auch die Maisverkäuferinnen, obwohl keine Ihrem Stand und Auftreten nahekommt, Miss Fenwick, sind vorwiegend wohlgestalte junge Mädchen. Ich könnte noch ewig über all die frischen Gesichter hinter dem Erfolg eines jeden Geschäftsmanns in dieser Stadt sprechen, doch es genügt wohl zu sagen, dass ein Gentleman sein Geld viel lieber hergibt, wenn dabei ein hübsches Mädchen im Spiel ist.«

Dann schloss er so feierlich, als würde er mir gleich den Titel einer Prinzessin, Herzogin oder Gräfin verleihen: »Um es kühn und frei heraus zu sagen, ich wünsche, dass Sie, Miss Fenwick, New Yorks erstes und einziges *Cartes-de-visite*-Mädchen ...«

»Es wäre natürlich ein begrenztes Engagement«, unterbrach Miss Everett. »Bis du dich sozusagen als Gesellschafterin für die Herrenwelt etabliert hast.«

Mr. Dinks Vorschlag lautete folgendermaßen: Ich sollte jeden

Nachmittag im Eingang neben seinem Kuriositätenladen stehen und seiner Kundschaft *Cartes de visite* zur erbaulichen Betrachtung darbieten. Da die Museumsbesucher ausschließlich Herren waren, sollte ich freundlich sein, aber auch nicht zu sehr, und sie in ein Gespräch über ihre bevorzugten Sammelobjekte, die abgebildeten Personen und das Wetter verwickeln. Die Herren würden bei mir die Karten auswählen und dann am Verkaufstresen erwerben. Durch meine Hände würde kein Geld wandern. Meine Aufgabe bestünde allein darin, Interesse zu wecken.

Das zu hören, verschaffte mir eine große Erleichterung. Womöglich bot sich hier auch die Gelegenheit, den sonntäglichen Pflichten im kleinen Salon zu entkommen. Da ich nicht wagte, die Frage an Miss Everett zu richten, wandte ich mich an Mr. Dink. »Würden meine Dienste auch am Sonntag gebraucht?«

»Gewiss doch«, antwortete er mit einem Lächeln. »Das ist unser geschäftigster Tag.«

Nach einer Runde Jas und Händeschütteln verließ Mr. Dink das Haus.

Dann nahm mich Miss Everett beiseite. »Mach dir keine Sorgen, Ada. Auf deinem Posten bei Mr. Dink werden dich mehr Männer zu Gesicht bekommen, als ich in einem Monat in den Salon führen kann.«

Am nächsten Morgen äußerte Miss Everett beim Frühstück, dass ich zu Mr. Dink gehen solle, um mein Kleid als *Cartes-de-visite*-Mädchen anzuprobieren.

»Wird Cadet mich begleiten?«, fragte ich in der Hoffnung, ihn dazu zu bewegen, dabei wenigstens einige Worte an mich zu richten.

»Er ist beschäftigt«, erwiderte Miss Everett. »Aber keine

Sorge. Dr. Sadie hat eingewilligt, dich zu begleiten. Sie wurde ohnehin gerufen, um nach dem Wohlergehen einer der Schaustellerinnen zu sehen.«

Alice, die sich bemühte, ohne Neid auf meine neue Position zu reagieren, wünschte mir Glück. »Du musst mir bei deiner Rückkehr alles erzählen!«

»Das werde ich. Versprochen.«

Ich hatte ihr nicht erzählt, dass ich von den sonntäglichen Pflichten im Salon befreit war. Auch wenn das Band unserer Freundschaft stark war, das würde Alice als große Ungerechtigkeit empfinden, und ich hatte deswegen ein schlechtes Gewissen.

Das Museum war bei unserer Ankunft noch geschlossen. Dr. Sadie führte mich zu einer kleinen Seitentür an der Rückseite des Theaters, läutete an der Tür dahinter und wartete.

Kurz darauf öffnete uns Mr. Dink. »Miss Fenwick«, empfing er mich mit einem breiten Lächeln. Dann nahm er Dr. Sadies Hand. »Meine liebe Frau Doktor, es ist so gütig von Ihnen, derart kurzfristig zu kommen.«

»Für Sie tue ich doch alles«, sagte sie und errötete.

Wie seltsam, dass ihr Gesicht bei Mr. Dinks freundlichen Worten erglühte und ihre Augen strahlten. Ich hatte in Dr. Sadie eine starke und selbstsichere Frau gesehen, immun gegen Schwächen, innere Kämpfe und jeglichen Charme.

»Sie kennen ja den Weg«, sagte Mr. Dink und wies auf eine Treppe, die in den Keller führte.

»Sicher«, erwiderte Dr. Sadie.

»Dann überlasse ich Sie Ihrer Aufgabe.« Damit verbeugte er sich und ging.

Unter dem Palast der Illusionen befand sich ein ausgedehntes

Gewölbe, das kein Ende nahm. Dies, so sagte Dr. Sadie, sei der Aufbewahrungsraum für die Kostüme. Lichter entlang der Stufen wiesen uns den Weg hinab, und als ich schließlich in dieser Welt aus Volants, Kleidern und Zauberumhängen ankam, war ich ihr bereits verfallen.

Bald empfing uns eine kleine weißhaarige junge Frau, deren bleiche Haut im Schein der Gaslampen bläulich schimmerte. Es war die Assistentin von Mr. Dinks Illusionisten.

»Dr. Sadie«, sagte sie lächelnd. »Gut sehen Sie aus.«

»Sie ebenfalls«, erwiderte der Doktor.

»Und dies ist Mr. Dinks Cartes-de-visite-Mädchen?«

»Genau das ist sie.«

An mich gewandt, sagte Dr. Sadie: »Miss Fenwick, ich darf Ihnen die weise und allwissende Sylvia LeMar vorstellen, die beste Wahrsagerin von ganz New York.«

»Sehr erfreut, Sie kennenzulernen«, sagte ich.

»Ich weiß«, kam die Entgegnung.

Während sie sich mit Dr. Sadie unterhielt, streckte ich den Arm nach einem der vielen Kleider an den vielen Stangen aus.

»Nichts anfassen«, warnte Miss LeMar, ohne den Blick von Dr. Sadie abzuwenden. »Nein, nein, nein.«

In dem Moment, als ich meine Hand zurückzog, tauchte eine andere Frau zwischen den Kostümen auf. Dr. Sadie und ich schnappten vor Schreck nach Luft.

»Guten Tag«, gurrte sie und äugte über ihren geöffneten Fächer. Ihr Kleid war mit mehreren Reihen Rüschen besetzt, passend zu den Büscheln farbiger Federn in ihrem Haar. Dann schlug sie den Fächer zu und offenbarte das ganze Gesicht. Eine Hälfte war zart und weich, wie die einer Frau, die andere rau und bärig, wie die eines Mannes.

»Oh!«, entfuhr es mir.

Mit tiefer, brummiger Stimme fragte sie: »Was ist denn, Herzchen, magst du mich nicht mehr?« Dazu klimperte sie mit den Augenlidern, zog am Kringel ihres halbseitigen Bartes und lachte.

Dr. Sadie lachte mit. »Miss Eva, Sie sind eine ganz Schlimme.«

Ich konnte den Blick nicht von ihr lösen. Wie viele Männer waren ihretwegen wohl schon in Wallung geraten, vor Entzücken und Entsetzen zugleich?

»Miss Eva ist eine erstaunliche Schwertschluckerin«, sagte Dr. Sadie, nachdem sich das allgemeine Gelächter gelegt hatte. »Und wie Miss LeMar ist auch sie tagsüber Näherin, nachts aber ein Star der Bühne.«

»Ich fürchte, ich werde eine Weile nicht auf der Bühne stehen«, klagte Miss Eva und legte eine Hand an den Hals. »Ich leide an einem schlimmen Schwerthals.«

»Wie lange plagt er Sie denn schon?«

»Drei Tage«, klagte sie.

»Was könnte das verursacht haben? Haben Sie beim Üben etwas anders gemacht?«

Miss Eva dachte nach.

»Sie hat sich den Säbel eines gefallenen Soldaten in den Rachen geschoben«, warf Miss LeMar kopfschüttelnd ein. »Ich habe ihr dringend geraten, das Ding loszuwerden. Es ist verflucht.«

Miss Eva beachtete den Einwand nicht. »Ich habe die Anzahl der Schwerter erhöht. Ich hatte gehofft, bis zum Ende des Monats sieben auf einmal zu schaffen.«

Dr. Sadie runzelte die Stirn. »Verstehe. Ich muss Ihnen wohl

weniger Ehrgeiz verordnen«, schlug sie vor. »Dazu heißen Tee mit Zitrone und Honig sowie eine Woche Ruhe.«

»Wie wäre es mit zwei Tagen?«, feilschte Miss Eva. »Mr. Dink hat mich für Freitag und Samstag eingeplant.«

»Drei Tage, und ich rede selbst mit Mr. Dink.«

Während der Doktor und Miss Eva verhandelten, hatte Miss LeMar nach einem geeigneten Kleid für mich gesucht. Schließlich kam sie mit einer glänzenden schwarzen Robe mit langen Ärmeln und hohem Kragen aus dem Labyrinth der Kleiderstangen zurück.

»Viel zu schlicht«, seufzte Miss Eva und verdrehte die Augen.

»Du hast einfach kein Gefühl für Schicklichkeit«, erwiederte Miss LeMar und verschwand wieder in dem Gewoge aus Tüll und Seide.

Das nächste Kleid hatte einen ausladenden Reifrock mit Schleifen.

»Davon wird man ja schwermüdig«, lamentierte Miss Eva. »Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich dieses Kleid verabscheue.«

»Du bist unmöglich!«, rief Miss LeMar.

»Das Kleid ist unmöglich ...«

Mitten während des Gezänks erschien Mr. Dink, um sich nach den Fortschritten zu erkundigen. Er holte sein Büchlein heraus, zeigte Dr. Sadie die Zeichnung und schwärmte ihr von seinen großartigen Plänen für mich und seine Porträtkarten vor.

Dr. Sadie schaute auf die Skizze, dachte nach, beugte sich zu Mr. Dink und verkündete: »Ich glaube, ich habe das perfekte Kleid.«

»Und Sie wären bereit, es dem Mädchen zu leihen?«, fragte er.

»Es gehört ihr.«

Wir ließen Miss LeMar und Miss Eva mit ihrem Streit allein und folgten Mr. Dink durch einen langen Korridor, der sich hinter einer Tür am Ende des Fundus erstreckte.

»Hätten Sie Zeit, meine jüngste Erwerbung zu bestaunen?«, fragte er Dr. Sadie.

Ihre Augen weiteten sich. »Sie ist etwa schon da?«

»Oh ja.« Er grinste. »Miss Gertu ist bereits eingetroffen.«

Dr. Sadie eilte Mr. Dink nach, ich schlenderte ihnen hinterher, durch eine Reihe gewundener Tunnel, die ins Erdgeschoss führten. Dann kamen wir ins Museum.

Die Räume standen voller Vitrinen und Schränke, vom Boden bis an die Decke.

Überall lauerten ausgestopfte Tiere auf ihren Gestellen samt Goldschnittkarte – ein Steinadler mit ausgebreiteten Schwingen, eine schwarze Dschungelkatze aus Peru, ein wilder Bär auf den Hinterbeinen und ein braunes Huhn, das vier Beine und drei Flügel hatte. An der rückwärtigen Wand sah ich einen Käfig mit einer dicken, trägen Schlange. Die noch sehr lebendige Kreatur hatte angeblich an einem einzigen Tag zwei Hühner, einen Hund, eine Katze und ein zehn Monate altes Kind verspeist.

126. Sehr schönes Präparat eines Fußes.

127–129. Gehirne von Kindern – zwei, vier und sechs Monate alt.

130. Monsterkind aus der Bleecker Street, ein Jahr auf dem Broadway ausgestellt; es erreichte ein Alter von vierzehn Monaten.

Die meisten Kuriositäten waren mir seltsam vertraut. Sie erinnerten mich an die Schrecken und Plagen auf den Hinterhöfen und Bürgersteigen der Chrystie Street. Tote, halb

verweste Katzen mit aufgeplatzten Bäuchen. Gläser mit Eingelegtem, das in der Hitze verdorben war. Pensioner Petes Heldenstumpen, die glänzten und voller Geschwüre waren. Der leere Blick eines Kindes, das vor Durst bald umkommt. Der ganze Slum bildete ein einziges Kabinett des Schreckens, nur gab es bei uns auch noch die Geräusche und Gerüche dazu.

Über eine gewundene goldene Treppe gelangten wir ins Wachsfigurenkabinett, einen fensterlosen, düsteren Raum. Die Gaslichter durften nur trübe schimmern, zum Schutz der Modelle, wie Mr. Dink erklärte, die sehr empfindlich auf Hitze und Sonnenlicht reagierten. Stickig war es, und es roch nach süßem Honig.

204. Der IRRSINNIGE, eine wahrhaftige Darstellung der Tollheit.
205. Das Totenbett von ABRAHAM LINCOLN.
206. Die Hinrichtung der Marie Antoinette mit einem Modell der Guillotine.
- 207–209. Wachsfiguren von Charles Dickens, Napoleon und William Tweed.
210. Eva und der Apfel.

In der Mitte des Kabinetts befand sich die Attraktion, die Mr. Dink uns zeigen wollte: die lebensgroße Figur einer nackten Frau, auf einem Bett aus rosa Seide. Der obere Teil des Körpers war schön und unversehrt. Mit Brustwarzen wie zarte Knospen und halb geöffneten Augen bot sie sich ihren Betrachtern regelrecht an. Unterhalb des Nabels aber offenbarte sie ihre wurmartigen Innereien und die Mysterien der weiblichen Anatomie.

300. DIE GROSSARTIGE und WELTBERÜHMTE GERTU, für \$ 15 000 erworben und aus Wien überführt. Sie gilt als das »Nonplusultra« weiblicher Schönheit, tausende Besucher haben dies bereits bezeugt; die Organe sind vollkommen entwickelt,

und schon ihre lebensgetreue Größe macht sie zu einem absolut bewundernswerten Objekt.

»Ist sie nicht göttlich?«, sagte Mr. Dink zu Dr. Sadie, als wir uns dem Schaukasten näherten.

»Oh ja«, flüsterte Dr. Sadie, eindeutig fasziniert.

Für mich bestand das größte Faszinosum in Mr. Dinks Bemühen, Dr. Sadie zu gefallen, und ihrer Empfänglichkeit dafür.

Ich drückte die Nase fast bis an das Glas und betrachtete Miss Gertu. Ihre Haut war dunkel und schimmerte golden, so wie bei Mama. Ob meine Mutter geahnt hatte, wie viele Nächte ich schlaflos neben ihr gelegen und über die Anteile in meinem Blut nachgegrübelt hatte? Augen, Nase, Stimme und Haar stammten von ihr, aber die Lücke zwischen den Schneidezähnen, der erbärmliche Beitrag meines Vaters, störte das Gesamtbild. Die Lücke war so klein, dass ich nicht einmal hindurchspucken konnte, doch groß genug, um Mamas Miene zu verdüstern, wann immer ich lächelte.

Das ist nicht echt, hörte ich Mamas Stimme. Ein Bauch und ein Schlitz, mehr braucht es nicht. Mehr hat ein Mädchen nicht.

Als ich mich abwandte, bemerkte ich eine Tür an der hinteren Wand, darüber ein Schild: Der Lohn der Sünde ist der Tod. Mr. Dink und Dr. Sadie waren in ein Gespräch vertieft, und so schlüpfte ich nach nebenan.

Eine ganze Wand aus Köpfen blickte mir entgegen, mit Geschwüren, eingesunkenen Nasen und runzligen Hautfetzen. Ein infiziertes Körperteil nach dem anderen reihte sich hier auf, alle durch sickernde Schanker entstellt.

425. Sehr schönes Präparat von Penis und Blase.

426. Gesunde Genitalorgane des Mannes.

427. Querschnitt durch Penis und Blase eines Opfers von Selbstbefleckung, mit unvollkommen entwickelten Genitalorganen.

450. Frühe kreisförmige Syphiloderma.

451. Wachsfigur eines Cupido, der unter den Verheerungen der Französischen Krankheit leidet. »Liebe macht blind.«

Fort war Miss Gertus Schönheit. Ich war allein mit Mamas Stimme in mir und dem Bild des Schreckens vor mir: der leidende Cupido, den Mund zu einem Angstschrei verzerrt. Mit trockener Zunge und zitternden Händen lief ich davon.

Ein Bauch und einen Schlitz, Moth, mehr hast du nicht. Sieh zu, dass du beides gut und weise füllst.

*Whistle, daughter, whistle
And you shall have a man.
Mother, I cannot whistle
But I'll do the best I can.
Pfeif, Tochter, pfeif,
Und schon kommt ein Mann.
Kann nicht pfeifen, Mutter,
Doch ich tue, was ich kann.*



Auf dem Rückweg zu Miss Everett machte Dr. Sadie mit mir in ihrer Mansarde Halt, um das Kleid anzuprobieren. Sie begann sofort damit, die Truhe vor ihrem Bett auszuräumen – hervorkamen ein Paar seidener Hausschuhe, ein Stapel alter Ferrotypien, einige längliche, halb beendete Handarbeiten und eine Schachtel Briefe. Ganz unten, in ein großes weißes Laken eingewickelt, lag, wonach sie suchte.

Sie wiegte das Bündel in den Armen, hielt es an die Wange, schloss die Augen und lächelte. »Ich habe es am Abend meines siebzehnten Geburtstags getragen«, sagte sie. »Tante Charlotte hatte extra einen steinernen Springbrunnen für ihren Ballsaal kommen lassen, original aus Paris, und ein ganzes Orchester hat für mich meine Lieblingslieder gespielt.« Sie hielt mir das Paket entgegen. »Hier, probier es an.«

Die Farbe des Kleids war ein tiefes Smaragdgrün, der Rock bestand aus einer so zarten, weichen Seide, dass ich unentwegt mit den Fingern darüberstreichen musste. Das Oberteil hatte ringsum bestickte Glockenärmel, über die sich Blumenranken und Herzchen zogen, vom Bündchen bis zum Schulteransatz. Obwohl es nicht der allerneuesten Mode

entsprach, war es von weit besserer Qualität als jedes Kostüm, Kleid oder Abendgewand aus der Hand von Miss Everett. Es war elegant und dennoch mädchenhaft, und ich brannte darauf, es zu besitzen.

Dr. Sadie half mir, es über den Kopf zu ziehen – doch es passte nicht. Es war zu lang und zu weit, die Fältchen am Hals rutschten mir über die Schultern, das Oberteil hing traurig an meiner Brust herunter. Ich zog den Stoff seitlich zusammen, bis das Kleid saß, und befand: »Perfekt.«

Dr. Sadie grinste nur. »Keine Sorge, das bekommen wir hin.« Sie nahm meine Hand und half mir auf die Truhe. Dann holte sie einen Nähkorb, klemmte sich Nadeln zwischen die Lippen, fand einen Fingerhut und begann ihr Werk.

Während sie das Kleid absteckte, bewunderte ich mein Spiegelbild in ihrem dunklen Fenster. Ich legte die Hände an mein Herz, wie das Mädchen auf dem Zettel des Mädchenheims, den ich damals in meinem Fass auf dem Dach verborgen hatte.

Dr. Sadie zupfte an einem Ärmel. »Du musst schon stillhalten.«

So viel liebevolle Aufmerksamkeit war mir ganz fremd. Ich schaute hinunter auf Dr. Sadie und fragte mich, was dabei für sie heraussprang. Was wollte sie von mir? Mrs. Wentworth, Miss Everett, nicht einmal Mama hatten mir je etwas gegeben, ohne etwas zu erwarten. Mrs. Riordan war der einzige selbstlose Mensch, den ich kannte. Eine zweite Frau wie sie konnte sich die Welt bestimmt nicht leisten. Wenn ich Mr. Dink von Mrs. Riordan erzählen würde, würde er sie sicher aus der Chrystie Street holen lassen und ausstellen.

»Haben Sie hierin getanzt?« Ich war neugierig auf die Geheimnisse dieses Kleides.

»Aber sicher«, antwortete Dr. Sadie. »Je öfter ein Mädchen in

einem Kleid tanzt, umso mehr Glück bringt es.«

»Glauben Sie, das Kleid birgt noch ein wenig Glück?«

Sie fasste den Stoff an den Schultern zusammen, steckte erst die eine, dann die andere Seite ab, sah mich an und sagte: »Ja, ich würde sogar sagen, eine ganze Menge.«

Das ist gut. Denn das werde ich brauchen.

Die zerfressenen, furchterregenden Modelle in Mr. Dinks Museum hatten mir, mit ihrer Ehrlichkeit und Entsetzlichkeit, viel über das Mysterium Mann offenbart. Selbst die gesunden Körperteile waren mir seltsam erschienen, und die Vorstellung, einem nackten Männerkörper nahe zu sein, fand ich schauderhaft.

»Wie ist es, ein Verhältnis mit einem Herm zu haben?«, wagte ich die Frage hervorzustammeln, die mich seither beschäftigte.

Ohne aufzusehen, erwiderte Dr. Sadie: »Das hat Miss Everett dir doch erklärt, oder nicht?«

Eben nicht, und ich bezweifelte, dass sie es jemals tun würde. Zwar hatte ich Rose mit dem Polizeichef belauscht und Mama im Bett mit Mr. Cowan beobachtet, doch so real und schockierend das gewesen war, deutlicher hatte es mir die Dinge nicht gemacht.

Ich hatte noch keinen Ehering oder sonstigen Reif an Dr. Sadies Fingern gesehen, aber vermutlich ließ ihr Beruf das Tragen von Schmuck nicht zu. Ob sie jemals geheiratet hatte? Sicher steckte sie, wie auch ihr Kleid, voller Geheimnisse.

»Ist es immer abscheulich, laut und furchtbar?«, drängte ich.
»Ich will es ehrlich wissen.«

Sie seufzte und drehte mich ein wenig zur Seite, um die erste Ärmelmanschette abzustecken. »Ich hoffe doch sehr, dass dem nicht so ist.«

»Sie wissen es nicht?«

»Ich kann dir von der Liebe erzählen, aber von dem anderen weiß ich nur, was in Anatomiebüchern steht.«

»Sie waren nie verheiratet?«

»Nein.«

»Aber Sie waren verliebt?«

»Ja.«

»Und sind es immer noch?«

»Das ist eine heikle Sache«, erwiderte sie und schloss die Augen, während sie nach den richtigen Worten suchte. »Meine Berufswahl hat meine Familie in große Verlegenheit gebracht. Wenn ich meinem Herzen nun auch in Liebesdingen folgen würde, würde ich sie noch mehr verletzen.«

Wie konnte die Tatsache, dass sie Ärztin geworden war – so selten und ungewöhnlich das für eine Frau auch sein mochte –, anderen Kummer bereiten?

Aber zu erfahren, dass selbst das Herz einer vornehmen, gebildeten Frau nicht immer bekam, was es wollte, tröstete mich doch.

»Also lieben Sie ihn immer noch?«, fragte ich.

Mit traurigen Augen und fahlem Gesicht sah sie zu mir auf. In ihrer Antwort lag tiefer Kummer: »Ja.«

Nachdem sie alles gekürzt und abgenäht hatte, saß das Kleid wie angegossen. Seine Unterröcke und der einfache Reifrock lenkten von meinen viel zu kleinen Brüsten ab, von meinen Erinnerungen an Mama, an Mrs. Wentworth und meiner Angst vor dem Mann, der mir bald begegnen musste.

Außer dem Kleid, so erfuhr ich, sollte ich ein Paar Engelsflügel tragen. Sie hätten einfach eines Morgens am Vordach des Museums gehangen, erzählte Mr. Dink, als er sie mir

überreichte.

»War das ein schöner Anblick, so rein und weiß«, schwärmte er. »Wie die perfekte Weihnachtsgans im Fenster eines Fleischers.«

»Mr. Dink, Sie sind ein Lügner«, grinste ich.

Er winkte mich mit dem Finger nach unten. »Na schön, ich will Ihnen die Wahrheit sagen«, flüsterte er. »Sie haben einem Mädchen gehört, einer verflossenen Liebe von mir. Sie hat sich vor Miss LeMar um die Kaninchen und Tauben des Illusionisten gekümmert. Magnifico konnte sie aus einer Kiste heraus verschwinden lassen, mitsamt diesen Flügeln.«

Ich hörte es ungern, dass er sie geliebt und sich mit ihr entzweit hatte. Womöglich hatte er etwas so Schreckliches getan, dass er ihre Liebe nicht mehr verdiente.

Als Ärztin lernt man das
Vernähen von Wunden
beinahe so wie junge
Mädchen den Umgang
mit Nadel und Faden.
Man sitzt im Kreis, be-
gutachtet die Arbeit der
anderen und wettei-
fert um den saubers-
ten, schönsten Stich.
Natürlich herrscht dort
Freundschaft, aber auch
Wettstreit, doch alle ver-
bindet das stolze Wissen,
dass dieser Aspekt der
Medizin, der die Wund-
versorgung ganz wesent-
lich bestimmt, in zarten
Frauenhänden am
besten aufgehoben ist.
Solcherlei »Frauenar-
beit« hat so manches
Gesicht aus den Slums
dieser Stadt geflickt.

»Wird sie die Flügel nicht
zurückhaben wollen, falls sie mich damit sieht?«

»Nein«, sagte er mit trauriger Miene. »Sie ist tot, meine Liebe.
Diphtherie.«

Ich versuchte, meine Erleichterung zu überspielen, schließlich

wollte ich nicht als hartherzig gelten. Dass die Flügel einer Toten gehört hatten, störte mich nicht. Mr. Dink tat mir leid, doch über die Flügel freute ich mich, und mehr noch, dass es niemanden gab, der sie mir streitig machen würde.

Von meinem Platz als *Cartes-de-visite*-Mädchen aus konnte ich die Straße und den größten Teil der Eingangshalle gut überblicken.

Miss Eva Ivan saß am Kartenschalter gleich hinter der Tür. Sie hielt sich den Fächer halb vors Gesicht und zwinkerte den männlichen Besuchern mit den langen, flatterigen Wimpern ihres rechten Auges zu.

»Nur das Museum?«, gurrte sie den jungen Mann an, der gleich an meinem ersten Tag erschien, »oder bleiben Sie auch zur Vorstellung?«

Der junge Mann legte einen Vierteldollar auf die hölzerne Theke und schob ihn Miss Eva zu.

Sie strich über die Hand des Besuchers und gab ihm die Eintrittskarte. »Viel Vergnügen«, wünschte sie und schloss den Fächer.

»Scheiße«, fluchte der junge Mann, »kruzifixverdammter, Sie sind ja zur Hälfte ein Kerl!«

Miss Eva lachte, laut und dröhnend, tief und rau.

Der junge Mann schüttelte den Kopf, nahm seine Karte und bahnte sich den Weg ins Museum. »Scheiße«, sagte er noch einmal, als er an mir vorbeikam. »Scheißescheißescheiße.«

Miss Eva öffnete ihren Fächer und erwartete den nächsten Besucher.

Fast alle Männer, die ins Museum gingen, blieben auch vor mir stehen und schauten sich die Karten an. Viele kauften wenigstens eine oder zwei. Mr. Dinks menschliche Kuriositäten

waren ziemlich beliebt. An den beinlosen Gestalten, den Echsenmännern, bärigen Frauen, hundsgesichtigen Jungen und der Albinofamilie, darunter Sylvia LeMar, konnte sich kaum einer sattsehen.

Die größte Aufmerksamkeit jedoch erregte Mr. Dinks Kollektion exotischer Schönheiten von nah und fern. Dies lag zum Teil daran, dass ich sie nur auf Nachfrage zeigte. Mr. Dinks hatte Dr. Sadie gebeten, ein geheimes Fach an den Rock zu nähen, das ein einfacher Zug an einem Band enthielt. Das Fach war mit roter Seide gefüttert und der perfekte Platz für solche Wunder. »Männer gelüstet es nach dem Geheimnisvollen«, hatte Mr. Dink wissend gesagt.

Eines der Bilder zeigte Suzie Lowe als Lady Godiva. Sie saß auf einem großen dunklen Pferd, wandte dem Betrachter den Rücken zu, sodass ihre Brüste verborgen blieben, das lange Haar floss ihr über die Schultern. Ein Seidentuch war um die Taille drapiert, um alles Anstößige zu bedecken. Sie schaute den Betrachter über die Schulter direkt an, so als würde sie nur ihm ein Geheimnis verraten.

Mir war von allen verborgenen Karten die einer zirkassischen Schönheit am liebsten, einer jungen Frau in einem Meer aus Troddelkissen und Orientteppichen. Sie trug die Tracht ihrer Heimat; der Rock war bis über die Knie gezogen, der Ausschnitt reichte verführerisch tief an die Brüste. Das Auffallendste aber war ihr wildes, ungebändigtes Haar. Kein Kamm oder Band zähmte ihre Löwenmähne, die in ihrer Pracht über den Bildrand hinauszuwachsen drohte. Die unbekannte Schöne erinnerte mich an Mama in ihren besten Zeiten, und ihre stolze, drohende Haltung machte sehr deutlich, dass sie sich nicht bezwingen lassen würde.

Dies war auch Mr. Dinks Lieblingsbild. »Mit ihr habe ich einen

der größten Fehler meines Lebens gemacht«, gestand er. »Ich habe zugesehen, wie P. T. Barnum sie mir vor der Nase weggeschnappt hat. Ehe ich überhaupt den Mund öffnen konnte, hatte er ihr schon zweitausend Dollar gezahlt. Und dann gehöhnt, ich müsse ihm dreitausend zahlen, wenn ich sie wiederhaben wolle.«

Mr. Dink hatte selbst seinen Weg über Mr. Barnum gemacht: Seine Eltern hatten ihn schon mit zehn Jahren als Jahrmarktsattraktion preisgegeben. Kaum war Mr. Dink volljährig geworden, hatte er seinen Abschied von Mr. Barnum genommen. Der ältere Schausteller hatte Mr. Dink alles Gute gewünscht, doch nun herrschte eine gewisse Rivalität zwischen ihnen. Miss Eva hatte sich nach dem zweiten großen Feuer im Barnum'schen Museum zu Mr. Dink abgesetzt. Mr. Barnum hatte es ihm heimgezahlt, indem er bei der zirkassischen Schönheit schneller gewesen war.

»Und wo hatten Sie sie gefunden?«, wollte ich wissen. Gab es eine Geheimgesellschaft, die sich um das Engagement von Varietékünstlern kümmerte? »Die zirkassische Schönheit, meine ich.«

»Oh, so eine Frau wird nicht gefunden, mein liebes Mädchen«, sagte er. »So eine Frau wird gemacht.«

Weiter sagte er nichts, und ich bedrängte ihn nicht. Der sehnsgütige Ausdruck, mit dem er auf ihre Karte schaute, hielt mich davon ab.

Jeden Morgen, bevor das Museum öffnete, nahm sich Mr. Dink eine Stunde lang Zeit und brachte mir alles Wissenswerte über die Schauspielerinnen, die anderen Persönlichkeiten auf den Karten und seine Darsteller bei. Dies wurde zum schönsten Teil des Vormittags. Die Geschichten zu all den Schaustellern, die Mr. Dink unter seine Fittiche genommen hatte, und die vielen

Geheimnisse aus ihren Leben ließen mich Miss Everett und die Vorkommnisse in ihrem Haus vergessen. In seinem Metier gebe es auch genügend Skandal und Bitterkeit, aber, so versicherte mir Mr. Dink, »wir sind wie eine große Familie, nur mit merkwürdigeren Talenten und Bindungen.«

Er brachte mir bei, welche Stars in der Gunst des Publikums ganz oben standen und wessen Glanz schon wieder verblich. Es war ihm wichtig, dass ich mir die Namen und Geschichten einprägte, damit ich den interessierten Herren genügend zu berichten wusste.

Anfangs machten mir die Männer und ihre Lüsternheit Angst. Respektable Herren, mit eleganter Uhr, Taschen voller Geld, sicher einer hingebungsvollen Frau und womöglich sogar liebenden Kindern versorgt, bissen sich auf Unterlippe und in die Wangen, hatten das Verlangen im Blick. Sie waren wie die Zeitungsjungen, die auf ein Stück Karamell aus der Hand des Konditors warten; mit zittrigen Händen griffen sie nach Lady Godiva oder einer anderen exotischen Schönheit, während die besonders Kühnen wünschten, die Karten selbst von meinem Rock zu lösen.

Unter der Obhut von Mr. Dink lernte ich, ihnen gegenüber ein wenig grausam zu sein; ich ließ mir Zeit, wenn ich ihnen eine Karte reichte, ich wartete, bis ein Hals rot anlief. Später dann wollte ich sie erröten sehen. Sie sollten wissen, dass ich sie ebenso aufmerksam beäugte wie sie mich.

EIN ENGEL IN DINK'S MUSEUM

In der Eingangshalle zu Dink's Kuriositätenkabinett wartet ein Engel. Das junge Mädchen steht auf einem bescheidenen Holzpodest, aber dieses Kind macht daraus die Bühne unserer Academy of Music. Sein Kleid – aus feinstem Krepp, Satin und bestickter Seide – wirkt, als entstammte es dem Schrank von Mrs. Demorest. Noch beeindruckender sind die beiden strahlend weißen Flügel, die seinem Rücken entwachsen. Der Eindruck ist so vollkommen, dass draußen Kinder ihre Eltern anflehen, sie mögen stehenbleiben und sie durch das Fenster blicken lassen. Selbst veritable Damen – vom Schlage derer, die geschäftig vom Haus in die Kutsche, vom Schaufenster zum Salon der Nachbarin paradieren – recken die zarten Hälse.

Vor all dem scheut dieses Kind jedoch nicht zurück. Die Aufmerksamkeit kommt ihm gelegen, denn es ist das *Cartes-de-visite*-Mädchen. Photographische Karten und Taschenlupen sind mit farbigen Bändern an seine Röcke geheftet. Zu sehen gibt es Landschaften und berühmte Gesichter, die darauf warten, dass Sammler und Neugierige sie gegen Geld erstehen. Und wenn sich eine genügend große Menge um das Mädchen herum versammelt hat, bringt es die Menschen mit einer Geste zum Schweigen und singt ihnen ein kleines Lied: Kabinettkarten, *Cartes de visite*!

Schauen Sie, wessen Bild noch fehlt.

Sojourner Truth oder Admiral Dot?

Lotta Crabtree oder gar Edwin Booth?

Von Paris bis New York Harbor, Fünfzehn Cent und es ist Ihr – Zwei für einen Quarter!

23. November 1871

Ich hatte Visite bei Mr. Dink auf der Bowery, da Eva Ivan über einen »Schwerthals« klagte. Darunter leidet sie nicht zum ersten Mal, denn bisweilen übertreibt sie es. Diesmal hatte sie der Ehrgeiz gepackt, gleich mehrere Klingen auf einmal zu schlucken, was den Hals naturgemäß reizt. Ich verordnete ihr einen therapeutischen Tee und besprach die Angelegenheit mit Mr. Dink. Er stimmt mir darin zu, dass Miss Eva Geduld und Ruhe benötigt.

Wenn es ihr besser geht, beabsichtige ich, ihre Zustimmung zu einer neuartigen experimentellen Untersuchung zu erbitten. Dr. K. ist es gelungen, eine starre Metallröhre in den Hals eines Schwertschluckers einzuführen, und beide haben in den vergangenen drei Jahren das Land bereist, um anderen Ärzten ihre Methode zu demonstrieren. Wie aufregend, durch den Ösophagus bis hinunter zum Fundus zu schauen!

Bei der Gelegenheit habe ich wohl einen kleinen Sieg an meiner teuren Moth errungen. Ich bilde es mir hoffentlich nicht nur ein, aber ich glaube, ich habe Fortschritte mit ihr erzielt. Ihr Vertrauen zu gewinnen ist, als würde man eine Katze zähmen. Ich locke sie mit Wärme, Zuverlässigkeit und Fürsorge. Und sie hat unübersehbar Angst vor dem Schicksal, das ihr bevorsteht.

Mr. Dink hat sie angestellt, damit sie ihm beim Verkauf der Kabinettkarten hilft. Während mir die Rolle, die Miss Everett bei all dem spielt, nicht ganz klar ist, bin ich von Mr. Dinks Lauterkeit fest überzeugt. Wenigstens verbringt Moth nun deutlich mehr Zeit außerhalb als innerhalb der Mauern besagten Hauses.

S. F.

Spital der Stadt New York für
Bedürftige Frauen und Kinder
Second Avenue Nr. 128,
New York, New York
24. November 1871

Mr. Thaddeus Dink

Dink's Museum und Palast der Illusionen

The Bowery, New York, New York

Mein lieber Thaddeus,

Sie waren immer gut zu mir, ein treuer Freund, in gegenseitigem, unerschütterlichem Vertrauen. Niemals werde ich vergessen, welche Herzlichkeit Sie mir bei unserer ersten Begegnung entgegenbrachten – Sie waren es, der meine Hand nahm, nachdem sich die bessere Gesellschaft von mir zurückzog, Ihnen verdanke ich die Gelegenheit, meinem Beruf außerhalb der Mauern des Spitals nachzugehen. Ihre Generosität war der Quell zahlloser glücklicher Fügungen in meinem Leben, und dafür werde ich Ihnen ewig dankbar sein.

Ich schreibe Ihnen nun mit großer Zuversicht in unsere Freundschaft, um einen Gefallen zu erbitten.

Soweit es die Umstände erlauben, achten Sie bitte auf Miss Fenwick, wenn Sie in Ihren Diensten steht. Sie ist, wie Sie so klug und richtig bemerkten, ein teures Kind von ungewöhnlicher Schönheit.

Ich weiß sehr wohl, dass Sie Miss Everett gegenüber gewisse Verpflichtungen haben, welche die geschäftliche Seite Ihres Theaters betreffen, aber ich hoffe dennoch, dass Ihre Verpflichtungen als Gentleman es Ihnen möglich machen, über das Geschäftliche hinaus auf das Wesen der Dinge zu

schauen.

Ich habe Grund zu der Annahme, dass das Mädchen weit unschuldiger ist, als es den Anschein erwecken möchte.

In Bewunderung und Zuneigung,

Ihre Sadie

Im Haus dieser Zigeunerin wird der Besucher von einem jungen Mädchen empfangen. Es entstammt vermutlich reinstem Zigeunertum, wurde aber durch Ansätze von Zivilisation doch so weit verdorben, dass es sein Haar täglich kämmt und ohne Murren Schuhe und Strümpfe anlegt. Lumpig war dieses knospende Mädchen immer noch, aufreizend und ungewaschen, doch besaß es einen scharfen Verstand und einen so guten Riecher für Geld, als wäre es die älteste Hexe aus dem fahrenden Volk. Also bat es den Kunden nach oben, und dieser folgte. Das junge Geschöpf schwebte und tanzte die Stufen hinauf, führte den Besucher dann mit großem Schwung in den beeindruckenden Empfangsraum und verschwand hinter einer Reihe von »Höflichkeitsbezeugungen« aus derart vielen aberwitzigen und schwindelmachenden Drehungen, dass es dem fassungslosen Reisenden schien, als würde sich das Mädchen in einen roten Stoffwirbel auflösen.

Q. K. Philander Doesticks:
Die Hexen von New York, 1859



Der Mann, der Mae während meines ersten Theaterbesuchs ausgeführt hatte, ein Bankier namens Mr. Harris, war im Anschluss ins Haus gekommen und hatte mit Miss Everett besprochen, wie ein mögliches Arrangement aussehen könne. Maes Schönheit sei ihm nicht mehr aus dem Sinn gegangen, und, so erzählte es Mae, er habe der Madame gegenüber unverblümkt geäußert, dass er das »heiße Verlangen« verspüre, Mae vor jedem anderen Mann zu besitzen.

»Rose kann schon mal packen«, tönte Mae. »Ich bin auf dem Weg nach unten.«

Mr. Greely hatte sich gleichermaßen versessen darauf gezeigt, die Dinge mit Alice voranzutreiben. Sie hatten mehrfach im Salon Tee getrunken, und bei jeder dieser Gelegenheiten hatte der grauhaarige, rotgesichtige, schlaksige Mr. Greely Alice laut ins Ohr gesagt, er habe noch nie ein so hübsches Mädchen gesehen, noch nie eine so klangvolle Stimme gehört. Er hatte

ihr »O Susanna« vorgesungen und immer, wenn er zu der Stelle mit dem Banjo und dem Knie gekommen war, ihr Bein gedrückt. Alice waren seine Singerei und seine forsch Art zuwider, doch schließlich hatte sie sich dazu durchgerungen, in Mr. Greely die Antwort auf ihre Gebete zu sehen.

Doch nach dem letzten Treffen war es zu einem plötzlichen Sinneswandel gekommen. Alice war die Treppen hinauf in unser Zimmer gestürmt und hatte bittere Tränen vergossen.

»Was ist denn geschehen?«, fragte ich und eilte an ihre Seite. Sie warf sich auf ihr Bett, weinte in ihr Kissen und gab keine Antwort.

»Hat er dir wehgetan? Bist du unpässlich?«

Durch meine Fragen wurde das Geheul nur noch lauter. Cadet erschien, um nach dem Rechten zu sehen. Er nahm meinen Platz an ihrem Bett ein, kniete sich hin und legte Alice eine Hand auf die Schulter.

»Es wird alles gut«, sagte er mit sanfter Stimme. »Was es auch ist, es wird alles gut.« Dann zog er ein Taschentuch hervor und drückte es ihr in die Hand.

»Danke«, sagte sie, setzte sich auf und schaute ihn hilflos an, die Tränen flossen noch immer. »Aber nichts wird gut. Vorhin hat er gesagt: ›Passen Sie bloß auf, Miss Alice, sonst muss ich Sie am Ende heiraten.‹ Und sobald er zur Tür hinaus war, habe ich Miss Everett die frohe Kunde überbracht. Doch sie hat mich nur ausgelacht! Angeblich sagt Mr. Greely das zu jedem Mädchen. Er hat gar nicht die Absicht, mich oder irgendeine andere zu heiraten, er hat nämlich schon eine Frau.«

Alice hatte Miss Everett angefleht, sie möge ihr gestatten, Mr. Greely abzuweisen und auf eine bessere Partie zu hoffen, doch Miss Everett hatte bloß erwidert: »Nein, Alice. In dieser Angelegenheit hast du keine Wahl.«

Als Alice wieder zu heulen begann, setzte sich Cadet zu ihr und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Mir warf er einen Blick zu, der sagte: *Du wirst hier nicht gebraucht*. Er legte den Arm um Alice' Schulter und meinte noch einmal: »Es wird alles gut.«

Ich fand es unerträglich, dass er ihr derart viel Aufmerksamkeit schenkte. Bei mir hatten Tränen immer nur zu einem nassen Gesicht und Vorwürfen von Mama geführt. Ich wusste, ich würde nie wie Alice. Ich würde nie an ihre Lieblichkeit und Anmut heranreichen. Ihre blinde Hingabe an alles Helle und Schöne – selbst angesichts dessen, was auf sie, auf uns, zukam – war mir fremd. Eine derartige Leichtigkeit und Güte besaßen wohl nur die Mädchen, die in eine richtige Familie und ein schönes Heim hineingeboren wurden, die Vater und Mutter hatten und von beiden geliebt wurden.

Die Frauen auf den Karten, die ich in meinem Rock verbarg, waren so gar nicht wie Alice, und doch fragten die Herren ständig nach ihnen, schauten sie an und sprachen über sie, als würden sie die Damen persönlich kennen. Und all diese Frauen, ob sie sich keusch oder eigensinnig, schüchtern oder aufreizend gaben, hatten den gleichen wissenden Blick. Dieses Selbstbewusstsein, danach strebte ich.

Ich hatte heimlich einige Karten mitgehen lassen (unter anderem Lady Godiva und die zirkassische Schönheit) und sie an die Wand in unserem Zimmer geheftet, damit ihre Macht auf mich überging.

Abends saß ich am Schminktisch und schaute zwischen den Karten und meinem Spiegelbild hin und her. Ich neigte den Kopf, senkte den Blick und verzog die Lippen zu Lotta Crabtrees Schmollmund. Ihr Ausdruck war der provozierendste, und nach einiger Übung gelang auch mir das listig gespitzte Mündchen. Ich legte nun jeden Morgen etwas Rouge auf und

tupfte mir einige Tropfen von Maes Neroliöl hinter die Ohren. Ich band die Schleife meines Huts weiter rechts, so wie Rose, und nicht mehr brav und ordentlich unter dem Kinn, so wie Alice.

Ich glaubte, alles würde leichter – das Stehen in Mr. Dinks Museum wie auch das Niederlegen mit einem Mann –, wenn ich den Frauen auf den Karten ähnlicher würde. *Ada Fenwick – schön, verlockend, Herrin über das eigene Los.*

Cadets Reaktion auf meine Bemühungen versetzte mir allerdings einen weiteren Stich ins Herz. Eines Nachmittags ging ich mit Alice an ihm vorüber, und zwar so dicht, dass er mein Parfum riechen musste. Als er kein Wort sprach, lächelte ich und sagte: »Einen schönen Nachmittag, Cadet.«

Da er nicht antwortete, wiederholte ich meinen Gruß. »Einen schönen Nachmittag ...«

»Oh, tut mir leid, ich dachte, das sei Mae«, meinte er und warf mir einen gehässigen Blick zu.

Alice wartete, bis er fort war. Dann sagte sie: »Was hat er denn bloß plötzlich? Er ist doch sonst so ein Gentleman.«

»Tja, sonst«, erwiderte ich und begriff in diesem Moment, dass Cadet seine Gefühle für mich, welcher Art sie auch gewesen sein mochten, auf Alice übertragen hatte.

»Magst du ihn nicht mehr?«, fragte sie.

Sie hatte das Taschentuch, das Cadet ihr gegeben hatte, um ihre Tränen wegen Mr. Greely zu trocknen, unter ihr Kissen gesteckt. Und sie hatte, soweit ich wusste, nicht vor, es ihm wiederzugeben.

»Nein«, antwortete ich und nahm ihren Arm. »Außerdem hat er eine andere im Sinn.«

Sie nickte errötend.

Miss Everett hingegen pries meine Verwandlung. »Deine Zeit

bei Mr. Dink hat Wunder bewirkt«, sagte sie, reichte mir ein kleines Päckchen, das mit einem Band verschnürt war, und erklärte: »Dies sind meine Visitenkarten. Du solltest ein paar mit ins Museum nehmen. Verteile sie klug.«

*Miss Emma Everett
East Houston Nr. 73
Mädchenpensionat*

Sie wies mich an, vor allem auf die Qualität des Anzugs, die Reinlichkeit der Schuhe und den Verschleiß am Hut zu achten. »Die Männer, die in Mr. Dinks Lobby treten, mögen das eine oder andere Souvenir aus dem Museum suchen, vielleicht suchen sie aber auch ein Mädchen. Wenn ein Mann aus der Menge heraussticht, dann gib ihm meine Karte. Ich kümmere mich um den Rest. Mr. Dink müssen wir wegen dieser Dinge übrigens nicht behelligen.«

Auf meinem Platz vor dem Museum fantasierte ich mich in die Arme all der Herren, die sich mir näherten. Dafür war nicht viel Einbildungskraft nötig, denn die meisten Männer waren kühn und glaubten, hofften, dass ich ihnen auf Nachfrage noch mehr bieten würde. Sie nannten mich *Herzchen*, *Süße* oder *Liebchen*, wollten sich mit mir im Tanzpalast treffen oder mich in den Park begleiten.

Ein Mann stellte sich sogar ganz frech als »Mr. Money« vor. Ich seufzte bloß.

»Du hast ja recht, meine Teure, so heiß ich nicht«, spielte er den Ertappten. Dann zog er ein dickes Bündel Banknoten aus der Tasche. »Tatsächlich aber hab ich von dem hier reichlich, und am liebsten verwende ich es für so süße kleine Mädel, wie du eins bist. Was meinst du, wollen wir uns draußen auf eine hübsche Unterredung treffen?« – »Nein, danke, Sir«, erwiderte ich und wünschte ihm Lebewohl.

Ein anderer Mann, der sich als Mr. Wilson vorgestellt hatte, kam drei Tage in Folge. Es war ein älterer Herr mit sanften Augen, so wie Mr. Birnbaum, und Fältchen, die beim Lächeln nach oben wanderten. Angeblich erinnerte ich ihn an eine frühere Liebe, ein Mädchen namens Helen. »Sie starb, noch bevor ich ihr sagen konnte, was ich empfand. Ihr Ende war entsetzlich. Es verfolgt mich jeden Tag.«

Mr. Dink beobachtete die Vorgänge von Weitem, grüßte vertraute Gesichter und behielt mich während all dessen im Auge. Gelegentlich kam er herüber (besonders, wenn ein Mann zu nahe rückte oder zu lange verweilte) und fragte, ob ich mich wohlfühlte oder mich lieber ein wenig ausruhen wollte. »Ich möchte nicht, dass Sie hier ohnmächtig zusammensinken«, sagte er mit besorgtem Blick. »Sie werden mir doch sagen, wenn Sie etwas benötigen?«

»Ja, Mr. Dink. Das werde ich.«

Auch Miss Eva und Miss LeMar kamen hin und wieder in die Eingangshalle und fragten, wie viele ihrer Karten ich an einem Tag verkauft hatte. »Dabei müssen Sie immer lügen«, hatte mich Mr. Dink vorgewarnt. »Sonst stehe ich schnell ohne Schwertschluckerin oder Albino oder womöglich ohne beide da. Am besten sagen Sie, zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig, wobei Miss Eva bei den Verkäufen Miss LeMar nie übertreffen darf. Sylvia erträgt es nicht zu unterliegen.«

Ich folgte seinem Rat und konnte so den Frieden zwischen den Frauen wahren. Mr. Dink war sehr zufrieden mit mir, und eines Tages nahm er mich beiseite. »Sollten Sie jemals feststellen, dass Sie mit Miss Everett abgeschlossen haben, dann denken Sie an mich, hören Sie? Ich würde mich glücklich schätzen, ein *Cartes-de-visite*-Mädchen zur Dink-Familie zu zählen. Die Bezahlung wäre ein Hungerlohn, verglichen mit dem, was die

Madame Ihnen bieten kann, aber es wäre ein Einkommen.«

Ich hätte sein Angebot auf der Stelle angenommen, hätte mich die Vision von Miss Keteltas' Haus nicht noch immer bis in den Schlaf verfolgt. Denn dann sprach das warme Licht hinter den Fenstern mit mir. *Brenn weiter für deine Träume, mein Kind. Dies hier wird deins. Finde den Weg.*

Eines Tages bemerkte ich, dass mich ein Mann besonders lauernd umkreiste und darauf wartete, einen ungestörten Blick auf meine Waren zu werfen. Er war sehr ansehnlich gekleidet, mit Gehrock und Hut, und bei Weitem der wohlhabendste Gentleman, den ich je gesehen hatte. Mehr als die edle Beschaffenheit seiner Kleidung jedoch fesselte mich sein Gesicht. Im Verhältnis zu seinem Bildnis waren die Züge gealtert und die Schläfen ergraut, doch ich erkannte ihn sofort – Mr. Wentworth.

Mein Herz raste, bei seinem Anblick packte mich die nackte Angst. Wartete Mrs. Wentworth etwa draußen darauf, dass mich ihr Mann durch das Gewühl der dunkel gekleideten Besucher hindurch in ihre Kutsche zerrte?

Sicherheitshalber schaute ich mich nach Mr. Dink um. Ich entdeckte ihn am Kartenschalter, im Gespräch mit Miss Eva, und winkte ihm diskret zu. Im Gegenzug lüftete er leicht den Hut.

Mein Magen verknotete sich, als Mr. Wentworth auf mich zusteuerte. »Haben Sie auch eine Lady Godiva?«, fragte er in ruhigem, gemessenem Tonfall.

Innerlich hörte ich Nestors Stimme: *Sie müssen Ihre Gefühle zügeln, unterdrücken Sie jeden Impuls.*

Mit zitternden Händen offenbarte ich ihm die Karten in meinem Geheimfach. »Ja, selbstverständlich«, sagte ich und hoffte, dass ihm meine Angst verborgen blieb.

Er ließ sich Zeit, zog sogar eine kleine Lupe aus der Tasche, um jede Karte einzeln und gründlich zu inspizieren. Nachdem er das Bild von Suzie Lowe auf dem Pferd betrachtet hatte, sagte er schließlich: »Das ist genau das, was ich suche.«

Die Art und Weise, die Karten zu mustern, hatte mich wieder beruhigt. Er benahm sich wie alle anderen Männer auch. Kein Zweifel, er war allein hier, ohne Ehefrau.

Im Wissen um den Bildband aus seinem Arbeitszimmer wies ich auf die zirkassische Schönheit. »Vielleicht interessiert Sie auch das Exotischere? Zwei Karten kosten einen Vierteldollar.«

»Schon möglich«, sagte er und fuhr mit dem Daumen am Rand der Karte entlang.

Ich hatte so oft auf sein Porträt geschaut, dass es mir schwerfiel, mich ihm gegenüber nicht vertrauter zu zeigen, ihn nicht beim Namen anzureden. Was wohl mit seinem Hund geschehen war? Wurde der treue Begleiter auf Befehl von Mrs. Wentworth aus seiner Nähe entfernt? Wenn Mr. Wentworth damals im Haus gewesen wäre und alles gewusst hätte, er hätte mich vielleicht doch in die Freiheit entlassen.

Nachdem er sich auch für die zirkassische Schönheit entschieden hatte, fragte ich: »Suchen Sie noch etwas?«

»Nein, das wäre wohl alles«, erwiderte er.

Doch so rasch konnte ich ihn nicht gehen lassen. Der Zauber, den ich damals aus seinem Papier und meinen Wünschen gebildet hatte, hatte Mr. Wentworth nicht nur nach Hause geführt, sondern auch hierher, zu mir.

»Sir!« Ich fasste ihn am Arm und sagte einfach, was mir als Erstes in den Sinn kam. »Das mit Ihrem Hund tut mir sehr leid.«

»Verzeihung?«, sagte er mit verwirrter Miene. »Sie müssen mich wohl verwechseln. Ich habe keinen Hund.«

»Ich bin sicher, dass ich Sie noch nie zuvor getroffen habe, aber ich bin ebenso sicher, dass Sie einst einen Hund hatten – einen weißen Hund mit braungefleckter Schnauze. Ein treuer Freund, der sehr vermisst wird.«

Mr. Wentworth glückste nervös, griff in seine Tasche und gab mir einen Nickel. »Welch erstaunlicher Hokuspokus, mein liebes Mädchen. Ich hatte tatsächlich einst einen solchen Hund.«

Ich wies die Münze zurück. »Ich will kein Geld.«

Er starre mich voller Neugierde an. »Sie sind offenbar selbst ein reichlich exotisches Wesen, nicht wahr?«

Zufrieden mit mir selbst, warf ich ihm einen Blick zu, bei dem selbst Lotta Crabtree errötet wäre.

»Vielleicht könnten wir ein wenig flanieren?«, fragte er mit gedämpfter Stimme. »Und unter vier Augen reden?«

Ich sah wieder zu Mr. Dink. Er war am anderen Ende der Eingangshalle in ein Gespräch mit den beiden Polizisten vertieft, die er angeheuert hatte, am Samstagabend vor dem Theater zu stehen.

Ich griff in meine Tasche, zog eine von Miss Everetts Visitenkarten hervor und reichte sie Mr. Wentworth.

Beim Lesen weiteten sich seine Augen. »Nach wem soll ich fragen, wenn ich die entsprechenden Vorkehrungen treffe?«

»Miss Fenwick«, sagte ich mit flachem Atem und hörte meinen Herzschlag bis in die Ohren.

Er legte eine Hand an den Hut und sagte: »Auf ein baldiges Wiedersehen, Miss Fenwick.«

»Bis dann«, sagte ich.

In jener Nacht jagte Mrs. Wentworth wieder durch meine Träume. *Es reicht dir wohl nicht, meine Juwelen zu stehlen?*,

klagte sie und verfolgte mich mit ihrer Schere.

Ich schreckte auf und stellte mir vor, ihr ein Messer an die Kehle zu halten, und ihr Mann sah lächelnd zu. Schwitzend lag ich im Bett und klammerte mich an ihren Fächer. Hatte ich einen entsetzlichen Fehler gemacht?

*There was a little maid,
and she was afraid
That her sweetheart
Would come unto her;
So she went to bed,
and covered up her head,
And fastened the door with a skewer.*

*Es war eine Magd,
die war sehr verzagt,
Aus Angst, ihr Geliebter
Käme zu ihr;
Sie kroch in ihr Bett,
Unter die Laken*

Und schob vor die Tür vom Feuer den Haken.



Miss Everett empfing Mr. Wentworth wie einen alten Freund. »Nein, das ist ja eine Ewigkeit her!«, säuselte sie und küsstet ihn auf beide Wangen. »Ich hatte schon befürchtet, Sie hätten der Stadt auf immer den Rücken gekehrt.«

»Und dem besten Haus mit den schönsten Mädchen?«, neckte er sie.

Miss Everett gestattete ihm, mich bei der Hand zu nehmen und zu ihrer schmalen Couch im Salon zu führen, wo er sich so dicht neben mich setzte, dass ich sein warmes Bein durch all meine Röcke hindurch spürte.

Er trug einen vornehmen Anzug, wie im Museum. Die Manschetten schimmerten weiß unter den Ärmeln des Gehrocks hervor, der Kragen war frisch und neu, die schwarze Halsbinde perfekt geknotet. Er hatte gerötete Wangen, einen ordentlich gestutzten Bart und roch, als hätte ihm der Barbier eben erst die

Schlafen mit Makassaröl benetzt und den Hals mit Spiritus.

Grinsend schilderte er Miss Everett die Einzelheiten unserer Begegnung. »Ihre Miss Fenwick ist eine ganz Gerissene«, sagte er. »Sie hat sich ein hübsches Spielchen mit mir erlaubt – ihre Zauberkräfte eingesetzt, damit ich nicht wegläufe, und mir dann Ihre Karte in die Hand gedrückt.«

»Zauberkräfte?« Miss Everett sah mich erstaunt an.

»Oh ja«, erwiderte Mr. Wentworth. »Ich hing ihr förmlich an den Lippen. Ich wage die Behauptung: Reichte ich ihr in diesem Augenblick meine Hand, wüsste sie mir mein gesamtes Schicksal zu sagen.«

»Also, Miss Fenwick«, sagte Miss Everett mit einem Lächeln, »da haben Sie mir offenbar etwas verheimlicht. Ich hatte keine Ahnung, dass Sie derlei Talent besitzen.«

Ich errötete und schwieg, da ich nicht wusste, ob Miss Everett es gutheißen würde, wenn ich Mamas Zigeunerwissen bei Mr. Wentworth angewandt hätte.

Als er das Treffen mit mir arrangiert hatte, war Miss Everett außer sich vor Freude gewesen und hatte mir immer wieder versichert: »Falls er dich erwählt, darfst du dich sehr glücklich schätzen.«

Sie konnte ihre Begeisterung auch jetzt kaum verhehlen. Ihre Lippen hatten sich zu einem Lächeln verzogen, das gar nicht mehr weichen wollte, und bei jedem seiner Worte nickte sie.

Schließlich sagte sie: »Entschuldigen Sie mich bitte, Mr. Wentworth, ich muss nach dem Tee schauen.«

»Aber sicher, Emma«, erwiderte er und sah mich erwartungsvoll an.

Als sie fort war, drängte er: »Willst du deine Gabe nun mit mir teilen, mein Mädchen? Deine Hellsichtigkeit wird doch sicher

auch zum Handlesen nutze sein.« Er streckte mir die Hände entgegen: »Sag, was siehst du?«

Bei Damen links, bei Herren rechts, hatte Mama immer gesagt.

Ich zog meine Handschuhe aus, nahm seine rechte Hand in meine und legte sie mir in den Schoß. Mit der anderen Hand strich ich über seine Handfläche und fuhr dann mit den Fingern jede einzelne Linie nach. Wenn das stimmte, was Miss Everett über ihn sagte, würde ich alles in meiner Macht Stehende tun, ihn zu gewinnen.

»Als würde mich ein Engel berühren«, seufzte er.

»Pscht, Sie dürfen nicht sprechen.«

Seine Hand war groß und breit, die Finger waren kräftig. Die Linien lagen tief eingegraben, der Daumennagel war angeknabbert, und wäre Mr. Wentworths Haut nicht so weich gewesen, hätte ich seine Hand für die eines Arbeiters gehalten. Der Mittelfinger war mit Tinte befleckt, dort hielt er vermutlich die Feder.

»Sie haben einen ausgeprägten Geschäftssinn«, begann ich. »Sie verstehen sich auf Zahlen und Worte und achten sehr auf Details. Es heißt, das gereiche Ihnen zu Ehre und Vorteil.«

Er nickte mir zu, seine Augen wurden immer größer. »Weiter, weiter.«

Ich streichelte den wulstigen Hügel unter dem Daumen und schaute ihm dabei ins Gesicht. Seine Hand war an der Stelle geschwollen, und als ich den Muskel knetete, wimmerte er leise.

»Ich sehe, dass Sie ein Mann von Appetit sind«, sagte ich grinsend.

Er biss sich auf die Lippe. »In der Tat.«

»Und Sie schätzen womöglich einen guten ... Brandy?«

»Auch das stimmt«, flüsterte er und schüttelte ungläubig den Kopf.

Ich hätte mich noch weiter auf dem schmalen Grat zwischen Mamas Kenntnissen und meinen Erinnerungen bewegt, doch da kehrte Miss Everett zurück. Als sie den Teewagen in den Salon schob, ließ ich seine Hand los.

»Lassen Sie sich bitte nicht stören«, sagte sie und goss uns Tee ein.

Mr. Wentworth zwinkerte mir zu, wie um mir zu bedeuten, dass das Geschehene unter uns bleiben sollte.

Bei Tee und Kuchen erzählte er von seinen Reisen und den unerbittlichen gesellschaftlichen Verpflichtungen in der Stadt. Ich hörte nur mit einem halben Ohr zu und überlegte mir schon, was ich ihm bei der nächsten Gelegenheit sagen würde. Dass er wegen des bisschen Theaters, das ich veranstaltet hatte, so aus dem Häuschen war, war für mich die schönste Rache an seiner Frau.

Als die Zeit zum Aufbruch kam, fasste er an mein Kinn und versuchte, mir einen Kuss zu geben.

Miss Fenwick, Sie verdammte Hure, nehmen Sie mir nicht meinen Mann.

Überrumpelt wisch ich zurück.

»Dann vielleicht beim nächsten Mal«, sagte er und ließ von mir ab.

Miss Everett sah mich tadelnd an.

Doch schon am nächsten Tag kehrte er wieder, und auch am darauffolgenden Tag. Jedes Mal wirkte er entschlossener, sich meiner Zuneigung zu vergewissern. Miss Everett war sich seiner Absichten so sicher, dass sie an Mr. Dink übermittelte, er solle sich nach einem neuen Mädchen für seine Karten

umsehen. Sie gestattete mir nicht einmal, ins Museum zu gehen und mich zu verabschieden.

Meist ließ sie uns allein. Ich fuhr dann mit dem Finger über Mr. Wentworths Handfläche und sagte ihm, dass sein nächstes Geschäftsvorhaben von Erfolg gekrönt würde und er kurz davor stehe, das Herz eines »wahren Zigeunermädchen« zu erobern.

Am Ende seines dritten Besuchs überreichte er mir ein goldenes Medaillon, in dem sich eine Strähne seines Haars befand. Es war wirklich entzückend, es hing an einem Samtband, und auf der Vorderseite war ein Strauß Vergissmeinnicht eingraviert. Als ich es anprobierte, legte er die Hände um meine Taille, fest entschlossen, mich endlich zu küssen.

Ich hielt den Atem an, ließ ihn gewähren und dachte an Cadet. Doch Mr. Wentworths Küsse waren so gar nicht wie Cadets. Sie waren kühn, forschend und schmerzlich in ihrer Gier.

Was die Küsse von jungen Kerlen betraf, hatte Mama recht gehabt: So süß sie auch sein mochten, sie enthielten kein Versprechen über den Augenblick hinaus. Mr. Wentworths Küsse dagegen sehr wohl.

»Du hast ihn, Ada!«, sagte Miss Everett, als sie hinterher zu mir in den Salon kam. »Er hat darum gebeten, dich ins Theater auszuführen.«

Der Tag, an dem ich mit Mr. Wentworth ins Theater gehen sollte, war auch der Tag von Rose' Abschied. Sie überhäufte uns mit Kleidern und Schmuckstücken, die sie nicht mehr benötigte, teilte freundliche Neckereien und Ratschläge aus. Dann rief sie mich auf ein persönliches Wort in ihr Zimmer.

»Ich höre, du hast einen Mann gefunden«, sagte sie, während sie letzte Habseligkeiten in einen großen Koffer packte.

»Ja«, erwiderte ich.

»Du wirst sehen, das wird nicht so schlimm.«

Ich setzte mich auf ihr Bett und musste an meine erste Nacht in Miss Everetts Haus denken. Wie freundlich Rose zu mir gewesen war! Ich wünschte, ich könnte den Moment noch einmal erleben, als ich so dankbar war, gewaschen, geborgen und gesättigt zu sein, und Rose mich schwesterlich umsorgte.

»Das erste Mal mit einem Mann ist eine Nacht, nicht mehr«, sagte sie. »So wie der Sonntagmorgen, wenn man mit seinem Kleid zu Füßen vor all diesen Männern steht. Es passiert, und dann ist es auch schon vorbei.«

Voller Stolz erzählte sie mir daraufhin, dass es in dem Apartment, das der Polizeichef für sie arrangiert hatte, einen Salon, ein Schlafgemach, ein Ankleidezimmer, ein Badezimmer und ein Wasserklosett gab – jeder Raum war aufs Edelste ausgestattet. Geld hatte keine Rolle gespielt. In den marmornen Hotelhallen gab es alle erdenklichen Geschäfte, so auch einen Frisör, der rund um die Uhr geöffnet hatte, und einen Speisesaal, dessen Ober ihren Gästen jeden Wunsch von den Lippen ablasen. Wenn sie erst einmal dort wäre, so scherzte Rose, würde sie nie wieder hinaus auf die Straße gehen.

Dann setzte sie sich zu mir und legte mir eine Hand auf das Knie. »Um zu bekommen, was du willst«, sagte sie, »musst du die Pflicht wie ein Vergnügen erscheinen lassen.«

Ich mochte Rose. Ich sah zu ihr auf und hoffte, es ihr gleichzutun. Wenn sie es von Miss Everett aus in eine Privatsuite im Fifth Avenue Hotel schaffte, konnte auch *ich* am Ende erringen, was ich mir wünschte. Ich würde mir ihre Worte zu Herzen nehmen.

DAS ERFOLGSSTÜCK AUS PARIS NUN IN MANHATTAN!

NOBODY'S FOOL



VERRAT. GEHEIMNISSE. BLUT.

Mit: Suzie Lowe, Kitty Swift

Und den Zuppa Circus Players

Dienstag – Sonntag 19 Uhr (keine Matinee)

Im Palast der Illusionen

The Bowery

XXVII

Da hat Mr. Wentworth dir ja ein ganz entzückendes Geschenk

gemacht«, sagte Miss Everett, als sie mir sein Medaillon um den Hals legte. Ihre Lippen verzogen sich zu einem zufriedenen Lächeln. »Wenn heute Abend alles gutgeht, wird er bestimmt ein Angebot machen.«

Während sie mir Rosen ins Haar steckte, gab sie mir genaue Instruktionen, wie ich mich zu verhalten hätte, da er sich in der Öffentlichkeit anders als hier im Salon benehmen würde. »Heute darfst du ausschließlich Werben und Tändelei erwarten.«

Alice und Mae sollten in Begleitung von Mr. Greely und Mr. Harris mit uns in der Loge sitzen. Miss Everett schärfte uns ein, bei unseren Herren jeweils den uns eigenen Weg zu beschreiten. »Mae ist, wie wir alle wissen, manchmal recht forsch, doch Mr. Harris hofft sogar, dass sie dieses Mal noch frecher rangeht. Alice wird selbstverständlich mit ihrer Lieblichkeit überzeugen, und du, meine Liebe, musst auf dem Kurs bleiben, der für dich und Mr. Wentworth der richtige ist.«

»Sind Sie sicher, dass er nicht weitermachen will, womit er im Salon begonnen hat?«

Abendtoilette – anmutige Toilette aus lachsfarbener Faille. Am Rock, der ohne Rüschenvolants oder Überrock auskommt, befindet sich ein aufwendiger Besatz aus weißen Chenillekügelchen in Perlenform. Die tiefe Corsage mit geraader Taille wird von einer Bordüre aus Nadelspitze umfasst, hat vorne und hinten Spitzenrüschen; lose Bänder mit Chenillekügelchen fallen von den Schultern herab. Halsband und Kopfputz ebenfalls aus Chenille. Als Haarschmuck bieten sich rosafarbene und gelbe Rosen an.

»Absolut, meine Liebe. Heute erwartet er nur eines, einen vergnüglichen Abend. Er ist eben ein perfekter Gentleman.«

Für Mae stand der Ausgang des Abends fest – dies würde ihre erste Nacht mit einem Mann. Mr. Harris hatte endlich ein großzügiges Angebot für ihre Jungfräulichkeit gemacht, und Miss Everett hatte nur zu gern akzeptiert. Kaum hatte Rose das

Haus verlassen, war das Zimmer auch schon von Miss Everett mit neuen Blumen und neuem Bettzeug ausgestattet worden, und Mae hatte ihre persönlichen Dinge dorthin gebracht. Sie hatte ihre edelsten Bänder auf den Schminktisch gelegt und ihren liebsten Seidenschal über den Stuhl drapiert, einen himmelblauen, der zu ihrem roten Haar fantastisch aussah. Dr. Sadie wartete im Haus auf unsere Rückkehr. Sobald alles vollbracht und Mr. Harris gegangen war, würde sie nach Mae sehen und ihr bei den notwendigen Handlungen, die auf eine Deflorierung folgten, zur Seite stehen.

Auf dem Weg nach draußen lächelte Mae Miss Everett gewinnend an und sagte: »Ich werde Sie nicht enttäuschen.«

Miss Everett nickte nur und erwiderte: »Das erwarte ich auch.«

Cadet begleitete uns, und wieder wurde er von den Rüschen und Volants unserer Kleider bis an den Rand der Kutsche gedrängt, doch diesmal saß er neben Alice. Ich konnte kaum mitansehen, wie er sie umhegte.

Alice machte einen überwältigenden Eindruck, der Schnitt und die Farbe ihrer Robe waren weit schöner als bei Mae und mir. Das Kleid hatte Rose gehört und bestand aus zahllosen Reihen elfenbeinfarbener französischer Spitze. Der Unterschied zu ihrem Kleid war so groß, dass Mae geschrumpft und Alice angebettelt hatte zu tauschen. Miss Everett hatte dem Gequengel ein Ende gesetzt. »Alice steht die Farbe besser.« Das hatte Mae ohne Widerspruch hingenommen, doch während der Fahrt zum Theater schwieg sie beleidigt.

Mr. Wentworth traf als Erster in unserer Loge ein.

»Was für ein entzückendes Kleid«, bemerkte er, nachdem wir uns nebeneinander gesetzt hatten.

»Danke schön«, sagte ich und legte eine Hand an das Medaillon, prüfte, ob es noch sicher an seinem Bändchen hing.

»Können Sie auch gut genug sehen?«, fragte er mit eindringlichem Blick.

»Ja«, erwiderte ich. Er freute sich doch hoffentlich, dass ich sein Geschenk um meinen Hals trug.

Als mein bloßer Arm seinen Ärmel berührte, fasste er das als Einladung auf, seine Hand in meine zu legen. Augenblicklich zog ich meine Hand zurück und faltete die Hände im Schoß. Meine Nerven hatten mir einen Streich gespielt. Einen kurzen Moment lang hatte ich mir vorgestellt, seine Frau würde uns von einer anderen Loge aus beobachten und sich in ihrem Wahn auf mich stürzen. Doch beim Anblick von Mr. Wentworths gelassener Miene schob ich meine Angst beiseite.

In dem Stück, das wir zu sehen bekamen, traten die brünette Suzie Lowe und die blonde Kitty Swift auf, die es ebenfalls als *Carte de visite* gab. Sie spielten Schwestern, die denselben Mann liebten. Es war ein blutiges Melodram, von dem sich das Publikum heftig mitreißen ließ – es zischte und buhte die Bösen hemmungslos aus, und immer wieder rief jemand aus vollem Halse dazwischen: »Papperlapapp!«

Kitty beobachtete Suzie schließlich beim Tändeln mit Tom, dem fraglichen Herrn, Farmer vom Schlag eines Gentlemans. Die arme Kitty musste, hinter einem Heustapel versteckt, zuschauen, wie Suzie ihrem Geliebten ein Ständchen brachte.

In der dunklen Loge spürte ich Mr. Wentworths Schulter an meiner und hörte seinen heftigen Atem, während Suzie Lowe von verbotenen Küssem und Toms süßer Umarmung sang. Und als sich am Ende der Vorhang schloss, lag eine große Sehnsucht in seinem Blick.

Ich begriff sehr wohl, dass sein Verlangen nach mir vor allem vom Reiz des Verbotenen abhing.

In der Pause gelang es Mae, sich gleich in der Empfangshalle

von Mr. Harris zu lösen. Ich entdeckte sie nahe der Bar, wo sie mit zwei jungen Männern sprach. Der eine war ziemlich sicher der Gentleman, mit dem sie seinerzeit in der Pferdestraßenbahn geflirtet hatte. Alice stand bei ihr; Mr. Greely war nirgends zu sehen.

Jedes Mal, wenn Alice über eine Bemerkung der jungen Männer lachte, fasste Mae sie am Arm wie eine liebste Freundin. Nach dem Drama um das Kleid war das eine erstaunliche Wendung, denn Mae ließ sich sonst viel Zeit, wenn sie erst einmal eingeschnappt war.

Als die beiden in den Waschraum der Damen entschwanden, entschuldigte ich mich bei Mr. Wentworth und ging ihnen nach.

Alice eilte mir sofort entgegen. Ich hatte wegen Mr. Wentworth nicht auf sie achten können, doch sie hatte wohl während der ganzen Vorstellung Mr. Greelys Annäherungsversuche höflich abwehren müssen.

»Anfangs hat er mich ja nur ›Süßek‹ und ›Liebchen‹ genannt«, klagte sie, »doch dann hat er meine Hand zwischen seine Beine gelegt.«

Mae lachte über ihr entsetztes Gesicht. »Wenn er das Interesse an dir verlieren soll, musst du es mir nachtun und frech werden«, zog sie Alice auf. »Dein prüdes Gehabe macht Mr. Greely wahnsinnig und zieht ihn erst recht an.«

»Das war kein Gehabe«, widersprach Alice. »Ich empfinde nun einmal nicht das Gleiche für ihn.«

Die Wangen gerötet von der Hitze im Raum und dem Glas Champagner, das Mae ihr eingeflößt hatte, erzählte mir Alice, dass sie eben den attraktiven jungen Angestellten kennengelernt habe, wegen dem sich Mae nachts in den Tanzpalast geschlichen hatte.

Mae warf ein: »Und sein Freund, Mr. Samuels, hat sich sehr

gefreut, dich kennenzulernen, Alice.«

Alice errötete bei Maes Worten noch stärker. Natürlich gefiel es ihr, wenn ihr ein Mann Aufmerksamkeit und Zuneigung schenkte, ohne zu wissen, was sie war. »Die beiden möchten, dass Mae und ich mit in den Tanzpalast kommen ... Nur eine kleine Weile.«

Ich sah sie missbilligend an und schüttelte den Kopf.

Darauf entgegnete Alice: »Im Theater ist es so voll und stickig, und Mae meint, wir könnten mühelos vor dem letzten Akt wieder hier sein. Der Tanzpalast liegt bloß wenige Häuser entfernt.«

»Du hast doch selbstverständlich abgelehnt?«

Alice nahm eine Hand vor den Mund und kicherte. »Mae sagt, ich sollte das einmal erleben, bevor sich alles verändert. Bevor Mr. Greely entscheidet, dass ich die Seine werden soll, und sie sich Mr. Harris hingeben muss.«

»Pscht«, flüsterte Mae hinter ihrem Handschuh. »Du verrätst aber auch alles.«

Alice machte einen Schmollmund. »Ada petzt nicht.« Sie sah mich mit dem unschuldigen Blick eines Kindes an. »Das wirst du doch nicht, oder?«

»Wir bleiben nicht lang«, sagte Mae, ohne meine Antwort abzuwarten. »Unsere Verehrer werden kaum merken, dass wir zu spät sind, versprochen.«

Alice hatte Mae immer zurechtgewiesen, wenn sie sich davonstahl, doch auch Alice war durch unser Zimmer gewirbelt und hatte davon geträumt, in den Armen eines Gentlemans über das Parkett zu schweben. Sie hatte sich einen Federfächer vor das Gesicht gehalten, war anmutig an mir vorübergeglitten und hatte gesagt: »Ist das ein Abend. Ganz wundervoll, nicht wahr?«

Als die Glocke zum zweiten Teil rief, wandte sich Mae an mich:

»Sag einfach, Alice habe sich ein wenig unpässlich gefühlt, und ich sei bei ihr geblieben. Beim nächsten Mal tu ich das Gleiche für dich, das schwör ich.«

»Bitte«, flehte Alice.

»Dann also bis gleich«, sagte ich und überließ sie Mae.

Mr. Wentworth reichte mir auf dem Rückweg in die Loge den Arm.

Falls er dich erwählt, darfst du dich sehr glücklich schätzen. Cadet, der seinen Posten vor der Loge wieder eingenommen hatte, zog mich beiseite. »Wo ist Alice?«

»Bei Mae«, antwortete ich, um nicht zu lügen.

»Verstehe«, sagte er. »Ich gehe zurück in den Empfangsraum und warte auf sie.«

»In Ordnung.« Ich fühlte mich grässlich, weil ich ihm nicht alles gesagt hatte.

Als das Orchester den neuen Akt ankündigte, lächelte ich Mr. Harris und Mr. Greely zu. »Miss Creaghan wurde ein wenig schwindlig«, flüsterte ich Mr. Greely zu. »Miss O'Rourke ist bei ihr geblieben und kümmert sich um sie«, wandte ich mich an Mr. Harris. Hoffentlich war mein Schauspiel ebenso überzeugend wie das auf der Bühne unter mir.

Im zweiten Akt ging es um die Rache, die Kitty an Suzie nahm. Sie kaufte bei einer alten Hexe, gespielt von Miss LeMar, ein Messer und vergiftete es, indem sie es mit den Blättern eines verwunschenen Baumes einrieb, gespielt von Mr. Dinks langbeinigem Illusionisten. Kitty zog eine hinterhältige Lüge auf und traf sich mit Suzie allein. Zu meinem Entsetzen stach sie Suzie die Klinge tief ins Herz, und als Suzie rief: »Lieber Gott! Das ist mein Ende!«, schnappte ich laut nach Luft.

Bei ihrem entsetzlichen Tod nahm Mr. Wentworth meine Hand

und hielt sie sehr fest. Diesmal zog ich sie nicht zurück. Alice und Mae mochten sich entschieden haben, Miss Everetts Erwartungen ein letztes Mal zu entgehen, ich aber war entschieden, sie zu erfüllen.

*Slumber, my darling, thy mother is near,
Guarding thy dreams from all terror and fear.
Sunlight has pass'd and the twilight is gone.
Slumber, my darling, the night's coming on.
Sweet visions attend thy sleep,
Fondest, dearest to me,
While others their revel keep,
I will watch over thee.*

*Schlafe, mein Liebling, dein' Mutter ist nah,
Beschützt deine Träume vor Angst und Gefahr.
Die Sonn' ist gesunken, die Dämm'rung vorbei,
Schlafe, mein Liebling, die Nacht kommt herbei.*

*Süße Bilder besuchen dein Ruh'n,
du Teuerste, Liebste mein,
Und während and're ihr Treiben tun,
werd' ich als Hüter bei dir sein.*



Bis zum Ende des Stücks ließen sich weder Alice noch Mae noch Cadet blicken. Die anderen Herren, eindeutig verstimmt, gingen gleich nach dem Vorhang. Mr. Wentworth aber blieb bei mir, während ich auf Cadet wartete. Er bemerkte meine sorgenvolle Miene und sagte: »Sie erwähnten, dass eine der Damen unpässlich war. Meinen Sie, sie benötigt einen Arzt?«

»Ganz sicher kümmert Cadet sich darum. Deswegen wird er vermutlich aufgehalten.«

Er nickte, ließ sich dankbar von meinen Worten beruhigen und wandte gleich wieder seine gesamte Aufmerksamkeit mir zu. »Ich hatte bisher nur geglaubt, Sie wären das hinreißendste Mädchen, das mir je begegnet ist«, sagte er und schaute mir tief in die Augen. »Seit heute Abend weiß ich es. Bitte, Miss Fenwick, sagen Sie, dass wir uns noch einmal sehen!«

Sein Wunsch kam mir angesichts meiner Sorge um Alice und Mae vollkommen ungelegen, doch ich gab mir große Mühe, möglichst viel koketten Enthusiasmus zu zeigen. »Es wäre mir ein Vergnügen, Mr. Wentworth. Ich habe den ganzen Abend gebetet, dass Sie das fragen.«

Im gleichen Moment erschien Cadet. Er nickte Mr. Wentworth kurz zu, doch seine Ruhe war eindeutig gespielt.

»Gute Nacht, Miss Fenwick«, sagte Mr. Wentworth. »Geben Sie bis zu unserem Wiedersehen gut auf sich acht.«

»Bis dann, Mr. Wentworth.«

»Bis dann.«

Sobald Mr. Wentworth außer Hörweite war, wandte sich Cadet verzweifelt an mich. »Ich habe überall nachgesehen, sogar hinter der Bühne und in den Gassen rings um das Theater. Ich kann sie nirgendwo finden.«

»Hast du mal an den Tanzpalast gedacht?«, gab ich mich ahnungslos.

Unter dem Blick, den er mir daraufhin zuwarf, fühlte ich mich entsetzlich und niedrig. Er hielt mich auch diesmal für die Mitwisserin, die ihn täuschen und um seine Anstellung bringen wollte.

Und so gestand ich. »Mae wollte mit einem jungen Beau, den sie heimlich trifft, dorthin, einem Mr. Vaughn. Sie hat Alice dazu gebracht, mit ihr zu gehen, als Begleitung für seinen Freund.«

Cadet nahm meinen Arm und hielt ihn sehr fest, während wir hinaus in die kalte Nacht traten. »Vorsicht«, machte er mich auf einen Spalt zwischen den Pflastersteinen aufmerksam, über den ich sicher gestolpert wäre.

Dann steckte er sich zwei Finger zwischen die Zähne und pfiff drei Mal, kurz und kräftig. Sofort tauchte eine ganze Bande aus

dem Dunkel auf, drahtige, lumpige Jungs. Sieben Augenpaare leuchteten aus verdreckten Gesichtern.

»Habt ihr zwei Mädchen in Abendkleidern gesehen, mit zwei Dandys am Arm?«, fragte Cadet.

Ich fügte eilig hinzu: »Die eine ist blond und hübsch, die andere hat rote Locken.«

»Hier kommen ständig Mädchen vorbei«, sagte einer, zuckte mit den Schultern und schaute auf das Medaillon an meinem Hals.

Er war der Größte und offenbar auch der Anführer, so wie die anderen zu ihm aufsahen. Ohne eine Gegenleistung würde er uns nicht beistehen.

Ich löste das Medaillon und reichte es ihm. »Helft uns, sie zu finden.«

Der Junge schnappte sich das Band und stopfte es in seine Sakkotasche. Daraufhin nickte er seiner Bande zu, und dann folgten alle Cadet.

»Gibt's 'ne Prügelei?«, fragte einer.

Als Cadet nicht antwortete, sagte ein anderer: »Das heißt wohl Ja.«

In der nächsten Gasse standen zwei Dandys und spielten einer Zehn-Cent-Hure übel mit. Offenbar hatten beide sie schon gehabt, denn ihre Hemden hingen über der Hose, nun aber boten sie einen Penny für dies und einen Nickel für das, um ihr auch noch den letzten Rest Würde zu nehmen.

»Würdest du für einen Penny Pferdescheiße essen?«

»Nein, ihr Ärsche.«

»Für einen Nickel?«

»Klar, 'nen ganzen Happen.«

»Steckst du dir eine Flasche ins Loch?«

»Welches, vorn oder hinten?«

»Einen Nickel für beide.«

»Fickt euch.«

»Einen Nickel für jedes?«

»Na gut.«

Einige der Jungen wieselten die Gasse entlang. Ich seufzte vor Erleichterung, als sie zurückkamen, Cadet ansahen und den Kopf schüttelten. »Hier sind keine Mädchen«, berichtete einer, und so zogen wir weiter.

Der Anführer und ein anderer Kerl rannten voraus. Wir übrigen folgten. Ich drehte mich ständig um, in der Hoffnung, Alice und Mae irgendwo zu erblicken. Wenn wir sie jetzt gefunden hätten, wäre noch Zeit für eine Lügengeschichte gewesen, die uns alle vor Miss Everetts Zorn bewahrt hätte. Das Gelächter einer jungen Frau erklang. Ich blieb stehen, doch es war nur eine Dame, der in eine Kutsche geholfen wurde. Ihr Abend endete so vergnüglich, wie ich es mir für Alice, Mae und mich auch vorgestellt hatte.

Nahe dem Tanzpalast ertönte ein Pfeifen aus der Gasse gleich daneben, ähnlich dem, mit dem Cadet die Straßenbande hergelockt hatte. »Bleib hier«, befahl Cadet und eilte in die Gasse. Ich folgte ihm dennoch auf den Fersen.

Männerstimmen waren zu hören, die mit jedem unserer Schritte lauter wurden, es gab Gegröle, Befehle, Anfeuerung.

»Jetzt steck ihn ihr rein!«

»Fick sie noch mal!«

»Fünfzig Cent, wenn du mich auch ranlässt.«

Eine andere Stimme höhnte: »Das ist *mein* Röslein. Ich hab ordentlich dafür gezahlt.«

Als wir näher kamen, bot sich uns ein entsetzlicher Anblick.

Drei Betrunkene standen um einen Mann herum, der ein Mädchen auf den Boden zwang. Dessen Röcke waren bis über die Taille geschoben und bedeckten fast das ganze Gesicht. Der Mann presste seine Hüften an den Leib der jungen Frau und drückte ihre bleichen Arme auf das schmutzige Pflaster. Die Zuschauer kreisten ständig um die beiden herum, sodass wir das Mädchen nicht erkennen konnten. Ein Mann hielt sich eine Fackel über den Kopf, eine weitere steckte zu seinen Füßen zwischen den Steinen. Es roch nach brennendem Pech.

Nein, nein, nein.

»Bitte, aufhören«, flehte das Mädchen schwach, und mir zog es das Herz zusammen.

»Lasst sie in Ruhe!«, brüllte Cadet und ging drohend mit einem Messer auf die Männer los. Die Straßenbande, für ihren Einsatz bereit, hatte sich mit Ziegeln und Glasscherben bewaffnet.

Die drei Betrunkenen wichen verschreckt zurück und verschwanden eilig in der Gasse.

Alice aber war noch immer im Griff von Mr. Samuels gefangen. Er schien das Geschehen ringsum gar nicht zu bemerken, packte Alice am Haar und schlug ihren Kopf mit Gewalt auf den Boden. »Dafür, dass du meine Ärmel versaut hast, du Schlampe«, knurrte er.

Alice' Kopf rollte auf die Seite.

Cadet packte Mr. Samuels am Kragen, zog ihn von Alice fort und drückte ihn gegen eine Wand. Mr. Samuels versuchte, sich zu befreien, doch Cadet boxte ihm in den Magen und zerrte ihn aus der Gasse, die Straßenbande folgte hinterdrein.

Ich lief zu Alice, kniete mich zu ihr und legte ihren Kopf vorsichtig in meinen Schoß. Ihr Haar hatte sich aus den Kämmen gelöst, ihre Locken starnten vor Schmutz. Das schöne

Kleid, das Rose ihr gegeben hatte, war verdreckt und zerrissen. Selbst in der düsteren Gasse schimmerte ihr Gesicht bleich und aschen. Sie hatte die Augen fest geschlossen, sie atmete, doch ihr Körper fühlte sich schwer und schlaff an.

»Alice!«, rief ich ihr zu. »Ich bin da, ich bin es, Ada.« Pfützenwasser und Unrat sogen sich durch mein Kleid und meine Unterröcke bis auf die Haut. Sosehr mich das alles auch entsetzt hatte, mein einziger Gedanke war, Alice zu beschützen und mich um sie zu kümmern. Ich griff nach einer zerbrochenen Flasche und hätte sie bedenkenlos gegen jeden gerichtet, der es gewagt hätte, uns zu belästigen.

Ich streichelte ihr die Wange und sagte erneut: »Alice ...« Schließlich öffnete sie die Augen und sah mich voller Kummer an. Tränen rollten ihr über die Wangen, doch sie brachte kein Wort hervor.

»Alles wird gut«, versicherte ich ihr. »Das verspreche ich.«

Cadet und die Jungs waren nicht weit entfernt. Als ich mich umdrehte, sah ich sie. Sie schubsten, halb im Dunkel, halb im Licht einer Straßenlaterne, Mr. Samuels hin und her. Sie hatten seine Taschen geleert und ihm fast alle Kleidungsstücke genommen. Dann begannen sie mit der Bestrafung, und die war grausam und laut. Ihre Stiefel und bloßen Füße traten, krachten und klatschten. Ab und zu kam ein Ruf von Cadet, dann hörten alle auf und warteten, bis Mr. Samuels um Gnade flehte. Kaum fing er zu wimmern an und zu betteln, legten sie erneut los.

Bald schon wurden sie von einer Menschenmenge umringt, doch niemand wagte es einzugreifen.

Ich schaute wieder zu Alice, und plötzlich stand Mae neben mir.

»Was ist passiert?«, fragte sie und blickte auf uns herunter.

Mein Herz klopfte, mich durchfuhr eine heiße Wut. Mae war an allem schuld! »Sie wurde überfallen«, antwortete ich und sah

Mae vor meinem geistigen Auge Arm in Arm mit Mr. Vaughn, hörte, wie ihr Lachen von den Wänden widerhallte, während sie Alice allein ihrem Schicksal und Mr. Samuels überlassen hatte. Doch ich wollte Alice nicht noch mehr aus der Fassung bringen, und so biss ich mir auf die Zunge und hielt mich zurück.

»Wir waren zusammen im Tanzpalast, und mit einem Mal war sie fort«, redete sich Mae albern und vergebens heraus. »Ich dachte, sie wäre nach draußen gegangen, um etwas Luft zu schnappen.«

Da kam Cadet mit der Straßenbande zurück. Die Menge hatte sich aufgelöst, Mr. Samuels lag blutend und geschunden am Straßenrand.

Cadet, eine Hand verletzt und geschwollen, die Kleider völlig zerzaust, beugte sich zu Alice und hob sie in seine Arme. »Jetzt bist du sicher. Ich bring dich nach Hause«, flüsterte er ihr zu.

Sie brachte ein klägliches »Danke« heraus.

Der Anführer der Bande trat vor, um sich von uns zu verabschieden, Mr. Samuels' Hut auf dem Kopf. »Willst du die Weste?«, fragte er und hielt Cadet das Kleidungsstück hin.

»Nein«, erwiederte Cadet. »Die gehört dir.«

Als Cadet mit Alice in den Armen die Gasse verließ, folgten ihm Mae und ich. Wir hoben bei jedem Schritt unsere Röcke an. Es erschien mir vollkommen unangemessen, mir in dieser Situation Gedanken um Röcke oder Schuhe zu machen, doch ich musste Haltung bewahren. Mein Kleid war so durchnässt und zerrissen, dass ich es nicht noch mehr vernachlässigen konnte. Es hätte mich zu Fall gebracht, wenn ich mich der Schwere ergeben hätte, die sich von Trauer und schlechtem Gewissen ernährt.

An jedem einzelnen Tag geschehen in unserer Stadt Akte der Güte. Ein Jemand gibt sein Bett her, damit ein anderer seine

müden, schmerzenden Knochen niederlegen kann. Wieder jemand anderes reicht einem Fremden einige Münzen. Es gibt heiße Suppe und ein wenig Glück, sanfte Worte und Brot.

Aber es geschehen auch schmähliche Dinge, schlimmer, als man es sich vorzustellen vermag. Der Himmel stehe Ihnen bei, wenn Sie ein solches Unheil ereilt. Die Erinnerung an derlei Grausamkeit wird Sie ewig heimsuchen.

MANN SUCHT ZUFLUCHT NACH ANGRIFF DURCH STRASSENBANDE

Es ist wohl den meisten New Yorkern bekannt, dass sich die Besucher der Bowery Concert Hall aus allen Gesellschaftsschichten rekrutieren – von Uniformierten über Angestellte der Wall Street bis hin zu so ehrenwerten Persönlichkeiten wie William Tweed. Jeder, der durch die Tür tritt, wird in der heiteren Runde willkommen geheißen. Unabhängig von sei nem Stande kann sich ein jeder zu denen gesellen, die sich hier zum Trinken, Tanzen und Singen versammelt haben.

Am vorigen Abend, kurz nach einundzwanzig Uhr, kam allerdings ein Gentleman durch die Tür dieses Etablissements, der etwas anderes als ein Bier und gute Unterhaltung suchte. Es war Charles Samuels, der, erschöpft, lädiert und übelst verprügelt, kaum fähig, aus eigener Kraft zu laufen, in dem Saloon auf dringende Hilfe hoffte.

Mr. Samuels, der Sohn des bekannten Financiers Alistair Samuels, behauptete, er und sein Begleiter seien in einer Gasse nahe der Kreuzung Houston Street und Bowery von einer Bande Straßenjungen angegriffen worden. Nachdem er alle Wertgegenstände und sämtliches Geld übergeben hatte (eine goldene Uhr samt Kette, über einhundertfünzig Dollar sowie einen massiven Goldring, der von Mr. Samuels' Mutter stammte), wurde Mr. Samuels an Leib und Leben bedroht. Schließlich verlangte diese Horde Wilder, dass er sich seiner Kleider entledigte.

Ein vereinzelter Vorfall

Sofort wurde Alarm ausgelöst, man rief die Officers Fuller und Knox vom Palast der Illusionen herbei, den Tatort zu untersuchen, doch die Angreifer wurden nicht gefunden.

Laut Mr. Samuels waren die Jungen von zartem Alter, aber derer so viele (ein Dutzend oder gar mehr), dass sie ihm durch ihre Bisse, Tritte und Schläge beträchtliche Verletzungen zufügen konnten. Die Jungen waren Mr. Samuels nicht bekannt, es wird aber vermutet, dass sie in der Gegend häufig ihr Unwesen treiben.

Officer Fuller nennt dies ein ungewöhnliches Verbrechen, denn derlei Überfälle erfolgten zumeist während der Sommermonate, und nicht im Dezember. Er glaubt daher, dass es sich um einen vereinzelten Vorfall handelt. Bei dieser

Gelegenheit merkte er jedoch an, dieses Verbrechen stehe für ein weit größeres Problem, das unsere Stadt heimsucht – die wachsende Zahl der Kinder, die sich auf den Straßen herumtreiben. Mr. Samuels gab zu Protokoll: »Diese Gossenjungen sind keine Kinder. Das sind verlotterte, wilde Tiere, und genauso sollte man mit ihnen umgehen. Ich werde keine Ruhe geben, bis diese Bande für ihre barbarische Tat bestraft wird.«

Könnte dieser bemerkenswerte Vorfall, so fragt sich der *Evening Star*, endlich dazu führen, dass die Regierenden unserer Stadt etwas gegen Gothams wachsendes Waisenproblem unternehmen?

*Little girl, little girl, don't lie to me –
Tell me where did you sleep last night?
In the pines, in the pines, where the sun never shines,
And you shiver when the cold wind blows.
Mein Mädchen, mein Mädchen, lüge nicht –
Sag mir, wo war dein Lager heut Nacht?
Im Tann, im Tann, wo die Sonne nie lacht,
Und ein kalter Wind erschaudern macht.*



Es gab große Verwirrung und Unruhe, als Cadet Alice ins Haus trug. Sie war in Tränen aufgelöst und völlig verstört. »Ich habe um Hilfe gerufen«, sagte sie immer und immer wieder. »Doch er hat gedroht, dass er mir die Kehle durchschneidet.«

Miss Everett eilte herbei, Dr. Sadie folgte ihr dichtauf. Sie hatte im Salon gewartet, um später nach Mae zu sehen. Es war eine bittere Überraschung, dass sie sich nun um eine geschundene, wimmernde Alice kümmern musste.

»Was ist geschehen?«, fragte Dr. Sadie und versuchte, sich ein Bild von der Lage zu machen, obwohl Cadet Alice noch immer in den Armen trug.

»Ein Mann hat sie überfallen«, sagte ich.

Miss Everett schaute zu mir, die Augen blitzten, dann wies sie Cadet an, Alice nach oben in unser Zimmer zu bringen. »Der Doktor wird sich dort um sie kümmern.«

Während wir die Treppe hinaufgingen, kamen Gelächter und leise Stimmen aus Missouris und Emilys Zimmer. Die Mädchen und ihr Herrenbesuch vergnügten sich in seliger Ahnungslosigkeit dessen, was vor ihrer Tür geschah.

Cadet legte Alice aufs Bett und wandte sich zum Gehen.

Tränen standen ihm in den Augen. Es brach mir das Herz, dass sich seine wahren Gefühle erst hervorwagten, als er Alice verließ. *Wie konnte so etwas bloß geschehen? Ausgerechnet der schönen, liebreizenden Alice.*

Miss Everett fing Cadet an der Schwelle ab. »Warte auf mich im Salon, ich will mit dir sprechen.«

Alice rollte sich zusammen und gab keinen Laut mehr von sich.

»Er kann dir jetzt nicht mehr wehtun«, versicherte ihr Dr. Sadie.

»Ihr Mädchen geht in die Küche«, sagte Miss Everett zu Mae und mir. »Wärmt euch am Ofen, und trinkt ein Glas heiße Milch. Ihr seid hier nicht nötig.«

Mae verließ das Zimmer, doch als ich ihr folgen wollte, legte Dr. Sadie eine Hand auf meinen Arm und hielt mich zurück. »Mir wäre es lieber, du bleibst ...« Dann wandte sie sich an Miss Everett: »Ich werde eine helfende Hand benötigen. Sie hat mich auf der Visite begleitet. Sie weiß, was zu tun ist.«

»Nun gut«, sagte Miss Everett mit einem Nicken und ging dann auch zur Tür. »Ich bin im Salon, falls Sie mich brauchen.«

Dr. Sadie winkte mich an ihre Seite und sagte zu Alice: »Wir müssen dich entkleiden, damit ich dich untersuchen kann.«

»In Ordnung«, schniefte Alice.

Ich öffnete die Knöpfe an ihrem Kleid und dachte, wie schön sie noch vor wenigen Stunden gewesen war, das mit Abstand hübscheste Mädchen im ganzen Theater. Die Bänder in ihrem Haar hatten perfekt zu dem Besatz am Kragen gepasst, und ihr Kleid hatte im Schein der Lichter geschimmert.

»Leg deinen Kopf auf das Kissen«, wies Dr. Sadie sie an und begann, die Wunden zu untersuchen. Sie bedeckte Alice' Oberkörper mit einem Laken und legte ihr eine Hand auf ein Knie. »Ich bin ganz vorsichtig.«

Alice schloss fest die Augen und sagte: »Er hat so schreckliche Dinge getönt, er hat gesagt, wenn er mich bluten lässt, wird das seine Jungfrauenheilung.«

Dr. Sadie schauderte, sie hatte offenbar große Mühe, mit ihrer Arbeit fortzufahren. »Bring mir bitte die Schüssel vom Waschbecken«, sagte sie zu mir, während sie die Prellungen und das Blut zwischen Alice' Beinen besah, »und füll sie zur Hälfte mit Wasser.«

Als ich damit ans Bett trat, holte Dr. Sadie eine Flasche und ein Päckchen Pulver aus ihrer Tasche, öffnete beides, schüttete den gesamten Inhalt in die Schüssel und vermischte alles mit dem Wasser.

»Ich muss deine Wunden reinigen, von innen und außen, Alice«, sagte Dr. Sadie. »Das wird brennen, aber es geht nicht anders.«

Alice verzog das Gesicht und presste die Knie zusammen.

»Je eher ich damit anfange, umso eher ist es vorbei.«

Alice nickte Dr. Sadie zu und sah dann zu mir. »Hältst du meine Hand?«

Ich gab ihr meine Hand und drückte sie fest.

Als Alice unter neuen Schmerzen weinte, dachte ich die ganze Zeit an meine Schuld dabei. Ich hätte mich Mae gegenüber behaupten sollen, hätte ihr sagen können, dass sie dieses eine Mal ihren Willen nicht durchsetzen würde. Wenn mein Herz wie das von Alice geschlagen hätte, hätte ich mich an ihre Seite gekniet und Gott angefleht, sie zu heilen, aber ich hatte keine Worte für sie. Nur: »Es tut mir leid.«

Selbst in ihrem Elend schenkte mir Alice ein tränenreiches Lächeln.

Dr. Sadie war fertig und gab Alice zur Beruhigung drei Löffel

Brandy.

»Warum gehst du nicht zu Mae in die Küche und bittest Mrs. Coyne, dir auch etwas warme Milch zu bereiten«, schlug sie mir vor. »Alice sollte nun schlafen.«

Alice lag bleich und erschöpft unter ihrem Quilt, den Kopf auf ihrem Kissen. Endlich waren die Tränen versiegt. Ich schob ihr eine Strähne hinters Ohr und sagte: »Ich bin gleich wieder bei dir.«

Sie nickte müde und schloss die Augen.

Als ich am Ende der Treppe angelangt war, hörte ich Miss Everettts Stimme hinter der geschlossenen Salontür. Nicht Cadet, sondern Mae war bei ihr.

»Ich habe nichts falsch gemacht«, sagte Mae.

»Du hast mir heute Abend das ganze Geschäft ruiniert«, warf ihr Miss Everett vor. »Wegen deiner Torheit mussten sämtliche Verabredungen verschoben oder abgebrochen werden.«

»Das liegt nicht an mir.«

»Da habe ich anderes gehört«, sagte Miss Everett. »Leere deine Taschen und dein Retikül.«

»Ich verstehe nicht.«

»Tu es!«

Das Ohr an die Tür gepresst, hörte ich Münzen auf den Boden klimpern, mehr, als ich zählen konnte.

»Was hast du angestellt?«, fragte Miss Everett drohend. »Wie kommt ein Mädchen wie du an derart viel Geld, noch dazu an einem einzigen Abend?«

Es gab ein Gescharre, dann einen heftigen Schlag. »Das gehört mir!«, jammerte Mae. »Das können Sie mir doch nicht wegnehmen!«

»Du hast mich heute bereits genug gekostet.«

»Ich bin mir keiner Schuld bewusst.«

»Ach nein? Ich wette, du wusstest genau, was du tust, und hastest das auch schon lange geplant.«

Mit einem Mal wurde Mae wieder laut und zornig. »Ich habe Ihnen zwei Mädchen gebracht, wie Sie verlangt haben, aber ich habe nie bekommen, was mir versprochen wurde.«

»Du hättest deine Belohnung nach dem heutigen Abend bekommen.«

»Bevor Sie mich weggeschickt hätten?«

Miss Everett antwortete nicht.

»Ich wusste, dass Sie Alice behalten wollten«, klagte Mae.
»Missouri hat's mir selbst gesagt.«

»Törichtes Mädchen«, schimpfte Miss Everett. »Ich wollte euch beide behalten.«

Schritte näherten sich von der anderen Seite der Tür. Ich eilte den Gang hinunter. Als die Tür aufgerissen wurde, drehte ich mich zurück. Miss Everett stand dort, mit wutverzerrter Miene, Mae am Arm gepackt.

»Cadet!«, rief die Madame.

Er eilte augenblicklich von seinem Haustürposten herbei.

»Wirf die hier raus«, zischte Miss Everett mit zusammengepressten Zähnen.

Mae jammerte und flehte, bleiben zu dürfen.

»Deinen Anblick will ich nie wieder ertragen müssen«, sagte die Madame.

In dem Moment entdeckte mich Mae. »Ada, sag du ihr, dass ich nichts Unrechtes getan habe.«

Fassungslos sah ich sie an. Sie hatte Alice aus Eigennutz ins Verderben geschickt, und womöglich hätte sie dasselbe mit mir getan. Das Mädchen, das ich für meine Retterin gehalten hatte.

Bekümmert und erleichtert zugleich schaute ich zu, wie Cadet sie schließlich vor die Tür setzte.

Am nächsten Morgen kam Miss Everett zu mir. Mr. Wentworth hatte eine Nachricht übermittelt. Er habe den gemeinsamen Abend im Theater sehr genossen und wünsche nun, die Dinge mit mir voranzutreiben, und dies sehr bald. »Er muss die Stadt während der Weihnachtstage verlassen, aber er hat mir versichert, dass er noch vor Neujahr zurückkehrt und dich sehen will.« Dieses Mal, so Miss Everett, würde es nicht ins Theater gehen. Der Abend würde in Rose' Zimmer beginnen und dort auch enden.

»Er hat eine beträchtliche Summe für dich geboten, meine Liebe«, sagte sie lächelnd.

»Wie viel denn?« Ich wollte es unbedingt wissen.

»Solche Details bespreche ich mit meinen Mädchen nicht«, sagte sie und drohte mir mit dem Finger. »Das schafft nur böses Blut.«

Plötzlich sah ich Mrs. Wentworth vor mir, und die kleine Börse, die sie für Mama auf den Tisch gestellt hatte. Die Frage, wie viele Münzen darin gewesen waren, hatte mich immer beschäftigt. Miss Everett mochte ihre Gründe haben, warum sie mir Mr. Wentworths Angebot verschweigen wollte, doch das würde ich nicht hinnehmen.

»Ich gehe nicht zu ihm aufs Zimmer, bevor ich nicht weiß, wie viel«, trotzte ich ihr.

»Sei nicht albern, Ada. Er ist bereit, das zu zahlen, was ich in deinem Fall angemessen finde. Das sollte genügen.«

»Bitte, ich muss es wissen.«

Schließlich sagte sie: »Es ist mehr, als Rose erzielt hat, und ihr Preis war bislang der höchste, der je für ein erstes Mal geboten wurde. Und wage es ja nicht, das irgendjemandem gegenüber

zu erwähnen.«

»Ganz sicher nicht.«

»So viel wirst du nie wieder in einer einzigen Nacht erzielen, aber wenn alles gutgeht, erringst du seine Gunst, und dann gibt es Geschenke und vielleicht eine Zukunft mit ihm, und das wäre aller Mühen wert.«

Zwei Wochen nach dem Übergriff auf Alice bildete sich dort, wo sich ihr Mr. Samuels aufgezwungen hatte, ein Schanker, der sich zu einem nässenden Geschwür auswuchs. Dr. Sadie zog Gummihandschuhe an und trug eine Kalomelsalbe auf.

»Ich fürchte, von jetzt an wird es nur schlimmer«, gestand sie mir. Sie hatte einen Schanker erwartet und war sicher, dass ein Fieber folgen würde. »Sie wird einen entsetzlichen Ausschlag am gesamten Körper bekommen, selbst an Handflächen und Fußsohlen.« Dr. Sadie hatte Alice beharrlich fast jeden Tag gepflegt und ihr Medizin, Trost und Mitleid gespendet. »Viel mehr kann ich nicht tun.«

Weihnachten folgte bald darauf, und Miss Everett hatte, um die Stimmung zu heben und ein Gefühl der Normalität zu vermitteln, daraus einen richtigen Festtag gemacht. Sie ließ das reguläre Geschäft ruhen und verwandelte den großen Salon in einen funkelnenden Festsaal. Selbst das Obst auf dem Tisch – Äpfel, Birnen, Trauben und Persimonen – glitzerte von Zucker und Kerzenlicht.

Rose stattete uns, in Zobel und Diamanten gehüllt, einen Überraschungsbesuch ab und wurde sehr von Missouri und Emily umschmeichelt, die Näheres aus ihrem neuen Leben im Fifth Avenue Hotel hören wollten. Cadet, der einzige Mann im Haus, saß beim Dinner am Kopfende, ein Schnitzmesser in der Hand.

Alice nahm alles mit großen erstaunten Augen, in denen

Tränen schimmerten, auf.

Am Tag nach Weihnachten überlegten Miss Everett und Dr. Sadie hin und her, was mit Alice geschehen solle. Dr. Sadie hatte sie in das Krankenhaus an der Second Avenue bringen wollen, aber dort gab es keine Betten für »die mit derlei Leiden«. Die Madame klagte, sie habe Alice schon länger bei sich geduldet, als es dem Haus guttat. Sie fürchtete um ihr Geschäft, sollte irgendjemand vom Zustand des Mädchens erfahren. Am Ende kleidete Dr. Sadie Alice in Umhang und Schleier, führte sie nachts aus dem Haus und wollte sie auf die lange Fahrt in das Armenkrankenhaus auf Blackwell's Island begleiten. Cadet fuhr mit, um Abschied zu nehmen.

Ich durfte mich nicht anschließen. So sagte ich Alice an der Tür Lebewohl.

»Mach's gut«, brachte ich heraus und sah sie mit feuchten Augen an.

»Finde für uns beide Glück«, erwiderte sie.

Dr. Sadie begleitete mich am folgenden Tag bei einem Gang zur Apotheke auf der Thirteenth Street.

»Sie wird überleben, oder?«, fragte ich.

»Ja, wahrscheinlich.«

»Wird sie jemals wieder gesund?«

»Nein, nicht vollständig. Du erinnerst dich doch an Miss Tully?«

»Ja«, gab ich zurück und wollte es auch dabei belassen.

Um mich aufzumuntern, nahm Dr. Sadie meinen Arm und erzählte mir, dass Mr. Hetherington ein neues Parfumöl im Sortiment hätte, das ich unbedingt probieren müsse.

»Und hast du seine Fische schon gesehen?«, fragte sie.

»Falls nicht, wird es höchste Zeit.«

Mr. Hetherington und Dr. Sadie plauderten bestimmt eine

ganze Stunde lang. Mr. Hetherington äußerte sich ausführlich über den Nutzen dieses Öls oder jenen Puders, Dr. Sadie kauerte auf einem Hocker und lauschte verzückt. Ich beobachtete schweigend einen Fisch, während sie beide auf das Thema zu sprechen kamen, wie gern sie sich Gedanken über das Denken an sich machten. Mr. Hetherington sagte, seine beste Zeit zum Denken sei »nachdem«. »Nachdem der Riegel endlich vor der Tür liegt ... Nachdem ich endlich das Schild herumgedreht, die Welt geschlossen und mich geöffnet habe.«

Dr. Sadie sagte, ihr gehe es ebenso, sie würde jeden Abend über Rezepturen, Mengen und Infusionen, über Aufrichtigkeit und die rechte wissenschaftliche Praxis sinnen. »Ich glaube, dass jeder Gedanke, so wie die Blätter einer Pflanze, tief in sich das Wesen der Wahrheit trägt.«

Mr. Hetherington strahlte sie an. »Natürlich denke ich ab und zu ein wenig zu viel, und dann entsteht ein entsetzliches Durcheinander in meinem Kopf. Darum gehe ich am Sonntagnachmittag auch nicht mehr zu den Zaubervorstellungen in den Palast der Illusionen, denn beim Grübeln über die Tricks wurde ich fast verrückt. Manchmal blieb ich tagelang wach und versuchte herauszufinden, wie etwas funktioniert.«

Dann zog er ein Glasgefäß unter der Theke hervor und reichte es Dr. Sadie. »Aber in jüngster Zeit habe ich über Ihr karolisches Problem nachgedacht, darüber, dass die Seife Ihren Händen so schadet ...«

Dr. Sadie schaute auf ihre rauen Finger und errötete.

»Versuchen Sie es einmal hiermit«, sagte er, öffnete das Glas und reichte es ihr. »Vielleicht hilft das.«

Der Geruch der Salbe drang bis zu mir. Sie duftete ein wenig wie die Törtchen aus Mueller's Bäckerei, die sich nachmittags

auf Miss Everetts Teewagen stapelten.

»Danke schön«, sagte Dr. Sadie, tauchte ihre Finger in die Mixtur und rieb sich damit ein wenig über die Hände. »Mein Glaube an Dr. Listers antiseptische Methoden hat leider seinen Preis.« Sie hielt einen Moment inne, betrachtete ihre Haut und nickte Mr. Hetherington zustimmend zu. »Wundervoll. Ich spüre den Unterschied jetzt schon. Was ist da drin?«

»Mandelöl«, flüsterte er, als verriete er ihr ein großes Geheimnis. »Und Ringelblume und Bienenwachs. Die Mischung der Ingredienzien war eine gewisse Herausforderung, aber das Ergebnis überzeugt, finden Sie nicht?«

»Oh ja.« Dr. Sadie bestaunte das Gefäß und stellte es wieder auf die Theke.

Mr. Hetherington schob es zurück. »Das ist für Sie.«

»Das kann ich nicht annehmen.« Dr. Sadie schüttelte den Kopf.

»Ich bestehe darauf«, erwiderte Mr. Hetherington. »Immerhin waren Sie meine Muse.«

Sie schloss die Augen, ihr Gesicht glühte. Genauso hatte Mama ausgesehen, wenn sie daran dachte, wie mein Vater sie meinem Großvater vom Rücken eines Pferdes gestohlen hatte.

Kaum hatten wir die Apotheke verlassen, fragte ich: »Warum können Sie nicht mit ihm zusammen sein?«

»Mit wem?«, erwiderte sie.

»Mr. Hetherington. Es ist doch unübersehbar, dass er der Mann ist, den Sie lieben.«

Sie versuchte gar nicht, es zu leugnen. Sie blieb unter dem Vordach stehen, schaute in den Himmel, in die ersten, vereinzelten Schneeflocken, und sagte: »Mr. Hetherington hat eine Frau.«

»Oh.«

Sie erzählte mir dann, dass Mrs. Hetherington schon seit Langem an der Schwindsucht litt. Dr. Sadie hatte alles versucht, doch es war ein schwerer Fall, und die Kranke siechte mit jedem Tag mehr dahin. Anfangs hatten sie und der Apotheker viel Zeit bei der gemeinsamen Suche nach einer Linderung für seine Frau verbracht, doch als die Wochen vergingen und sich die Krankheit verschlimmerte, hatte es Dr. Sadie zunehmend gelockt, auch den Kummer des Ehemanns zu kurieren. Es war ein fortwährendes Ringen, für sie und für Mr. Hetherington.

Wenn im Frühjahr
die Blätter eines Birn-
baums sprießen, haben
diese beinahe die glei-
che Färbung wie später
die Früchte. Mit ihrem
Gelbgrün und einem
Hauch Rosa an den Rän-
dern sind sie die Bot-
schafter der süßen Gabe,
die warme Tage und
sanfter Regen zuverlässig
hervorbringen.

»Da kann man nichts tun ... für keinen von uns«, sagte sie.

»Aber wenn Mrs. Hetherington erst einmal tot ist ...«

»Pscht, Moth, das reicht.«

Während wir warteten, um sicher die Straße zu überqueren,

fuhr Dr. Sadie mit der Stiefelspitze über einen niedrigen Baumstumpf. »Einmal habe ich dem alten Birnbaum, als er noch stand, auch eine Frage gestellt.«

»Dem Birnbaum?« Mein Herz raste.

»Mein Vater begleitete mich, als ich noch Kind war, zu dem Baum«, sagte sie. »Damals führte der nette Mr. Huber die Apotheke, und er ist auch ein Grund, warum ich mich entschieden habe, Ärztin zu werden. Zu der Zeit strömten an jedem ersten Sonntag im Juni die Menschen aus der ganzen Stadt herbei, besonders die alten Holländer, so wie mein Vater, um ihre Wünsche an die Zweige zu hängen. Es ist eine solche Schande, dass er eingegangen ist.«

In meiner Vorstellung hatte der Baum immer gelebt, er wuchs und gedieh, wurde noch älter und weiser und schenkte jedem, der ihn darum bat, seinen Zauber. Ich hatte gehofft, eines Tages dort zu stehen, wo mein Vater mit Mama gestanden hatte, und dem Baum selbst einige Fragen zu stellen.

»Haben Sie eine Antwort erhalten?«, fragte ich.

»Habe ich«, erwiderte sie. Mehr sagte sie nicht.

Ich beugte mich über den Stumpf. Vielleicht kam die Stimme des Baums ja noch aus der Erde. Ringsum eilten Menschen vorbei, geschäftig ihren Zielen entgegen.

»Da bin ich«, sagte ich. »Ich bin es, Moth.« Ich wollte so gern, dass dieser schmutzige, angegriffene Stumpf mich wiedererkannte, mich ein zweites Mal willkommen hieß und mir sagte, dass mein Vater irgendwo auf mich wartete.

»Zieh doch zu mir, Moth«, sagte Dr. Sadie und reichte mir die Hand, um mir aufzuhelfen. »Ich mache Platz für dich in meiner Mansarde, und du brauchst keine Sorgen zu haben.«

Wenn sie, und nicht Mae, mich aus den Fängen von Mr. Cowan errettet hätte, würden wir längst unter einem Dach leben,

singend unsere Strümpfe stopfen und uns am Ende eines jeden Tages im Dunkeln Geschichten erzählen. Doch Miss Everett würde mich an meine Verpflichtung erinnern, und ich konnte Dr. Sadie nicht bitten, mich freizukaufen – wie sollte sie die Summe aufbringen? Mir blieb keine Wahl, ich musste Miss Everetts Plänen Folge leisten.

»Ich weiß sehr wohl, dass gut und recht nicht für jeden dasselbe bedeutet«, fuhr Dr. Sadie fort. »Und verglichen mit dem, was ein Mädchen in deiner Lage erleiden kann, wird dir das, was Miss Everett dir bietet, um vieles besser erscheinen. Aber nach allem, was Alice widerfahren ist, musste ich dir das noch einmal sagen, dir meine Hilfe noch einmal anbieten. Ich kann nicht jedes Mädchen vor den schrecklichen, dunklen Dingen bewahren, die in dieser Stadt geschehen, aber dir, dir könnte ich zu einem glücklichen, unbeschwerteren Leben verhelfen ...«

Im Jahr 1854 fuhr
Dr. Elizabeth Blackwell,
Gründerin des New Yor-
ker Spitals für Frauen und
Kinder, nach Randall's
Island und adoptierte
dort ein junges Mäd-
chen namens Katherine
»Kitty« Barry. »Als ich
sie zu mir holte, war sie
etwa siebeneinhalb Jahre
alt. Meine Gedanken
mussten dringend in eine
andere Richtung
gelenkt werden, und
genau dazu zwang
sie mich. Mein Leben
machte eine dunkle Zeit
durch, und die Anwe-
senheit des Mädchens
tat mir gut. Sein freund-
licher, treuer, irischer
Charakter kam mir aus-
gesprochen zugute.«

»Ich kann nicht«, unterbrach ich ihre
Rede. »Miss Everett hat eine Vereinbarung für mich getroffen.«
»Verstehe«, sagte sie mit finsterer Miene.
Um sie ein klein wenig zu trösten, sagte ich: »So eine
Gelegenheit bekomme ich nie wieder.«

»Das hoffe ich, Moth«, erwiderte sie. »Das hoffe ich aufrichtig.«

27. Dezember 1871

Ich habe die arme Alice Creaghan ins Armenspital auf Blackwell's Island gebracht. Dort darben weit mehr junge Mädchen mit ihrem Leiden, als ich mir vorzustellen gewagt hätte. Nur wenige Ärzte und Krankenhäuser pflegen unverheiratete oder gefallene Frauen, welcher Art ihr Leiden auch sein mag. Die Insel war der einzige Ort, den ich für Alice finden konnte.

Es ist abstoßend, dass die meisten Ärzte von Stand immer noch schwören, diese Krankheit, der Große Heuchler, grassiere einzig und allein unter den moralisch Verderbten. Wenn ein Mädchen aus gutem Hause die besagten Symptome aufweist, wird es versteckt. Von seiner Verfolgung hört man nie. Zwar beschuldigen sich die Eltern hinter verschlossenen Türen gegenseitig, aber am Ende einigt man sich auf eine Fabel über »böses Blut«, mit dem ein entfernter Verwandter den Stammbaum durchseucht habe. Der Wissenschaft zum Schaden, dem Ansehen und Stand zur Rettung.

Miss Everett verfuhr ganz ähnlich. Als ich vorschlug, die Polizei aufzusuchen, wies sie dies weit von sich. Dies würde keinen Nutzen bringen. »Cadet hat die Sache auf seine Weise geregelt.«

Ich fragte, welchen Nutzen es denn brächte, für Polizeischutz zu zahlen und den Polizeichef in ihrem Haus zu empfangen, wenn sie dann in einem solchen Notfall doch keine Hilfe bekäme. Miss Everett aber blieb stur. »Der Vater des betreffenden jungen Mannes ist ein geschätzter Kunde. Es wäre nicht klug, mich gegen seinen Sohn zu stellen.«

»Aber so etwas geschieht jeden Tag, überall in der Stadt. Das

muss doch aufhören.«

»Das war ein bedauerlicher Vorfall. Belassen wir's dabei.«

Heute hatte ich den Eindruck, ich könnte Moth trotz allem noch davon überzeugen, Miss Everetts Haus zu verlassen. Leider hat sie meinen Vorschlag wieder zurückgewiesen, und mehr, so fürchte ich, kann ich nicht tun. In meiner Verzweiflung hatte ich mich sogar direkt an Miss Everett gewandt und zu wissen verlangt, was es mich kosten würde, das Mädchen freizukaufen.

»Sie können sich das Mädchen nicht leisten.«

»Wie viel?«

»Sie müssten nicht nur für ihr erstes Mal, sondern für ein ganzes Leben als Hure bezahlen.«

Dies war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen ich bedauerte, dass der Graben zwischen mir und meiner Familie so tief ist. Allein in der Schmuckschatulle meiner Mutter befindet sich genügend Geld, um Moth tausendmal freizukaufen. Doch ginge ich um des Mädchens willen zu ihr, würde sie sich weigern, mich auch nur anzuhören. Nichts regt meine Mutter mehr auf als Gespräche über Notleidende und Prostituierte.

Ich habe Miss Everett erklärt, dass ich meinen Dienst in ihrem Haus quittieren werde, sobald Miss Fenwick ihre erste Begegnung durchlebt hat. Ich hatte gehofft, meine Drohung würde sie dazu bewegen, ihre Meinung zu ändern, doch sie beendete unser Gespräch mit einem barschen »So sei es denn.«

In der fraglichen Nacht werde ich Moth aufrichten, so gut ich kann. Ich werde ihr noch einmal versichern, dass meine Tür für sie immer offen steht, sie sich im Falle eines Falles immer zu mir flüchten kann, aber mit Miss Everett und ihrem Haus bin ich fertig.

S. F.

Und welche Preise! Fünfzehnhundert Thaler
Für ein circassisch Mädchen, – süße Dirne,
Verbürgte Jungfrau, – Amor selbst, der Maler,
Malt’ ihr ins Antlitz Himmel und Gestirne.
Beim zwölften Hundert schlichen manche Prahler
Betrübt nach Haus mit krausgezogner Stirne;
Sie wußten, als die Preise höher stiegen,
Daß dieses für den Sultan sei, und schwiegen.

George Gordon Byron: *Don Juan*,
Vierter Gesang, Vers 114



In das obere Zimmer zogen zwei Schwestern, Fannie und Jane Byrne aus Boston. Nadine Bix, ein ehemaliges Mädchen, hatte sie zu Miss Everett geschickt. Miss Bix betrieb nun ihr eigenes Haus im Norden von Boston und hatte Miss Everett gebeten, die Byrne-Schwestern zu schulen und richtige Huren aus ihnen zu machen. Miss Everett würde den Preis für deren Jungfräulichkeit erhalten, Miss Bix und die Byrne-Schwestern würden dann die Früchte dieser sorgfältigen Ausbildung ernten.

An dem Tag, als Mr. Wentworth zurückkehren sollte, kam Dr. Sadie, um die beiden Mädchen zu untersuchen und nach mir zu sehen. »Hast du noch Fragen zu dem Arrangement, das Miss Everett für dich getroffen hat?«

»Nein«, erwiederte ich und hielt ihrem Blick mühsam stand.

»Versprich mir bitte, dass du dir den Mann sehr gründlich ansiehst«, sagte sie und konnte mir dabei kaum in die Augen schauen. »Du kennst die Anzeichen der Krankheit von Alice. Wenn er irgendein Symptom zeigt, oder es einen Hinweis darauf gibt, dass er zur Abwehr Quecksilber nimmt, musst du dich ihm sofort verweigern. Miss Everett geht darin mit mir

d'accord. Und Cadet wartet vor der Tür.«

»Aber Miss Everett verlangt von den Männern doch einen Beweis für deren Gesundheit!«

»Du musst selbst auch auf der Hut sein«, sagte Dr. Sadie und griff nach meinem Handgelenk. »Wenn ein Mann bereit ist, eine große Summe für ein unberührtes Mädchen zu zahlen, hat er sicher auch genügend Geld, um einen Arzt zu finden, der ihm seine Gesundheit bescheinigt.«

Miss Everett gab mir ebenfalls einige Worte mit auf den Weg. »Es ist eine Kunst«, sagte sie, als sie mich für die Nacht vorbereitete. »Besonders das erste Mal. Es gibt Regeln, Erwartungen, und, wenn du Glück hast, Genuss. Du kannst ruhig gelegentlich ein wenig unbeholfen erscheinen, solange deine Anmut darunter nicht leidet – du bist schließlich jung. Später kommt die Zeit, deine Handlungen und dein Gebaren zu kennen, aber beim ersten Mal ist deine Unschuld dein größtes Kapital. Und er soll keinen Grund haben, sie anzuzweifeln.«

Mr. Wentworth hatte vorab ein Bouquet Rosen gesandt, das ich in einer Vase auf den Schminktisch stellte, neben das Set aus Bürste und Kamm, das mir Rose bei ihrem Abschied geschenkt hatte. Ich heftete meine *Cartes de visite* an die Wand neben dem Spiegel. Nachdem ich die Decken aufgeschlagen hatte, legte ich das große Paket, das mit den Blumen gekommen war, auf das Bett. Unter dem Band steckte eine Nachricht.

Für mein Zigeunermädchen.

In der Schachtel befanden sich ein weißes Hemd, ein samtenes Haarband und ein Rock aus lavendelfarbener Gaze. Das Hemdchen war am Hals gekräuselt, es saß anmutig an den Schultern, doch sein Ausschnitt reichte sehr tief. Beim Befestigen des Haarbands besah ich mich in den vielen

Spiegeln ringsum. Mein Haar hatte noch immer nicht die Länge von einst, aber es reichte immerhin schon wieder über die Schultern. Um zu spielen, wonach Mr. Wentworth begehrte, würde ich es offen tragen, ohne Kämme.

Ich holte Mrs. Wentworths Fächer unter meinem Kissen hervor und hielt ihn mir vors Gesicht. Ich malte mir aus, wie ich vor Mr. Wentworth sitzen, den Fächer auf-und zuschlagen und ihm die Grausamkeiten seiner Frau schildern würde. »Heute will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, Mr. Wentworth«, würde ich ansetzen. Und dann, mitten in meiner Rede über ein armes Mädchen, das von einer garstigen Frau eingesperrt wurde, würde er den Fächer erkennen und mir versprechen, alles wieder gutzumachen und sich auf ewig um mich zu kümmern.

Nachdenklich legte ich das seidene Fächerblatt an meine Wange. Ich hatte Mr. Wentworth eingefangen, weil ich die Wahrheit in den richtigen Augenblicken hatte ruhen lassen. Um Genugtuung zu erfahren, müsste ich ähnlich vorgehen. Wenn ich die Verhältnisse in seinem Haus aus den Angeln heben wollte – falls mir der Weg dorthin und durch ihn gelingen sollte –, durfte er nichts von meiner Vergangenheit wissen.

Mr. Wentworth hatte anhand einer Liste, die Miss Everett für die Herren bereithielt, bereits über die Abfolge des Abends entschieden. Zunächst sollte ich ihn behutsam entkleiden, dem würde ein heißes Ölbad folgen. Viele Männer wünschten sich, mit Öl eingerieben oder mit Federfächern gekitzelt zu werden. Obwohl so etwas allein dem Vergnügen der Männer diente, hatte mich Dr. Sadie dazu angehalten, bei der Gelegenheit auch auf mich selbst zu achten und Mr. Wentworth gründlich zu mustern, um sicherzustellen, dass er keine Anzeichen von Krankheit trug.

Cadet grummelte, weil er das heiße Wasser aus Mrs. Coynes

Ofen ins Zimmer schleppen musste. Dampf schlug ihm ins Gesicht, als er den Eimer in die Kupferwanne leerte. Rose hatte sie dagelassen. In ihrem Hotel hatte eine noch viel bessere Wanne auf sie gewartet.

»Danke«, sagte ich und legte Mrs. Wentworths Fächer wieder in die Schublade.

Cadet nickte mir zu und zog wieder los, um noch mehr Wasser zu holen.

Seit jener Nacht, die Alice zum Verhängnis geworden war, war er ein anderer. Oft sah ich ihn gedankenversunken mit dem Spitzentaschentuch in der Hand, das Alice ihm vor ihrem Abschied gegeben hatte. Ich bedauerte ihn sehr, doch wir waren nie echte Freunde gewesen, zumindest nicht so, dass wir uns in Zeiten der Not gegenseitig gestützt hätten, und darum ließ ich ihn mit seiner Arbeit und seinem Kummer allein.

Als Mr. Wentworth eintraf, war das Wasser warm, das Feuer flackerte. Er nickte zufrieden bei meinem Anblick, weil ich trug, was er gesandt hatte. Er legte Hut und Handschuhe auf meinen Schminktisch und fragte: »Wollen wir beginnen?«

Ich hätte mich glücklich schätzen sollen, dass mir das Los von Mae oder Alice erspart geblieben war, dennoch hatte ich Angst. Und da er sich ein wahres Zigeunermädchen wünschte, wollte ich meine Rolle nutzen, um ihn noch ein wenig hinzuhalten. Ich griff nach seiner Hand. »Möchten Sie, dass ich Ihnen erst noch ein wenig aus der Hand lese?«

»Später, mein liebes Mädchen«, sagte er, tauchte die Finger in die wartende Wanne und schnipste einige Tropfen über das Wasser. »Jetzt wirst du mich erst einmal ausziehen, dann baden, dann in dein Bett führen. Verstanden?«

Ich nickte nervös.

»Ich möchte, dass du bekleidet bleibst«, wies er mich mit

einem Lächeln an. Dann musterte er mich von oben bis unten.
»Trägst du Pantalons unter dem Rock?«

»Ja.«

»Ich zöge es vor, du würdest dich ihrer entledigen.«

Ich ging zum Paravent, um sie dort auszuziehen, doch Mr. Wentworth rief mich zurück. »Heb deinen Rock, und zieh sie hier aus, bitte. Ich möchte dir dabei zusehen.«

Ich mühte mich mit den Schleifen, doch schließlich lösten sie sich, und das Beinkleid fiel zu Boden.

»Zeig dich von vorn«, wies mich Mr. Wentworth an. Ich hob meinen Rock. Nachdem mich Mr. Wentworth lange betrachtet hatte, ohne mir dabei in die Augen zu sehen, sagte er: »Und jetzt dreh dich um, und zeige mir dein Hinterteil, meine süße Zigeunerin.«

Ich tat auch das, verschämt und verängstigt, obwohl ich es mir anders vorgenommen hatte und er keinerlei Anstalten machte, grob oder hässlich zu sein.

Er lockerte seinen Seidenbinder und bedeutete mir, ihn nun zu entkleiden. Er roch nicht wie sonst frisch und sauber, er stank nach Zigarren und Alkohol. Als ich ihm den Gehrock von den Schultern zog und die Knöpfe seiner Weste der Reihe nach öffnete, musste ich daran denken, wie ich seine Frau umsorgt und bedient hatte. Ich wollte ihn mit sicherer Hand berühren, doch als ich an seine Hose kam, zitterte ich.

»Nun mach schon«, drängte Mr. Wentworth. »Er beißt nicht.«

Cadet wartet vor der Tür.

Dann stand Mr. Wentworth vor mir, nackt, die Hose zu seinen Füßen. Er nahm meine Hand und legte sie um seinen Schwanz. Ich hätte sie am liebsten zurückgezogen, doch das hätte er nicht zugelassen. Er knetete sich selbst, mit meiner Hand unter

seiner, und dabei wurde das, was zunächst so weich und harmlos gewirkt hatte, zu etwas ganz anderem. Es war ganz unvorstellbar, dieses Ding da, dieses Rohr, diesen Prügel, Pimmel, diese Rute oder wie man es auch immer nannte, in mir zu haben, selbst wenn ich mir hätte einreden können, dass ich es wollte.

»Dich hat noch niemand gehabt, meine Süße, oder?«, fragte er, obwohl er die Antwort kannte.

»Nein«, sagte ich, und er ließ zu, dass ich die Hand zurückzog. »Vielleicht sind Sie bereit für Ihr Bad?« Ich ging auf die Wanne zu und wünschte, ich hätte nicht solche Angst. »Sonst wird womöglich das Wasser kalt.«

»Aber sicher.« Er verstand meinen Wink und stieg in die Badewanne.

Ich wusch ihn von Kopf bis Fuß. *Der zweite Wentworth unter meinem Schwamm.* Er schaute mich an, wie es einst seine Frau getan hatte, beäugte mein Gesicht, meine Schultern, meine Brüste. Wen fürchtete ich mehr, ihn oder sie? Ich ließ mir Zeit und versuchte, Dr. Sadies Rat zu befolgen und ihn gründlich zu mustern. Ich drückte den Schwamm immer wieder über seinem Hals, seiner Brust, seinem Rücken aus.

Schließlich riss ihm der Geduldsfaden. »Das reicht jetzt. Geh ins Bett, liebes Mädchen. Und leg dich auf den Rücken«, befahl er, stieg aus dem Bad und trocknete sich mit dem großen weißen Handtuch ab, das ich für ihn bereitgelegt hatte.

Ich tat, was er verlangte.

»Spreiz die Beine, meine kleine Zigeunerin«, sagte er, legte sich neben mich, zog meinen Rock hoch und fasste mir zwischen die Schenkel. Kein einziges Mal streiften seine Lippen meine oder versuchte er auch nur, einen Kuss zu stehlen. Ihm ging es einzig darum, seine Finger so tief wie

möglich in mich hineinzuschieben.

Ich hielt vor Schmerz den Atem an und dachte an den Ratschlag, den mir Rose erteilt hatte.

Du musst die Pflicht wie ein Vergnügen erscheinen lassen.

»Du bist gut und eng«, griente Mr. Wentworth. »Du hast also nicht gelogen.« Dann rollte er sich auf mich und schob meine Beine mit einem Knie weiter auseinander.

Ich verkrampfte mich und legte die Hände an seine Schultern, damit er langsamer machte, doch er war so viel stärker.

»Nicht ...«, flehte ich.

Er packte meine Handgelenke und drückte meine Arme nach unten, sah mir in die Augen und lächelte. Dann, mit einem Mal, zwängte er sich grunzend in mich.

Von Schmerzen gepeinigt, drehte ich den Kopf zur Seite, so wie Mama bei Mr. Cowan. Ich schloss die Augen und blinzelte meine Tränen fort.

Als er fertig war, stand er auf und zog sich wortlos an. Es war genau, wie Rose gesagt hatte: *Es passiert, und dann ist es auch schon vorbei.*

Ich lag da, in meine Decken gewickelt, das klebrige Blut zwischen den Beinen, das, was mir widerfahren war, ein pochender Schmerz.

»Es hat mich sehr gefreut, Miss Fenwick«, sagte Mr. Wentworth und schaute auf mich hinunter.

Mein Haarband war zu Boden gefallen. Mr. Wentworth hob es auf und steckte es sich in die Tasche. Das nächste Souvenir für seine Schreibtischschublade.

»Soll ich Ihnen noch Ihre Zukunft sagen, Mr. Wentworth?«, gelang es mir zu fragen, bevor er aufbrechen konnte. Er hatte bekommen, was er wollte. Nun war es an mir, ihm etwas zu

nehmen.

»Oh, mein liebes Kind, die Mühe musst du dir nicht machen.«

»Nein, bitte, ich bestehe darauf.«

Er lächelte höflich, dann setzte er sich zu mir ans Bett.

Ich nahm seine Hand in meine und folgte mit einem Finger den Linien. »Ich sehe ein geteiltes Haus«, begann ich. »Ein großes Haus mit einer unglücklichen Frau. Lichterengel wachen über sie, wenn sie schreitet, sie stehen Wache an Ihren Stufen.«

»Was für ein Spiel treibst du da?«, fragte er mit hartem Blick.

Ich ließ mich nicht beirren und hielt seine Hand weiter fest. »Und ein Mann mit vernarbtem Gesicht lebt dort. Er weiß um Ihre Geheimnisse.«

Mr. Wentworths Hand zuckte. »Ich bekomme ja Angst vor Ihnen, Miss Fenwick. Hören Sie auf.«

»Aber ich sagte doch, dass ich die Gabe habe. Meine Mutter war eine Hexe. Ich bin durch ihr Blut gebunden, Ihnen zu sagen, was immer ich sehe.«

»Das tue ich mir nicht länger an ...«

»Ein böser Geist herrscht in Ihrem Haus, Mr. Wentworth«, zischte ich. »Und hat seinen schrecklichen Schatten auf Sie geworfen. Ein großes Unglück wird Sie ereilen. Sie sind in Gefahr, Mr. Wentworth ...«

Er griff nach meinem anderen Arm und bohrte die Finger tief in mein Fleisch. »Durch wessen Hand?«, stöhnte er. »Meine Frau? Nestor? Wer?«

Ich wand meinen Arm aus seiner Umklammerung, schaute auf die Spuren, die seine Hand hinterlassen hatte, dann sah ich zu ihm. »Es tut mir leid, Mr. Wentworth. Ich fürchte, die Vision hat sich verflüchtigt.«

»Du musst es mir sagen«, flehte er. Auch die letzte Spur von

Überheblichkeit und Selbstsicherheit war aus seiner Miene gewichen. »Es steht außer Zweifel, dass du mein Schicksal kennst.«

»Sie haben mich erschöpft, Mr. Wentworth. Ich kann nicht fortfahren. Es muss bis zum nächsten Mal warten.«

Er schluckte. Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn. »Bis dann also, Miss Fenwick.«

»Ja, Mr. Wentworth, bis zum nächsten Mal.«

Als Dr. Sadie an mein Bett kam, verkroch ich mich in ihre Arme und ließ den Tränen endlich freien Lauf. Sie zog mich an sich, sagte aber kein Wort.

Ich hatte geglaubt, Miss Everetts Mädchen zu werden, wäre der Ausgleich für alles. Ich hatte geglaubt, es würde mir das Gefühl geben, etwas wert zu sein, selbst wenn dieses Gefühl an der Bezeichnung »Hure« hing. Ich hatte gedacht, ich könnte auf diesem Weg Mama, die Chrystie Street und all meine Ängste – vor Armut, vor Mr. Cowan, vor der Straße – vergessen. Aber nichts davon war eingetroffen.

Ich versuchte, Dr. Sadie durch meine Tränen hindurch zu sagen, was sie doch bestimmt hören wollte. »Ich habe Ihren Rat befolgt. Ich habe ihn so gründlich angesehen, wie es ging. Ich glaube, er war gesund ...«

»Pscht, ist gut, Moth«, sagte sie und strich mir übers Haar. »Du brauchst nichts zu sagen.«

Sie hätte Miss Everetts Anweisungen entsprechen und es einfach damit gut sein lassen können. Ich hätte ihr keinen Vorwurf gemacht, wenn sie mich für ein törichtes Mädchen gehalten hätte, das bekommen hatte, was es verdiente. Sie war mir von Anfang an, unbeirrt, voller Güte entgegengetreten, und ich hatte sie immer wieder zurückgewiesen. Plötzlich war ich mir selbst fremd. All die Träume von einem vollen Bauch, einem

schönen Federbett und dem Gezwitscher von Miss Keteltas' Vögeln waren nicht mehr meine.

»Es tut mir so leid«, sagte Dr. Sadie, zog mir einen Quilt um die Schultern und trocknete meine Tränen mit ihrem Ärmel.

Ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter und weinte wieder, doch diesmal war es mir, als wollten meine Tränen nie versiegen.

*Meine geliebte Mutter,
Ich bringe Dir Geschenke aus dem Leben in den Tod.
Sprich zu mir,
Gib Dich zu erkennen ...*



Am nächsten Morgen weckte mich Miss Everett. Sie musterte mich ausdruckslos und legte eine Hand auf meine geschwollenen Lider. »Teekompressen«, sagte sie, »und noch ein wenig Schlaf. Von mir aus kannst du den Morgen im Bett verbringen. Du wirst die Ruhe nötig haben – er wird dich schon heute Abend erneut aufsuchen.«

»So bald schon?« Ich traute meinen Ohren nicht.

»Ja, meine Liebe. Es ist dir gelungen, den Herrn über das Maß zu beglücken. Er will dich unbedingt für sich allein haben.«

*Drei Garnituren Leibwäsche, sieben Paar Strümpfe,
zwei Tageskleider mit Unterröcken, ein Paar Stiefel,
eine weiche Tournüre und ein Korsett.*

Eine Flasche Zirkassisches Haaröl – groß.

*Eine Feder, ein Fässchen Tinte, zwei Stapel Papier
und eine Fünf-Cent-Briefmarke.*

*Ein seidener Promenadenanzug, mit passendem Hut,
Handschuhen und Stiefeln.*

Zwei Abendtoiletten – eine mit, eine ohne Schleppen ...

»Heißt das, meine Schulden sind gedeckt?«

»So gut wie, würde ich sagen, bis auf ein Kleid vielleicht, doch das schenke ich dir gern.« Unter der Tür wandte sie sich noch einmal um: »Das Zimmer gehört dir.«

Als ich mich in den vielen Spiegeln erblickte, hätte ich sie am

liebsten alle zerschlagen. Rose war die wunderschöne, vollkommene Hure und alles, was ich nicht war. Da konnte ich mich noch so sehr bemühen, für mich würde es niemals so leicht und richtig sein.

»Warum, Mama, hast du mich verkauft?«, rief ich ihren Geist.
»Warum hast du mich nicht geliebt?«

Dann nahm ich ein Blatt Papier und kritzelte tintige, dunkle Buchstaben darauf. Mama hatte manchmal an ihrem Tisch gesessen, während sich ein Glas unter ihren Händen bewegte und sie die Botschaften von Geistern zischte. Ich wollte, dass ihr Geist in meine Hände kroch und mir eine Botschaft hinbuchstabierte.

Ich hob einen Penny vom Boden, der Mr. Wentworth wohl aus der Tasche gefallen war, schob ihn in die Mitte des Papiers, legte sanft einen Finger darauf und wartete, dass sie ihn bewegte.

Komm zu mir, Mama, gib dich zu erkennen.

Ich unternahm mehrere Versuche, ihren Geist herbeizulocken, doch ich spürte nichts. Schließlich bewegte ich den Penny selbst über das Papier und schrieb: *I-c-h-w-e-i-ß-w-a-s-d-u-g-e-t-a-n-h-a-s-t.*

Und schließlich, ob durch meine Hand oder Mamas Geist, bewegte sich die Münze doch noch von selbst über das Blatt: *M-o-t-h-w-i-l-l-f-o-r-t-l-a-u-f-e-n.*

Ich zog meinen fliederfarbenen Promenadenanzug an, der mir von allen Kleidern, die mir Miss Everett gegeben hatte, am besten gefiel. Dann nahm ich einen Kissenbezug und stopfte all meine Besitztümer hinein – eine halb leere Flasche Haaröl, die Bürste und den Kamm von Rose, Strümpfe, einen sauberen Unterrock, meine Kabinettkarten und meine geliebte Miss Sweet. Die anderen Kleider ließ ich zurück und eilte zur Tür.

»Ada?«, rief Miss Everett vom Korridor her. »Wohin gehst du?«

Ich gab keine Antwort.

Cadet stand auf seinem Posten. Er packte meinen Arm und hielt ihn sehr fest.

Ich betete um sein Mitleid und flüsterte: »Bitte, lass mich gehen.«

Er flüsterte: »Tu so, als würden wir kämpfen.«

Während Miss Everett den langen Gang auf uns zukam, mühte ich mich, seinem Griff zu entkommen. *Hätte mich Cadet wirklich aufgehalten?*

»Jetzt gib mir einen Tritt«, raunte er.

Ich trat ihm mit dem Stiefel gegen das Schienbein, er ließ los.

»Es tut mir leid!«, rief ich noch, bevor ich mich durch die Haustür zwängte. Ich stürmte die Treppen hinunter und rannte los. Ich rannte den ganzen Weg bis zur Second Avenue.

Dr. Sadie sagte, ich solle mich häuslich einrichten.

»Danke schön«, sagte ich und hoffte, ich müsste nicht schon wieder weinen.

Abends fiel Schnee, irgendwo in der Straße läuteten Kirchenglocken. »Es ist Silvester«, sagte Dr. Sadie, als ich vom Fenster aus zusah, wie sich die ersten Feiernden auf den Weg machten. Mama und ich hatten das Fest nie auf eine besondere Weise begangen, doch Mama hatte die Woche nach Neujahr immer ihre liebste Zeit überhaupt genannt. Denn dann war das Geschäft am besten gelaufen, waren die Frauen in der Hoffnung gekommen, dass Mama sehen könnte, was die nächsten Monate für sie bereithielten. Ihre Kristallkugel hatte an fast jede Seele Wohlstand verteilt. Dann hatte sie selbst die Hand nach ihrem Lohn ausgestreckt und gesagt: »Meinen Segen für Sie

und ein frohes neues Jahr ebenso.«

Nachdem wir etwas Fleischpastete mit Apfelkompott gegessen hatten, ging Dr. Sadie zu meinem Kissenbezug und fragte: »Hast du etwas einzuräumen?«

Ich nickte. »Ich glaube schon.«

Die zirkassische Schönheit ist eine Selbstschöpfung. Sie spült das Haar mit großen Mengen Bier, lässt das schäumende Gebräu darin trocken und formt sich dann die wilde, ungezähmte Frisur, die als ihr Markenzeichen gilt.
Vorher schon legt sie ihren Geburtsnamen ab, der oftmals so schlicht wie ihre Herkunft ist, und gibt sich einen klangvollen Künstlernamen wie Zoe, Zelda oder was immer ihr passend für die Verkörperung von Mythos und Magie erscheint.

Sie fragte nicht, wie lange ich bleiben wollte oder welche Pläne ich hatte. Sie öffnete einfach die Truhe am Ende ihres Betts und sagte: »Du kannst deine Sachen erst

einmal hier hineinlegen.«

Da sah ich das Kleid aus meiner Zeit als *Cartes-de-visite*-Mädchen. Ich hatte es immer im Museum gelassen, weil es zu mühsam gewesen wäre, die Karten an-und wieder abzuheften. Außerdem konnte Miss Everett das Kleid überhaupt nicht leiden. Es sei altmodisch, hatte sie gesagt, und daher sollte ich es nicht auf der Straße tragen.

»Wie schön, dass es hier ist«, sagte ich zu Dr. Sadie und strich über den weichen Stoff.

»Mr. Dink hat es mir vor einer Weile zurückgebracht«, sagte sie. »Er war sehr traurig über Miss Everetts Nachricht, dass du nicht mehr ins Museum kommen würdest.«

Ich hatte mich oft gefragt, ob ihm seine Worte, er würde mich in seiner Familie aufnehmen, ernst gewesen waren. Nun aber, als Hure, wollte er mich sicher nicht. Doch selbst wenn – es erschien mir nach dem Erlebnis mit Mr. Wentworth undenkbar, mich jeden Tag vor so viele Männer zu stellen.

»Mr. Dink ist ein sehr umsichtiger Mensch«, sagte ich zu Dr. Sadie.

»Einer der besten Menschen, die ich kenne«, stimmte sie mir zu.

Ich holte die Kabinettkarten einzeln aus meinem Kissenbezug und legte sie auf das Kleid. Die zirkassische Schönheit betrachtete ich sehr lange. War sie wirklich so eigensinnig und stark, wie es uns schien?

*Curly locks, Curly locks
Will you be mine?
You shall not wash dishes
Nor yet feed the swine;
But sit on a cushion
And sew a fine seam
And feed upon strawberries,
Sugar and cream.

Lockenkopf, Lockenkopf,
wann wirst du wohl mein?

Du musst niemals scheuern,
Auch füttern kein Schwein.

Gebettet auf Kissen,
Mit Nadel und Faden,
Wirst du an Beeren
Und Sahne dich laben.*



In den folgenden Wochen tat ich sehr wenig. Ich saß da und versuchte zu vergessen. Nachts schlief ich auf einer Liege, die sich Dr. Sadie aus dem Krankenhaus geborgt und neben ihr Bett gestellt hatte. Sie kochte uns schlichte Mahlzeiten wie Suppe und Brot, Eier und Wurst oder Porridge mit Milch und Honig.

Mein Körper heilte, wo Mr. Wentworth ihn mit seiner Lust zum Bluten gebracht und seine Finger in meine Arme gegraben hatte. Meine Seele heilte wesentlich langsamer; die freudlosen Erinnerungen ließen mich nicht los. Ein kleiner Trost war, dass ich mich nicht mit irgendeiner Krankheit angesteckt hatte.

»Du bist ein so gutes, hübsches Mädchen«, sagte Dr. Sadie immer wieder. »Dir steht so vieles offen.«

Einmal sprach sie von einer Schule gleich in der Nähe, wo ich etwas über Rechnen, Literatur und Schreibkunst lernen könnte, doch ich war nicht interessiert.

»Verstehe«, sagte sie, flickte einen Träger an einer ihrer Schürzen und entließ den Vorschlag in die abendliche Stille.

Gelegentlich begleitete ich sie auf ihrer Visite, aber solche Tage blieben die Ausnahme. Wenn Dr. Sadie fragte, ob ich mit zu Miss Tully kommen wolle, lehnte ich ab. Es war nicht recht von mir, doch ich konnte mich dazu nicht überwinden.

»Ich bin bald wieder zu Hause«, sagte sie dann und ließ mich allein am Feuer zurück.

Ich fragte mich, weshalb sie so viel Geduld mit mir zeigte. Und in meinen einsamen Stunden fragte ich mich auch, weshalb Miss Everett nicht zu Dr. Sadie kam und mich zurückforderte. Dr. Sadie hatte mir zwar versprochen, dass ich bei ihr in Sicherheit sei und Miss Everett nie wiedersehen müsse, doch sie hatte mir nicht erklärt, woraus sie diese Gewissheit bezog.

Als Dr. Sadie ihren Wandkalender auf einen hellen, unbeschriebenen FEBRUAR 1872 blätterte, entschied ich mich, Mr. Dink aufzusuchen. Ich wollte Dr. Sadies Gastfreundschaft nicht über die Maßen ausnutzen und mit ihm über eine Anstellung im Museum sprechen. Vielleicht konnte ich Miss LeMar und Miss Eva mit den Kostümen zur Hand gehen und im Keller des Theaters bleiben. Denn selbst wenn Mr. Dink auf mich aufpassen würde, wollte ich nicht riskieren, dass mich Mr. Wentworth sah.

»Glauben Sie, dass er mich nehmen wird?«, fragte ich Dr. Sadie in der Hoffnung, dass sie ein gutes Wort für mich einlegte.

»Ganz sicher«, sagte sie. »Aber ich würde dich für diese Gelegenheit gern ein wenig zurechtmachen.«

»Ich weiß nicht recht, ob ich verstehe.« Ich hielt meinen Promenadenanzug für die ideale Wahl. Etwas Besseres konnte mir Dr. Sadie bestimmt nicht bieten.

»Vertraust du mir?«

»Ja.«

Kaum hatte ich ihr geantwortet, saß Dr. Sadie schon an ihrem Schreibtisch und verfasste einige Zeilen an Miss LeMar und Miss Eva. Darin bat sie die Damen, »einem jungen Mädchen bei einer kleinen magischen Verwandlung zu helfen«.

»Zweitausend Dollar«, sagte ich zu Mr. Dink auf der anderen Seite des Tisches.

Gedankenversunken strich er sich über das Kinn.

Ich dachte schon daran, meine Forderung zurückzunehmen und ihn zu bitten, seinerseits eine Zahl zu nennen, doch Miss LeMar, die zu meiner Rechten saß, warf mir einen drohenden Blick zu: *Weich bloß nicht von deiner Position ab*, besagte der. Miss Eva, zu meiner Linken, verhielt sich ebenso.

Ich trug ein Kostüm aus edler, bestickter Seide. Der Rock bestand aus zahllosen Rüschen, mein Obergewand reichte bis auf den Boden. Die beiden Schaustellerinnen hatten mein ohnehin widerspenstiges Haar mithilfe von Bier in eine üppige, krause Mähne verwandelt. Aus mir war eine wahre zirkassische Schönheit geworden.

»Siebzehnhundert«, hielt Mr. Dink dagegen.

»Eine Beleidigung«, empörte sich Miss Eva und verschränkte die Arme vor der Brust. Miss LeMar raunte mir zu: »Sag ihm, andernfalls gehst du zu Barnum.«

»Zweitausend und keinen Penny weniger«, sagte ich. »Das würde mir jeder respektable Impressario oder Kuriositätenjäger bieten, wenn nicht mehr.«

»Das ist Wegelagerei, mein liebes Mädchen!«, rief Mr. Dink.

»Zweitausend«, wiederholte ich mit einem Lächeln. »Und meine unerschütterliche Loyalität gibt es dazu.«

Er grinste breit und streckte die Hand aus. »Aber nur, weil Sie mich an ein Mädchen erinnern, das ich einmal kannte«, sagte er, als wir einschlügen, um unseren Handel zu besiegen. »Ich meine mich zu entsinnen, dass sie Miss Fenwick hieß«, fügte er augenzwinkernd hinzu.

Nachdem wir einige weitere Details besprochen hatten, sagte Mr. Dink, ich müsse so bald wie möglich fotografiert werden, damit er mein Bild auf eine *Carte de visite* drucken könne. »Mr. Sarony ist ein Zauberkünstler mit der Kamera. Aus Sonnenlicht, Silbernitrat und Glas macht er Stars.«

Das Atelier des Fotografen lag in einem Obergeschoss am Union Square. Alle gefeierten Schauspieler und Schauspielerinnen gingen zu ihm: Joseph Jackson, Lotta Crabtree, George Fox, Suzie Lowe. Mr. Dink sagte, ihr aller Ruhm sei unmittelbar auf das Porträt von Mr. Sarony gefolgt, und er erwarte das Gleiche in meinem Fall.

Er veranlasste, dass ich die Nacht vor dem Termin im Astor Place Hotel verbrachte; es sei wichtig, dass ich mich wohlfühle und alle denkbaren Annehmlichkeiten zu meiner Verfügung hätte. »Und grübeln Sie bitte nicht über die Kosten nach.«

Dr. Sadie war mit mir gekommen. Vor dem Schlafengehen bestellten wir uns Milch und Kekse auf unser Zimmer. Danach rief ich das Zimmermädchen noch drei Mal, nur um mir zusätzliche Kissen bringen zu lassen. Ich wollte nicht, dass meine Locken über Nacht die Form verloren.

Am nächsten Morgen brachte mich Mr. Dink in einer privaten Kutsche zum Atelier. In Mr. Saronys Empfangsraum war allerlei Ungewöhnliches versammelt; hier ging es fast ebenso seltsam

wie im Museum zu. Überall hingen Gemälde und Bilder von Engeln, Heiligen und Damen, die nichts trugen – außer Blumen im Haar. An den Wänden lehnten Schilder und Schwerter, und aus jeder Ecke starnte ein Tierkopf mit offenem Maul.

Unter der Decke hing sogar ein Krokodil, so bleich und weiß wie Miss LeMar.

Bald schon kam eine hübsche Frau, mit einem langen gestreiften Schal um den Kopf, die Stufen herunter und bat mich, ihr zu folgen. An der Treppe musste ich dem vorherigen Kunden Platz machen, einem Herrn, der einen anderen Mann auf dem Rücken trug. Dieser hatte die Arme um die Schultern seines Helfers geschlungen und hielt sich fest, während der erste Mann vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzte. Als das merkwürdige Paar an mir vorbeikam, sah ich, dass der Mann auf dem Rücken keine Beine hatte.

Beide blieben stehen, schauten und lächelten mich an. »Das ist Jerome«, sagte der Träger über den Mann auf seinem Rücken. »Er kann nich' sprechen.«

Jerome hatte dunkle Augen, die mich an Cadet erinnerten, und ich hoffte, dass auch er bei Mr. Dink auftauchen und ich ihn wiedersehen würde.

»Die Schönheit aus dem Hause Dink, Sir«, sagte die Frau, als wir endlich das Atelier betraten.

Ich fand es wunderbar, wenn auch unglaublich, dass sie mich mit solchen Worten vorstellte.

Mr. Sarony selbst bot ebenfalls ein erstaunliches Schauspiel. Er trug ein hellrotes Jackett, auf dem Kopf saß ein weicher Fez aus Samt. Mr. Sarony bewegte beim Sprechen unablässig die Hände, die immer wieder nach oben fassten, um die dicke Quaste an seinem Fez beiseitezuschieben.

»Ich warte schon auf Sie!«, rief er, nahm meine Hand und

küsste sie. »Wird dies Ihr allererstes Bild?«

»Ja.«

»Gut«, sagte er, sah mich von oben bis unten an, neigte den Kopf nach vorn und hinten.

Durch ein großes schräges Oberlicht fiel Sonne in das Atelier und ließ die blaue Farbe an den Wänden erglühen. Mr. Sarony eilte in die Ecke neben dem Fenster und arrangierte dort eine Art Stillleben. Erst legte er einen schönen Teppich mit einem Muster aus Ranken und Blumen aus, dann holte er mehrere Vasen, ein großes Saiteninstrument und sechs Tamburine hervor. In die Mitte all dessen stellte er einen Stuhl, der mit grünem Samt gepolstert war, geschnitzte Arabesken schmückten Lehnen und Beine.

Mr. Sarony klopfte auf das Kissen. »Bitte, setzen Sie sich.«

Nachdem ich platziert worden war, kam er mit einem Spiegel zu mir. »Was sollen die Leute sehen?«, fragte er und hielt mir den Spiegel vor.

»Ich weiß nicht. Ich dachte, das ist Ihre Aufgabe.«

»Nein, nein und nochmals nein.« Er schüttelte den Kopf so heftig, dass der Bommel an seinem Fez hin und her schwang. »Das können Sie keinesfalls mir überlassen. Wenn ich durch meinen Kasten schaue, sind Sie weit weg und stehen zudem auf dem Kopf. Sie müssen das Bild machen. Sie entscheiden.«

Ich dachte eine Weile nach, aber mir kam nichts in den Sinn. »Ich habe keine Idee«, erwiderte ich. Hatte ich es womöglich so weit gebracht, um Mr. Dink am Ende zu enttäuschen – und auch mich selbst?

»Lady Mephistopheles«, sagte Mr. Sarony und gestikulierte noch wilder herum, »denkt selbstverständlich an Feuer. Suzie Lowe denkt an Liebe. Lotta Crabtree verrät es uns nicht, sie bewahrt ihr Geheimnis. Verstehen Sie?«

»Ich denke schon.« Doch mir fiel noch immer nicht ein, auf welche Vorstellung ich mich konzentrieren sollte, während er hinter der Kamera stand.

Mr. Sarony kam mit einem Metallgestänge zu mir und erklärte: »Klemmen für Kopf und Arme. Damit Sie stillhalten, während ich das Bild mache. Das dauert nämlich eine Weile.«

Ich wich zurück, als er die Stange für die Kopfstütze hinter meinem Rücken in die Länge zog und die kalten Zinken an meinen Hinterkopf legte.

Äther wird von Ärzten
wie auch von Foto-
grafen verwendet. Er
hat einen süßen,
arzneiartigen Geruch
und kann bei Einsatz in
geschlossenen Räumen
eine berauschende
Wirkung haben.

»Sie müssen sich entspannen«, tadelte er.

Es war schwer, nicht zusammenzucken, während er mich in die gewünschte Haltung brachte. Ein merkwürdiger Geruch hing in der Luft, eine Mischung aus Lavendelöl und etwas stark Süßem, das ich nicht benennen konnte. Dr. Sadie roch manchmal danach, wenn sie aus dem Krankenhaus kam. Was Mr. Sarony wohl sagen würde, wenn ich ihn um ein Porträt des Doktors mit ihrem Skelett bitten würde?

Schließlich war Mr. Sarony mit mir fertig, ging zu seinem

schweren Kamera-Monstrum und schlüpfte unter ein langes schwarzes Tuch. Es sah aus, als wäre er mit dem Gerät verwachsen: die Beine gespreizt, anstelle von Kopf und Oberkörper ein Kasten mit vier Augen, und das Herz war eine Glasplatte.

Er rief mir etwas zu, seine Stimme kam gedämpft unter dem Tuch hervor. »Gleich hab ich Sie. Fünf, vier, drei, zwei, eins – denken.« Eine Hand erschien und nahm die Kappen von den Linsen.

Ich blieb so still, wie ich konnte, und suchte nach der Antwort auf seine Frage. *Wer wollte ich sein?* So saß ich da, den Kopf und das Herz voller Erinnerungen – Cadet küsst mich sanft, Dr. Sadie wischt mir die Tränen fort, Mr. Dink streicht sich über den Bart, Mama reckt das Kinn und bindet sich ihr Tuch um den Kopf. In dem Moment, umgeben von den Insignien eines Lebens, das ich mir nie hätte träumen lassen, wusste ich es. Gleich, wie der Text auf der Karte lauten oder Mr. Dink mich auch nennen würde – wer mein Bild in den Händen hielt, sollte mich sehen: Moth, ein Mädchen aus der Chrystie Street.

EINE WAHRE ZIRKASSISCHE SCHÖNHEIT

Thaddeus Dink, Betreiber des gleichnamigen Museums und des Palastes der Illusionen, gab jüngst die Ankunft einer neuen Darstellerin bekannt: Miss Zula Moth.

Miss Zula Moth ist die zirkassische Schönheit *par excellence*, und ihre Geschichte so außergewöhnlich wie bewegend. Ihr Leben begann als Tochter eines Fürsten aus der Bergregion am Schwarzen Meer, doch dann wurde sie ihren Eltern durch einen Gewaltakt entrissen. Mit ihrem zirkassischen Blut gehört sie zu dem Volk, dessen Frauen als die schönsten der Welt gelten, und besonders die türkischen Sultane verlangt es für ihren Harem nach ihnen. Zirkassische Schönheiten werden an den höchsten Bieter verkauft und in ein alpträumhaftes Leben sexuellen Frondienstes gezwungen.

Eine gewagte Rettung

Die Sklavenmärkte der Türkei gelten seit jeher als Zentrum des Handels mit diesen zarten, unglücklichen Geschöpfen. Auch Zula Moth wurde gefangen gehalten und sollte, den Männern zum Vergnügen, verkauft werden. Doch sie wurde von einem solchen Markte im tiefsten Dunkel Konstantinopels errettet.

Ihre Dankbarkeit all denen gegenüber, die sie vor diesem Schicksal bewahrt haben, ist unermesslich. »In Amerika leben die Menschen in größerem Wohlstand und größerer Freiheit als sonst irgendwo auf der Welt. Ich schätze mich so glücklich, Ihr Land nun meine Heimat nennen zu dürfen.«

Im nächsten Atemzug aber beklagt sie das Los ihrer weniger glückvollen zirkassischen Schwestern. »Jeden Tag werden Mädchen noch im zarten Alter von zwölf Jahren von ihren Familien verkauft. Für diese ist es das Geschäft ihres Lebens, wenn sie die Töchter nach Konstantinopel schicken.«

Dort trifft die Frauen ein so schweres Los, dass sie lange vor ihrer Zeit faltig und alt werden. Mütter bringen die eigenen Töchter zum Markt, begierig auf den Preis, den sie – mit dieser für sie selbst nutzlosen – Ware erzielen.

Miss Moth sagt, die Erinnerung an ihr Heimatland komme einem lückenhaften, verworrenen Traum gleich, daher hat sie auch die Beherrschung ihrer Muttersprache verloren. Bemerkenswerterweise hat sie die Sprache ihrer neuen Heimat sehr schnell erlernt. Ihre ungewöhnliche Anpassungsgabe und Aufnahmefähigkeit mögen in ihren ausgeprägten spirituellen Fähigkeiten

begründet sein. Sie besitzt großes Talent auf dem Gebiet der übersinnlichen Intuition, darunter des Handlesens, der Kristallomantie und der Verbindung zu Geistern.

Mit ihrem ungebändigten Haar entspricht Miss Moth dem Idealbild weiblicher Schönheit. Ihre Haut hat die Zartheit eines Pfirsichs, ihre Stimme ist engelsgleich, und ihre Manieren sind so erlesen, wie es einer Prinzessin gebührt. In ihrer orientalischen Tracht verkörpert sie den Inbegriff einer Anmut in Seide und Spitze. Ihr Haar, getragen im Stil ihrer zirkassischen Heimat, ist üppig, wild und dunkel.

»Unter den bezauberndsten Attraktionen, die sich den Bewohnern New Yorks heute bieten, darf diese junge und schöne Eingeborene aus Zirkassien wohl als die erlesene aller Kuriositäten gelten«, so Thaddeus Dink. Treffendere Worte lassen sich zu diesem hinreißenden zirkassischen Mädchen nicht finden. (Miss Zula Moth tritt exklusiv und nur nach Vereinbarung an sechs Tagen die Woche in Dink's Museum auf.)

EPILOG



Ich lebe in einem Haus am Gramercy Park, mit zwei Schoßhündchen, einem Paar Unzertrennlicher und einem ständig wechselnden Stab von Dienstmädchen. Morgen werde ich neunzehn.

Zwischen der Dachstube eines Doktors und der Glitzerwelt des Theaters wurde aus mir eine Vaudeville-Attraktion. Die Verstellung fiel mir nicht schwer. Ich kann meine Mutter nun einmal nicht verleugnen.

Miss LeMar übte mich in der Wahrsagerei ein, und verglichen mit Mama erwies sie sich als die viel bessere Hellseherin. Miss Eva jedoch weigerte sich, mir das Schwertschlucken beizubringen, angeblich aus Angst um meinen schönen Hals. Kurz nach meinem dreizehnten Geburtstag gründete Mr. Dink einen Wanderzirkus. Sechs Sommer hintereinander reiste ich in Zügen nach Cincinnati, Indianapolis, Chicago, St. Louis und alle Orte, die auf dem Wege lagen. Im September, wenn ich der Fremden müde war, kehrte ich zurück und stürzte mich auf mein geliebtes New York.

Das Verlangen nach zirkassischen Schönheiten schwand mit der Zeit, doch glücklicherweise wollen die Menschen immer noch einen Ausblick auf ihre Zukunft. Dieser Tage verbringe ich kaum noch Zeit im Theater oder im Museum, dafür umso mehr

in privater Konsultation mit Mrs. Astor's Four Hundred. Die Damen dieses erlauchten Gesellschaftskreises wünschen zu erfahren, ob sie die richtige Wahl getroffen haben – bei der Abendtoilette oder dem Muster des Porzellans, bei Freundschaft und Liebe. Ihre Ehemänner, die die dunklen Jahre überstanden haben, wollen wissen, welche Aktien steigen oder fallen, welche Unternehmen eine hohe Rendite abwerfen werden. Aus Freude über den einen oder anderen Zufallstreffer bin ich gelegentlich in die Arme eines Bankiers, des einen oder anderen Aktienhändlers gesunken, aber das waren Überschreitungen aus freiem Willen.

Bei Miss Everett hat sich nichts geändert; ihr Haus gehört zu den Institutionen dieser Stadt wie die Wall Street und die Metropolitan Bank.

Auch bei Dr. Sadie hat sich in beruflicher Hinsicht wenig geändert, doch nun ist sie mit Mr. Hetherington verheiratet und lebt in New Jersey, ihr Geist durch die Geburt ihres ersten Kindes, eines kleinen Mädchens, erneuert. Mit dem Baby auf dem Arm hält sie zu Hause Treffen der »Gesellschaft zur Vorbeugung gegen Gewalt an Kindern« ab und schildert anderen Müttern das Dunkel, das sie gesehen hat. Ich gehe als ich selbst zu diesen Treffen, in dezenter Kleidung, mit gebändigtem Haar, und erzähle meine Geschichte. Wenn mich Frauen fragen, was sie tun können, rate ich ihnen: »Lehren Sie Ihren Kindern Aufrichtigkeit; lehren Sie Ihren Töchtern Stärke.«

Es kommt eine neue Zeit, sagt Dr. Sadie. Hoffentlich hat sie recht.

Während ich all dies schreibe, sitze ich in meinem Wohnraum, durch dessen großes Fenster ich beinahe den ganzen Park überblicken kann. Er ist von einem hohen Eisenzaun umgeben, zu dessen Toren nur wenige Auserwählte einen Schlüssel

besitzen. Ich trage meinen an einer Kette um den Hals, und wie bei einem richtigen Zigeunermädchen baumelt er auf dem Rücken.

Während meines täglichen Gangs um die Umfriedung herum suche ich stets nach einer Schwachstelle, einer Lücke, die für ein Kind groß genug wäre. Bisher habe ich keine entdeckt. Ich gehe lieber von außen um den Park herum, ich sitze nicht gern im Innern. Die Wege sind makellos sauber, jeder Busch, jede Blume, jede Bank ist schön und gepflegt. Selbst die Häuschen, die die Gärtner den Vögeln gebaut haben, sind behagliche Paläste und Trutzburgen. Doch das Tor hinter mir abzuschließen, behagt mir nicht. Schon wenn es zuschnappt, wünsche ich mir, ich könnte es für irgendein armes Kind, einen Schatten meines früheren Selbst, offen lassen.

Vor einem halben Jahr habe ich mein Haus einem jungen Mädchen geöffnet, da ich eine Zofe benötigte und gehofft hatte, einen solchen Schatten zu finden. Maggie Harlow stammt aus der Forsyth Street, nicht weit von meinem alten Heim. Sie ist ein Kind mit Esprit und stolzem Blick.

An den Nachmittagen promenieren wir mit all den anderen Damen, die ihre Kleider ausführen, über den Broadway und die Sixth Avenue. Zwischen den großen Kaufhäusern, von Stewart's bis Stern's, gehen wir gebotenen Schrittes, im Puls dieser Stadt. Bei Tiffany's am Union Square machen wir halt, sehen uns Juwelen und Schmuck an und schauen nach Steinen, die zu unseren Augen passen. Jeder Angestellte, jeder Verkäufer ist beglückt, uns zu sehen, denn es sind unsere Träume, unsere Wünsche und Geheimnisse, die Manhattan in den Himmel wachsen lassen.

Nun, wo diese Erzählung an ihr Ende kommt, ist Sommer. Neue Triebe wachsen aus dem Stumpf, der einst der Birnbaum

meines Vaters war – ich habe sie gestern erst entdeckt. Mr. Hetherington sagt, dies geschehe jedes Jahr: Der Baum drängt mit Macht zurück, bevor Mr. Huber einen seiner seltenen Auftritte hat und das zarte Grün wieder beschneidet. Irgendwann aber wird Mr. Huber nicht mehr kommen und sich der Baum mit Macht erheben.

Miss Harlow hat heute Morgen noch ihre Pflicht erfüllt, mich anzukleiden, im Anschluss jedoch ist sie zum Bahnhof aufgebrochen – ich habe ihr meinen Segen und hundert Dollar mit auf den Weg gegeben. Sie ist ein wundervolles Kind und besitzt genügend Ehrgeiz, jedes ihrer Ziele zu erreichen. Wie hätte ich sie da aufhalten können? Ich habe ihr die Taschen mit Geld gefüllt und sie ziehen lassen.

Sie reist nach Kalifornien, auf der Suche nach dem Glück und sich selbst.

Ich muss nun ein neues Mädchen finden.

DIENSTMÄDCHEN GESUCHT

Angesehene, finanziell unabhängige Dame sucht
junges Mädchen zwecks Einstellung als Zofe.

Kenntnis im Umgang mit Nadel und Faden erwünscht.

Bevorzugt für Mädchen aus der Gegend
südlich der Houston Street.

DANK



Folgenden Personen schulde ich aufgrund ihrer enormen Hilfsbereitschaft, ihres Einsatzes und ihrer Beiträge zu diesem Buch großen Dank: Meiner Familie und meinen Freunden aus nah und fern – danke für Ermutigung und offene Ohren.

Meinen Eltern, die stets bei mir sind.

Meiner fantastischen Agentin Helen Heller, für ihre Weisheit und Expertise.

Anne Collins, für ihre redaktionelle Meisterschaft und Eleganz.

Allyson Latta, für ihr scharfes Auge und ihre Fähigkeit, die richtigen Fragen zu stellen.

Kelly Hill, die all meine Worte in Magie verwandelt.

Deirdre Molina und Nicola Makoway, für ihr wunderbares Talent, die Dinge auszudeuten.

Diane Martin und Angelika Glover, für ihren Enthusiasmus und ihre Unterstützung.

Chris O'Neill vom Ross Creek Centre for the Arts und Ken Schwartz vom Two Planks and a Passion Theatre – Eure Freundschaft im Leben und in der Kunst bedeutet mir alles.

Den Schauspielern des Zuppa Theatre Co. sowie dem Ensemble und den Mitarbeitern des Jerome – ihr seid die Musen von heute!

Den 2010er Creeklings – Rebecca, Ruby, Ivy, Mariah und

Ainslee, und den verdienten ehemaligen Creeklings, Caitlin, Sarah und Aliah. Ihr, meine Lieben, werdet die Welt im Sturm erobern.

Den Mitarbeitern der New York Historical Society aus Museum & Library, die sich meinen unzähligen Fragen und Recherchen gewidmet haben.

Dr. Steven G. Friedman vom New York Downtown Hospital, der mir die Tür zu seinem Büro geöffnet und geholfen hat, eine Seite aus dem Leben meiner Ururgroßmutter zu finden.

Milly Riley, für deine Bereitschaft, einige Kapitel deiner Familiengeschichte mit mir zu teilen.

Und den drei Menschen, die mein Ein und Alles sind – meinen Söhnen Ian und Jonah, sowie meinem Partner im Leben und der Literatur, meinem Ehemann Ian. *Du meine Seele, du mein Herz.*

Table of Contents

PROLOG

1871

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

XI

XII

XIII

XIV

XV

XVI

XVII

XVIII

XIX

XX

XXI

XXII

XXIII

XXIV

XXV

XXVI

XXVII

XXVIII

XXIX

XXX

XXXI

XXXII

EPILOG

DANK